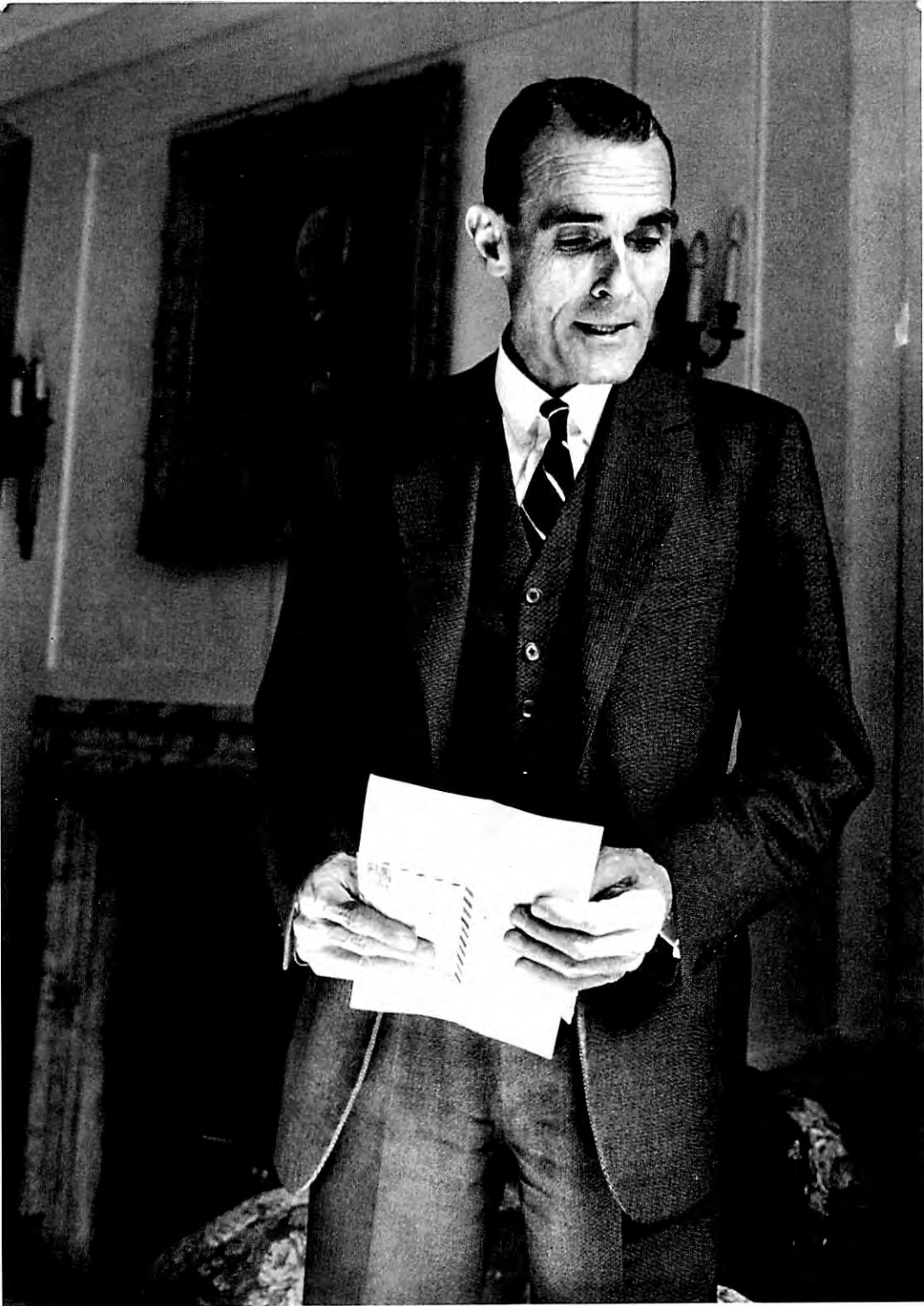


PETER HOWARD

AUFBRUCH ZUM MODERNEN MENSCHEN



Peter Howard in London 1964

**Peter Howard**

Aufbruch  
zum  
modernen  
Menschen

*von Anne Wölrige Gordon*

VERLAG C. J. BUCHER LUZERN UND FRANKFURT/M

Titel der englischen Originalausgabe  
PETER HOWARD LIFE AND LETTERS  
bei Hodder and Stoughton Ltd, London E. C. 4  
© The Oxford Group, 1969  
aus dem Englischen übersetzt von Fulvia Sporri

Die deutschsprachigen Rechte liegen beim  
Verlag C. J. Bucher, Luzern und Frankfurt/M, 1971  
Alle Rechte vorbehalten  
Druck C. J. Bucher AG, Luzern  
ISBN 3. 7658 0116 X  
Umschlag H. F. Kammermann  
Printed in Switzerland

*Juliette, John, Kate  
Patrick, Emma, Tom und Caroline  
gewidmet*

# VORWORT

Ich habe dieses Buch Peter Howards Enkelkindern gewidmet. Er war ein Mann, der für die Zukunft lebte und plante; darum ist es nur richtig, daß diejenigen, die die Zukunft sind, sich diese Geschichte zu eigen machen können.

Wahrscheinlich haben viele von Ihnen in der deutschsprachigen Welt den Namen Peter Howard noch nie gehört. Vielleicht fragen Sie sich, warum Sie ein Buch über einen Mann lesen sollten, der nur fünf Worte Deutsch konnte: «Ich bin ein dummer Engländer.»

Ein demütiger Engländer ist etwas Außergewöhnliches; ein Engländer, der von den deutschsprachigen Völkern sowohl in der geistigen wie auch in der ideologischen Sphäre Großes erwartet, ist etwas Seltenes. In meinem Vater werden Sie beides finden.

Er begann sein Leben als ein Schuljunge mit einem verkrüppelten Bein – und wurde Captain der englischen Rugby-Nationalmannschaft. Er war ein agnostischer Journalist – und fand, als er die Moralische Aufrüstung traf, einen Glauben an Gott. In seiner Zeitung bekämpfte er den Nationalsozialismus mit aller Kraft, aber den deutschen Kriegsgefangenen auf seinem Hof war er ein guter Freund. Fünfundzwanzig Jahre lang gebrauchte er sein Leben dazu, um die Menschen mit ihrem Schöpfer zu konfrontieren.

Dieses Buch ist keine Biographie. Einerseits glaube ich nicht, daß nächste Familienangehörige Biographien schreiben sollten. Andererseits ist es auch noch zu früh, manches aus dem vorhandenen Material zu veröffentlichen. Viele Freunde meines Vaters sind noch am Leben, und seine Arbeit hatte sich mit den tiefsten und persönlichsten Seiten ihres Lebens befaßt. Menschen vertrauten ihm Dinge an, die kein anderer von ihnen wußte. Er sprach nie davon, und er hätte es nicht gewollt, daß seine Briefe darüber gelesen würden, besonders nicht zu ihren Lebzeiten. Solche Freundschaften gehörten zu seinen täglichen Erfahrungen, und ohne sie wäre seine Lebensgeschichte unvollständig.

Bevor ich anfang, dieses Buch zu schreiben, las ich über sechzigtausend Briefe meines Vaters und alle seine Artikel, Bücher und Theaterstücke. Ich habe drei Jahre an diesem Buch gearbeitet, und so ist das Ergebnis wohl so vollständig wie möglich.

Für alle, die in den deutschsprachigen Ländern Freunde meines Vaters waren, soll diese Geschichte an die Vision erinnern, die er für sie und ihre Völker hatte. Für diejenigen, die ihn nicht gekannt haben, hoffe ich, eine anschauliche und lebendige Einführung in sein Leben geschrieben zu haben.

Den folgenden möchte ich danken für ihre unermüdliche Hilfe in der Übersetzung und der Vorbereitung der deutschen Ausgabe:

Frau Lisa Beck, Fräulein Ursina Bisaz, Frau Elisabeth Bockmühl, Fräulein Hanni Häberli, Baron und Baronin Hahn, Herrn Fritz Hirschner, Fräulein Claire Locher, Professor Theophil Spoerri, Herrn und Frau Pierre Spoerri, Herrn Benjamin Utzinger und Herrn Eugen Zeller.

Herrn Peter Lotar möchte ich besonders für die Übersetzung der Gedichte danken.

Den folgenden möchte ich für ihre Erinnerungen und Beiträge danken: Herrn und Frau Max Bladeck, Herrn und Frau Hubert Eggemann, Herrn Fritz Hirschner, Herrn Egon Karter, Herrn und Frau Viktor de Kowa.

*Anne Wolrige Gordon*

# I

**P**eter Howard stammte aus einer alteingesessenen Bauernfamilie aus Meldreth in der Grafschaft Cambridgeshire. Seit dreihundert Jahren bebauten sie ihr Land und waren tüchtige, wohlhabende Leute. James Howard war Kirchenvorsteher im Jahre 1680, und 1710 wurde sein Sohn John einer der sechs Wahlmänner in seinem Dorf. Johns Enkel, namens James Howard, besaß ein Haus und vier Hektar Land. Er kaufte den Jägern in Cambridgeshire das erlegte Wild ab und verkaufte es wieder auf dem Leadenhall Market, dem Londoner Wildbretmarkt.

James' Söhne erfüllten leider nicht alle Hoffnungen ihres Vaters. Besonders sein zweiter Sohn, John, wurde das schwarze Schaf der Familie. Mehr als einmal kam er infolge von Schulden ins Gefängnis; er verließ seine Frau wegen einer anderen, starb im Jahr 1850 und wurde im Armengrab bestattet. Durch seine Söhne Henry und Ebenezer wurde dieser John Howard zum Großvater beider Großeltern von Peter Howard.

Henry war 1841 nach Kanada ausgewandert. Er starb dort, und seine Frau begann ein Schiffsproviand-Unternehmen in Halifax in Neuschottland. Das Geschäft gedieh, sie kehrte nach England zurück und ließ es in den Händen ihrer beiden Söhne, Ebenezer und John. Als sie in England ankam, ging sie natürlich ihren Schwager, ebenfalls mit Namen Ebenezer, besuchen. Er hatte eine reiche Fabrikantentochter aus der Baumwollindustrie von Yorkshire geheiratet und war mittlerweile selber ein wohlhabender Grundstückbesitzer in der Londoner City geworden. Sie hatten eine Tochter, Gracie, in die sich ihr Vetter, der junge Ebenezer Howard aus Halifax, prompt verliebte, als er seiner Mutter in England einen Besuch machte. Die beiden jungen Leute wurden Peter Howards Großeltern.

Der junge Ebenezer besuchte Gracie zum erstenmal, als sie fünfzehn Jahre alt war. Er war in Halifax nicht lange zur Schule gegangen, war aber gut belesen, kannte die Bibel und war ein überzeugter Puritaner. Er schrieb ein klares, vortreffliches Englisch und war ein geschickter Redner. Aber er war auch ein Träumer und dazu enorm faul. Es war ihm gleichgültig, ob er seine Briefe zu Ende schrieb oder seine Sätze zu Ende sprach.



Die Howards versuchten, die Zusammenkünfte der jungen Leute zu unterbinden, was ihnen aber nie ganz gelang. Eines Nachmittags gingen Gracie und ihre Mutter zum Tee zu einer Cousine; sie wußten allerdings nicht, daß Eben dort war. «Eben kam herein, und als wir uns verabschiedeten, wollte er uns vor die Türe begleiten. Meine Mutter hielt das für unnötig und sperrte Eben kurzerhand im Wohnzimmer ein. Als wir am Bahnhof ankamen, stand Eben vor uns. Er war aus dem Wohnzimmerfenster geklettert und hatte uns überholt.»

Kurz nach Gracies einundzwanzigstem Geburtstag zog die Familie in ein Haus bei Hastings um; denn die Luft dort sollte Gracies Vater, der krank geworden war, gut tun. Eines Abends erschien Eben plötzlich mit einem anderen Vetter und erklärte, sie seien in einem benachbarten Hotel für das Wochenende abgestiegen. Sie wurden fürs Mittagessen am Sonntag eingeladen, blieben aber bis zum Tee und auch noch zum Abendessen.

«Es war eine herrliche Nacht an jenem 13. Oktober 1878», schrieb Gracie später. «Nach dem Abendessen flüsterte mir Eben zu: «Wie wär's mit einem Spaziergang?» Wir gingen schweigend eine Weile, vorbei an der St.-Johns-Kirche, bis wir auf einen offenen Platz kamen. Es muß ungefähr halb neun oder neun Uhr gewesen sein, denn man konnte schon alle Sterne sehen. Er sah mich ruhig an und sagte: «Glaubst du, mein Liebes, daß du mich eines Tages lieben könntest?» Und ich sagte: «Ja, ich glaube, ich liebe dich schon jetzt.»

So verlobten sich Eben und Gracie; aber ihre Eltern waren weiterhin gegen diese Ehe. Gracies Mutter warnte sie: «Sie erzählte mir grausige Geschichten darüber, was durch Ehen zwischen Vettern und Cousinen ersten Grades Schlimmes passieren könne. In meinem Herzen ließ ich ein Gebet zum Himmel steigen, daß ich nie solches Unglück auf unschuldige Geschöpfe bringen möge.»

Am 17. April 1880 heirateten Gracie und Eben. Ein Jahr später, am 10. Februar, wurde ihr erster Sohn Ebenezer, Peter Howards Vater, geboren. Ihm folgten vier weitere Kinder: Kitty, Arthur, Catherine, die in früher Kindheit starb, und Geoffrey. Keines dieser Kinder litt unter den Gebrechen, die Großmutter Howard vorausgesagt hatte. Sie sahen alle gut aus, waren über einen Meter achtzig groß, hatten eine kräftige Stirn und tiefliegende Augen. Sie besaßen alle ein stark ausgeprägtes Gedächtnis und waren intellektuell und sportlich begabt.

Die drei Jungen wurden nach Haileybury ins Internat gesandt und gingen dann nach Oxford. Die Tochter kam in das bekannte Pensionat nach Roedean. Ebenezer und Arthur waren gute Rugbyspieler. Arthur spielte auch Cricket für Oxford und für die Grafschaft Sussex. Geoffrey führte eine gute Feder, war unterhaltsam und wurde später Queen's Counsel<sup>1</sup> und Richter am Obersten

<sup>1</sup> Queen's Counsel: hohes juristisches Amt.

Gerichtshof. Alle waren in ihrer Art direkt – manchmal bis zur Grausamkeit –, doch ihr Charme ließ das oft übersehen. Freunde scharten sich gerne um sie, denn sie hatten Witz und Mut, und das Haus ihrer Eltern stand immer allen offen.

Gracie und Eben waren trotzdem nicht so glücklich, wie sie es erhofft hatten. Die Kinder fühlten sich Gracie näher, denn sie hatte die Offenheit und Fröhlichkeit, auf die Kinder natürlicherweise ansprechen. Der Vater war eine kühle Persönlichkeit und hatte das, was die Kinder enge, viktorianische Auffassungen nannten. Überdies war er auch eigenwillig.

Später ging er in die Lokalpolitik und kandidierte gegen Lord de la Warr für den Posten des Bürgermeisters von Bexhill. Er gewann die Wahl und wurde Bürgermeister.

Eben Howard stand zu seinem Glauben. Fast jeden Sonntag hielt er kräftige Predigten, die aber bei seinen Söhnen nicht ankamen. Sie hielten seine Art Christentum für zu engstirnig.

Ebenezer, sein ältester Sohn, kam nach Beendigung seines Oxforder Studiums nach London und bereitete sich darauf vor, Anwalt zu werden. Kurz vor dem letzten Examen verliebte er sich in Evangeline Bohm und entschloß sich, sofort zu heiraten. Seine Eltern, die schon hundert Pfund Examensgeld einbezahlt hatten, waren wütend. Aber getreu der Familientradition kümmerte sich Ebenezer nicht darum. Er heiratete Evangeline und wurde Lehrer an einer Schule in der Nähe von Oxford. Er ließ sich in Maidenhead nieder, in einem armseligen kleinen Haus, da er fast kein Geld besaß und sich wegen seiner Heirat den Eltern entfremdet hatte.

Am frühen Morgen des 20. Dezember 1908 wurde ihnen ein Sohn geboren. Sie nannten ihn Peter Dunsmore Howard.

## 2

Peters Ankunft brachte beide Familien einander wieder näher. Die Ankündigung aber, daß er Peter heißen sollte und nicht Ebenezer, ließ alle alten Gefühle wieder aufleben. Trotzdem reisten Gracie und ihre Tochter Kitty bald nach Weihnachten nach Maidenhead, um sich das Baby anzusehen. Kitty wollte ihren kleinen Neffen betrachten, zog die Decke weg und entdeckte zu ihrem Schrecken, daß sein linkes Bein ganz dünn war und daß Ferse und Kniekehle aneinandergewachsen waren – das Schienbein war halbkreisförmig verbogen.

Sofort bestand Gracie darauf, daß Peter nach London gebracht werde, damit man dort die größten medizinischen Kapazitäten konsultieren könne. Keine Kosten sollten gescheut werden. Evangeline versuchte zu protestieren und meinte, es werde schon alles irgendwie recht werden. Man kann ihre Haltung nur so verstehen, daß sie alle Schuld für Peters verkümmertes Bein auf sich nahm. Die Familie Howard hatte sie nie als eine der ihren aufgenommen, und nun fürchtete sie, daß es damit noch schlimmer werde. Sie hatte durch all das auch einen Schock erlitten. Zum Schluß siegte doch der gesunde Menschenverstand, und man brachte Peter nach London. Sein Bein wurde operiert und geradegerichtet; aber die Ärzte hatten wenig Hoffnung auf Heilung. Von nun an mußte Peter während seiner ganzen Kindheit jede Woche zum Arzt fahren.

Evangeline Howard war eine auffallend schöne Frau. Sie war von österreichischer Herkunft, hatte eisblaue Augen, rötliches Haar und ein hitziges Temperament. Sie besaß ein herzliches und frohes Gemüt, liebte Kinder und verschwendete ihre ganze Liebe auf Peter. Im Gegensatz dazu war Eben, ihr Mann, ein Disziplinmensch und exzentrisch. Morgens nahm er vor dem Frühstück ein kaltes Bad, turnte und sprang mit dem Seil – eine Angewohnheit, die er bis zu seinem Tod beibehielt. Er aß wenig und nur, was er wollte, besonders Käse und braunes Brot in großen Brocken und ganze Päckchen von Datteln. Er haßte alles Getue und war entschlossen, daß Peter genauso erzogen werden solle wie alle anderen Jungen, womöglich noch strenger.

Als Peter über ein Jahr alt war, kaufte sein Vater für hundert Pfund Sterling den halben Anteil an der Crescent House-Schule in Cliftonville bei Brighton.

Die Familie zog von Maidenhead weg, und Ebenezer Howard wurde Schuldirektor. Ebenezer Cecil Howard wurde von den Jungen in seiner Schule immer «E.C.H.» genannt.

In Brighton wurde Miss Irene George angestellt, um für Peter zu sorgen und gleichzeitig als Hausmutter in der Schule zu wirken. Nanny<sup>1</sup> George, wie sie nun genannt wurde, war erst zwanzig Jahre alt. Sie war eine ganz im viktorianischen Sinn strenge «Nanny»; aber sie gewann Peters Herz sofort.

E.C.H. war ein außergewöhnlich guter Lehrer. Er besaß die Gabe, den Jungen sein Wissen so weiterzugeben, daß sie es nie vergaßen. Die meisten kamen aus armen Familien und hatten nur eine Hoffnung: durch ein Stipendium an eine gute Schule zu kommen. E.C.H. arbeitete mit ihnen hart auf dieses Ziel hin. Um einen Jungen durchs Examen zu bringen, opferte er alles: Wochenende und halbe Feiertage, und oft gab es auch Schläge als besonderen Ansporn. Sein Humor war manchmal etwas ausgefallen. Einer seiner liebsten Scherze bestand darin, einen Neuankömmling beim Frühstück zu fragen, ob er gerne Porridge hätte oder lieber auf Eier und Speck warten möchte. Die meisten Neuen entschieden sich, auf die Eier zu warten. Nur kamen sie nie. So lernten die neuen Jungen rasch, mit Porridge zufrieden zu sein.

Es ging auch um das Essen, als Nanny George ihren ersten Streit mit den Eltern Howard hatte. Peter bekomme nicht genug zu essen, sagte sie ihnen. Oft gab es abends nur einen kleinen Hering für sie beide. Doch Nannys Bitte wurde abgelehnt. Von nun an brauchte sie den größten Teil ihres Lohnes, um für Peter Extrabissen zu kaufen. Sie versteckte sie unter den Decken des Kinderwagens, schmuggelte sie ins Haus und in die Küche, wo Clara, die Köchin, sie zubereitete. Sie sorgte auch für warme Kleidung, denn Peter hatte weniger als das Nötigste für die kalten Wintermonate. Die Howards hatten wirklich wenig Geld, aber bei diesem Spartanertum ging es mehr um das Prinzip als um Geld oder Geiz; es war Ebenezers Erziehungsprogramm für Peter.

Nanny George massierte Peters Bein jeden Abend mit Kokosfett, bis er sieben Jahre alt war. Jede Woche brachte sie ihn zum Arzt. Dort wurde Peter eingeschlafert, damit das Bein behandelt werden konnte. Nur da zeigte er Angst. Er legte sich nicht auf den Tisch, solange Nanny George nicht neben ihm stand. Dann verlangte er, daß sie sich selber Watte auf Mund und Nase legen sollte, bevor er sich die Maske aufsetzen ließ. Jedesmal tat ihm Nanny George diesen Gefallen.

Nanny George sparte nicht mit ihrer Liebe. Im Haus war sie für peinliche Ordnung. Ausflüge liebte sie besonders, und oft nahm sie Peter mit an den Strand in Brighton oder in die Downs – jene sandigen Hügel über den weißen

<sup>1</sup> Nanny: englische Kinderschwester.

Klippen – und bei schönem Wetter auf Picknicks. Jeden Sonntagnachmittag nahm sie Peter in den Kindergottesdienst mit. Das waren nicht nur regelmäßige, sondern für Peter auch unfreiwillige Übungen, an die er sich gut erinnerte:

«Von der Kanzel herunter stellte der Pfarrer Fragen, die die Kinder beantworten mußten. «Wer tötete den Riesen Goliath?» fragte er. Die eine Hälfte der Kinder war zu verängstigt, um dem Mann im weißen Chorhemd da oben zu antworten. Die andere Hälfte wußte die Antwort nicht. Ich gehörte zu beiden Hälften.

Aber Nannys strenger und beinhardter Ellbogen gab mir einen Stups. «David», flüsterte die Stimme. Dann ein zweiter Stups. «Nun los schon, sag David.» Gehorsam schluckte ich einmal und murmelte «David» von unserer Bank aus. «Sehr gut, sehr gut», tönte es von der Kanzelhöhe herab, und ein Lächeln wie der Sonnenaufgang erschien über dem Chorhemd, während sich Nanny stolz umsah und alle Bewunderung für ihren Sprößling auf sich nahm. Bald verlor ich meine Angst vor dem Prediger. Sobald er seine Fragen gestellt hatte, wartete ich gespannt auf das Flüstern in mein Ohr, damit mir ja niemand zuvor kommen konnte. Ich hatte es mit meiner Antwort so eilig, daß ich einmal laut «Abraham» rief, als die Antwort «Ahab» hätte lauten sollen.»

Nanny hatte Humor, war aber auch streng unparteiisch. Sogar gegenüber den Eltern Howard nahm sie kein Blatt vor den Mund, wenn sie merkte, daß sie Peter ungerecht behandelten. Aber sie tat dies nie in Peters Gegenwart und erlaubte auch Peter nie, seine Eltern zu kritisieren.

1911 wurde ein neuer Junge, William Hood, in die Crescent House-Schule aufgenommen. Er erzählte: «Als die Köchin Clara die Haustüre öffnete, biß mir ein Foxterrier namens «Trimmer» ein tüchtiges Stück aus meiner Wade. Die Wunde mußte sofort mit einem scharfen Mittel behandelt werden, was sehr schmerzhaft war. Ebenezer Howard aber sagte, ohne irgendein Mitgefühl zu zeigen, daß dieser Hund gewöhnlich nur Dienstboten und Hausierer beiße.

Peter Howard war damals nur etwa zwei Jahre alt, ein gutaussehender kleiner Kerl, seiner Mutter sehr ähnlich. Sein schwaches Bein war leicht nach innen gedreht, so daß er oft darüber stolperte, wenn er durchs Haus jagte. Er besaß das rasche Temperament seiner Mutter.»

Als 1914 der Krieg ausbrach, meldete sich Peters heißgeliebter Onkel Arthur als Freiwilliger. «Onkel Arthur war wie aus kühlem, feinem Stahl. Er war blauäugig und blond, ganz anders als die übrigen robusten Howards. Er war ein Held, so fröhlich und so tapfer. Er war ein fabelhafter Fußballspieler, und die Menge jubelte vor Begeisterung, wenn er mit dem Ball vorstürmte.»

Onkel Arthur zog nach Frankreich in den Kampf gegen die Deutschen. Die Familie hatte ihm eine kugel- und splittersichere Stahlweste geschenkt. Sie schützte ihn vom Hals bis unter die Hüfte. Onkel Arthur machte Witze darüber, als er sich verabschiedete. Für den jungen Peter war er wie ein unbesiegbarer Eroberer:

«Ich erinnere mich, wie die Züge voller Truppen abfuhren und in der Abenddämmerung voller Verwundeter wiederkehrten. Man hörte fieberhafte Jubelrufe und hektisches Lachen, dann Lieder wie «It's a long way to Tipperary». Die Gewalt dieser Melodien zerriß einem das Herz. Es waren die letzten Worte, die so viele Mütter, Frauen und Töchter hörten, als die Züge zuerst langsam, dann immer schneller gegen Süden in die Dunkelheit verschwanden.

Dann war plötzlich alles still. Die Gespräche erstarben, niemand brauchte mehr fröhlich zu tun, damit die Jungen doch mit einem Lächeln als Erinnerung hatten abreisen können. Überall drängten sich die Frauen in dunklen Gruppen zusammen. Eine Weile noch standen sie still, starrten den entschwindenden Rücklichtern des Zuges nach, bis sie sich dann rasch und leise mit gesenktem Kopf abwandten und durch die Bahnschranken ihren jetzt leeren Häusern und Heimen entgegencilten.»

So konnte sich Peter als sechsjähriges Kind an den Abschied von Onkel Arthur erinnern. Der Krieg sollte ihm aber noch näher rücken. «Onkel Arthur ging mit seinem Feldweibel eines Nachts auf Patrouille ins Niemandsland. In den deutschen Gräben feuerte jemand eine Leuchtrakete ab. Onkel Arthur und der Feldweibel warfen sich flach zu Boden. Eine Granate explodierte in der Nähe. Nach einem Weilchen sagte der Feldweibel: «Es ist vorbei, Sir, wir können aufstehen.»

Onkel Arthur antwortete: «Ich versuche aufzustehen, aber es gelingt mir nicht recht.» Auf einem Schubkarren wurde er ins Feldlazarett gebracht. Ein Granatsplitter hatte sein Rückgrat verletzt, ein Splitter so klein wie ein halbes Stück Zucker. Er hatte das Rückgrat dort verletzt, wo die Schutzweste am wirksamsten gewesen wäre.

Onkel Arthur war nämlich ebenso großzügig wie tapfer. In jener Nacht auf Patrouille war der Feldweibel an der Reihe gewesen, die Weste zu tragen.»

Onkel Arthur konnte aus eigener Kraft nie mehr den unteren Teil seines Körpers bewegen. Noch ein Kind, sah Peter einen lebendigen Menschen von Tag zu Tag und von Jahr zu Jahr mehr verfallen – und das sieben Jahre lang:

«Onkel Arthurs untere Körperhälfte schrumpfte wie zu einer Mumie zusammen – auch diese tapferen Beine, die unter dem Jubel der Menge gesprungen und gelaufen waren und den Ball so oft geschossen hatten. Er starb. Für die meisten Familien ist der Krieg mit seiner Brutalität und Trauer in einer per-

sönlichen Tragödie, wie in der meines Onkels Arthur, verkörpert. So verab-scheute ich den Krieg. Er war so sinnlos. Onkel Arthur war in den Krieg ge-zogen, damit es keine Kriege mehr gebe.»

1916 wurde Peter sieben Jahre alt, und sein Vater beschloß, ihn in die unterste Klasse der Crescent House-Schule aufzunehmen. Um dabei allen seine Unpar-teilichkeit zu beweisen, entschied E.C.H., Peter ebenfalls zu bestrafen, wenn ein anderer Junge bestraft werden mußte. Somit erhielt Peter regelmäßig Strafen, machmal unverdient, oft aber verdient.

Peter war ein aufgeweckter und energischer Schüler. Er lernte rasch. Stun-denlang konnte Nanny ihm etwas vorlesen: Abenteuergeschichten, Märchen und Tiergeschichten. Gewisse Erwachsene behandelten Peter seines dünnen Beines wegen anders als die übrigen Kinder; aber Nanny brachte ihm bei, selber damit fertigzuwerden. Sie zeigte ihm, sein Bett und sein Zimmer in Ordnung zu halten, seine Wäsche zu waschen und zusammenzulegen. Er lernte sich anzuziehen, obwohl eine eiserne Schiene an seinem Bein ihn dabei sehr behinderte, und nicht zu heulen, auch wenn es weh tat. Trotz alledem war Peter ein unabänderlich struppiger Schuljunge, außergewöhnlich unordentlich und immer auf dem Sprung. Erhitzt, mit roten Backen und wirrem Haar konn-te er in ein Zimmer stürzen, Hände und Gesicht voller Tinte – meistens mit einem Schabernack im Sinn. Vielleicht fiel anderen sein krankes Bein auf, ihm nie. Vielleicht, weil weder sein Vater noch Nanny George es als ein Hindernis betrachteten. Nur mußte er zehn Minuten vor allen anderen ins Bett, damit sein Bein massiert werden konnte.

Ein neuer Schüler, Geoffrey Coxon, wurde damals in die Schule aufgenom-men. Er erzählt:

«Unser Direktor, Ebenezer Cecil Howard, war ein Original. Er war groß und dunkel und schien uns turmhoch zu überragen. Er trug ein grünes Sport-jackett und uralte graue Flanellhosen. Er arbeitete außerordentlich viel mit uns, um uns etwas beizubringen – dafür spricht die Anzahl von Stipendien, die unsere Schule erhielt. Ich glaube, er ging mit Peter noch strenger um als mit uns allen, weil er zeigen wollte, daß er keine Günstlingswirtschaft mochte. Ich hatte Glück, denn ich kam gut mit ihm aus und habe warme Erinnerungen an diesen etwas exzentrischen, aber glänzenden Lehrer. Seine Frau, Peters Mutter – sie wurde von uns Jungen mit «Madam» angedet –, war eine schöne Frau.

Peter muß sehr intelligent gewesen sein, denn er arbeitete – als ich damals 1920 wegging – in einer Klasse von Jungen, die zwei Jahre älter waren als er.

Er war ein stürmischer Kerl, der stets hin und her raste, meistens schmutzig und mit heißem Kopf.

Güte und Freigebigkeit lagen ganz in Peters Natur. Wenn seine Mutter mich manchmal scharf zurechtgewiesen hatte, kam er plötzlich und sagte: «Sie hat es nicht so gemeint.» Er machte gerne Geschenke, und ich erhielt einmal ein Photoalbum von ihm.

Sein stärkster Charakterzug aber war sein Mut. Das dünne Bein hätte Ängstlichere zurückgehalten, aber Peter nicht. Wenn es um einen Kampf oder ein Fußballspiel ging, war er immer mitten drin. Wir boxten öfters, und zu meinem großen Erstaunen – denn ich konnte Boxen nicht leiden – meisterte ich es einigermaßen. Meistens wartete ich auf den Angriff des Gegners und parierte mit einer harten Rechten, die mir einige Achtung einbrachte. Peter muß das beobachtet und seinen Schluß daraus gezogen haben. Nun wartete er, bis ich mit meiner harten Rechten kam, duckte sich, und bevor ich wußte, was mir geschah, landete seine Rechte auf meinem Kinn. Es war ein Treffer, der mich in späteren Jahren sicher erledigt hätte. Glücklicherweise erschien Peters Vater genau in diesem Augenblick, und endlich einmal hörte ich ein Lob für seinen Sohn: «Der saß, Peter», sagte er.»

E.C.H. hatte ein besonderes System, das «K.Ü.k.T.» hieß. Es bedeutete «Keine Übersetzung, keinen Tee». Die Jungen mußten saubere und gute Übersetzungen abgeben, bevor sie zum Tee herunterkommen durften. Hungrige Jungen mußten zusehen, wie andere zum Tee gingen. Sie wußten, daß es wirklich «K.Ü.k.T.» hieß, wenn sie nicht bald fertig machten. Erst als allerletzter, nachdem alle Übersetzungen abgegeben worden waren, erschien E.C.H. selber zum Tee.

Während seines ersten Jahres in Crescent House stürzte Peter beim Rugbyspiel und verrenkte sich das schwache Bein. Der Arzt, der ihn untersuchte, sagte ihm: «Cricket wäre ein besseres Spiel für dich. Hör mit dem Rugby auf. Sei ein guter Junge und halte dich an Cricket.»

«Im gleichen Augenblick regte sich in mir der Wunsch, Rugbyspieler zu werden», schrieb Peter später. «Sowohl mein Vater wie auch Onkel Arthur hatten beide Rugby gespielt, und so wurde es auch der Sport meiner Wahl.» Peter schenkte also dem ärztlichen Rat keine Achtung, und sein Vater ließ es kommentarlos geschehen.

Das Leben war aber nicht nur Sport oder Arbeit. Peter sammelte auch leidenschaftlich Vögeleier. Viele der Jungen taten es, und einer von ihnen besaß ein kleines Ei mit schönen Tupfen. Das zu besitzen war Peters große Sehnsucht. Er stahl es und legte es in sein Pult. Der Besitzer meldete E.C.H. den Verlust,



und auf seinen Befehl hin wurden alle Pulte durchsucht. Man fand das Ei in Peters Pult. E.C.H. befahl ihm vor der ganzen Klasse, das Ei zurückzugeben. Doch nicht genug damit. Peter besaß ein Taschenmesser. Es war sein größter Schatz. Es hatte einen Korkenzieher, einen Haken, mit dem man Steine aus Pferdehufen wegkratzen konnte, und drei verschiedene Klingen. «Du hast das Ei gestohlen. Jetzt gib ihm dein Messer», sagte E.C.H. «Diesem Jungen mein Messer geben – Schlimmeres hätte man von mir nicht verlangen können», sagte Peter später. Aber er gab es her. Er lernte, wie teuer Diebstahl zu stehen kommt.

Nichts haßte E.C.H. mehr, als wenn Menschen abhängig voneinander waren. Er wollte, daß seine Jungen auf ihren eigenen Füßen stehen konnten, wenn sie seine Schule verließen. Obwohl er unter der rauhen Schale ein weiches Herz hatte, erlaubte er nie, daß dieses Herz sein Handeln bestimmte. An einem heißen Sommertag spielte Peter im wilden, hohen Gras, das neben dem Cricketfeld wucherte. Er sprang aus dem Gras auf und schnitt sich dabei in die Hand. «Ich lief zu meinem Vater und zeigte ihm die tiefe, blutende Wunde. Er sah sie sich an und band ein Taschentuch darum. Dann sah er mich an und sagte: «Weißt du, wo der Arzt wohnt?» «Ja», sagte ich. «Du mußt sofort zu ihm. Wahrscheinlich muß er es nähen, und das tut vielleicht weh, aber es wird rasch vorbei sein. Sei jetzt tapfer und lauf schnell hin.» Ich lief weg und dachte mir: «Mein Gott, jetzt läßt er mich allein.»»

Es war ein Segen, daß Crescent House lange Sommerferien hatte. Die Howards verbrachten sie gemeinsam in Harlech in Nordwales. Sie fischten, wanderten und spielten Golf. Morgens früh zog E.C.H. mit seiner Angelrute in die Hügel hinaus. Manchmal nahm er Peter mit und brachte ihm bei, wie man die Forelle in den stillen Teichen der Bergbäche fängt. An solchen Tagen wurde nicht viel gesprochen, und Peter begann das ferne Rauschen und Gurgeln der Bäche zu lieben und auch den glucksenden Ton, den seine Stiefel auf der sumpfigen Heide machten. Zur Teezeit trafen sie sich mit Nanny George und Evangeline an einem abgemachten Ort. Dann wurde über offenem Feuer Tee gebraut – mit welchem Heißhunger man alles genoß! Und die Aufregung über die gefangenen – und die verpaßten – Fische!

Als Peter acht Jahre alt war, nahm E.C.H. ihn mit auf den Golfplatz. E.C.H. war ein guter Golfspieler; aber trotzdem schenkte er dem Jungen immer seine ganze Aufmerksamkeit. Frühmorgens fuhren sie im Zug der Küste entlang zum Royal St. David's Golfclub und spielten dort zwei Runden. Da sich E.C.H. keinen Caddy leisten konnte, trugen sie die Schläger selber. Dann ging es die vier Kilometer zu Fuß nach Hause zurück. Zwischen den ersten zwei Telegra-

phenstangen an der Straße gingen sie, zwischen den nächsten zwei Stangen trabten sie – und so abwechselnd, bis sie daheim waren. Das waren für Peter die schönsten Ferien: «Ich liebte diese Zeit. Sie gab mir ein Gefühl für das, was echte Kameradschaft sein kann – aus Schweiß und Schneid geboren. Ich nahm alles so selbstverständlich hin. Aber mein Vater war damals fast fünfzig Jahre alt, und ich glaube nicht, daß er nach zwei Runden Golf noch besondere Lust hatte, mit einem kleinen Jungen die vier Kilometer nach Hause zu traben.»

Als Peter 1918 zehn Jahre alt war, wurde sein einziger Bruder, John, geboren. Sie gehörten fast zwei verschiedenen Generationen an, so groß war der Altersunterschied. Nach Johns Ankunft verließ Nanny George die Familie. Vielleicht dachte Evangeline Howard, daß ihr Peter zu sehr ans Herz gewachsen war. Was immer auch der wirkliche Grund war, ihre Abreise blieb unverständlich und machte den jungen Peter sehr traurig, da nun auch die Aufmerksamkeit aller auf das neue Baby gerichtet war. John war ein hellblonder kleiner Junge mit blauen Augen, in allem anders als Peter. Evangeline war selig, einen Sohn zu haben, der keine körperlichen Gebrechen zeigte – ein Geschenk, mit dem sie nie gerechnet hatte.

Im Sommer 1921 gewann Peter ein Stipendium für Mill Hill<sup>1</sup>. Ende Juli verließ er die Crescent House-Schule und ließ damit auch seine Kindheit hinter sich.

<sup>1</sup> Mill Hill: bekannte englische Privatschule.

# 3

## DIE TAUBEN VON SANKT PAUL

Nicht Nachtigallen kann ich mehr in London finden,  
Nicht Haubenlerche, Zaunkönig noch Finken,  
Und keine Grasmücke umflattert Gartenmauern;  
Es bleiben einzig, einzig die Tauben von Sankt Paul.

Sie flitzen Hermes gleich so hurtig durch die Lüfte  
Und beugen sanfte graue Nacken tief wie zum Gebet.  
Es lockt das Volk mit Brosamen, mit leisem Ruf  
Die freundlichen, die heitern Tauben von Sankt Paul.

Ihr, meistgeliebten aller Tiere, Vögel Londons,  
Von einer Lieblichkeit, die über alle Worte,  
Man wird, wenn Londons Größe einst zerfällt,  
Noch immer lieben euch, die Tauben von Sankt Paul.

P. D. Howard  
Mill Hill, Sommer 1924

**W**ie es der Name sagt, steht die Mill Hill-Schule auf einem Hügel. Rundherum breitet sich grüner Cricket- und Tennisrasen aus; unter den alten Bäumen kann man an klaren Sommerabenden sitzen und, so weit das Auge reicht, die große, rauchige Stadt London sehen. Die Schul- und Wohnhäuser sind im viktorianischen Stil gebaut; sie stehen einzeln und sind dennoch durch jene einzigartige Atmosphäre einer englischen Privatschule ein einheitliches Ganzes. In den Gängen und Hallen meint man noch die Schritte und die Stimmen unzähliger Generationen von jungen Engländern zu hören. Mittendrin liegen die Sportfelder – reich und grün im Sommer, schlammig und braun nach zahllosen Hockey- und Rugbyspielen im Winter.

Am 22. September 1922 kam Peter Howard nach Mill Hill. Er wurde nicht wie die meisten anderen von seinen Eltern begleitet. E.C.H. fand, es sei besser für ihn, wenn er allein ginge. So verabschiedete sich Peter von seinen Eltern in der Londoner Wohnung seiner Großeltern. Und wie die meisten Jungen, die zum erstenmal in eine Privatschule kommen, war er nervös und gespannt.

Peters Haus in der Schule hieß Priestley House<sup>1</sup>. Obwohl er nur dreizehn Jahre alt war, kam er in eine Klasse, in der alle fünfzehn Jahre alt waren. Sein Klassenlehrer sagte: «Er kam in eine höhere Klasse, da er die besten Noten in Griechisch und Latein hatte. Wir wollten damit ganz bewußt Peter in den Hauptfächern unterstützen. Wir wußten, daß er in den anderen Fächern sowie so rasch aufholen würde.»

Für Peter war das nicht so einfach. Die Jungen seines eigenen Alters hielten ihn für eingebildet, und in seiner Klasse sah man ihn als Eindringling an. Sie bemerkten seine eiserne Beinschiene und machten sich lustig darüber. «Wir gingen oft ins Schwimmbad. Dort stellten mir die Jungen Fragen wegen meines dünnen Beines, und bald hatte ich das Gefühl, daß ihm irgendwie etwas Schändliches und Unsauberes anhafte.»

Wenn es ganz schlimm wurde, besuchte Peter einen seiner Lehrer, «Buster Brown», der ihn zu einem guten englischen Tee mit Kuchen einlud. «Jene Nachmittage retteten mich», sagte Peter später. Er hatte wenig Freunde und fühlte sich einsam und unglücklich. Er wandte sich ganz dem Rugbyspiel zu. E.C.H. hatte große Zweifel gehabt, ob er Peter erlauben sollte, in der viel rauheren Atmosphäre einer Privatschule Rugby zu spielen. Aber kaum war Peter in Mill Hill, ging er zum Schularzt Dr. Edwin Morley. Als geborener Überredungskünstler bekam er die Zusage des Arztes unter einer Bedingung – wenn seine Eltern auch ja sagten, dürfe er ohne Beinschiene spielen. Es war nie klar, ob E.C.H. einverstanden war oder nicht – auf alle Fälle kam die Beinschiene weg, und Peter konnte spielen. Bald entwickelte er trotz seiner Behinderung einen übermütigen Galopp auf dem Feld.

Mr. M. L. Jacks, der Direktor der Schule, erinnerte sich an Peters erstes Schuljahr: «Er war das Unordentlichste, Tintenbefleckteste von einem Buben, das ich je getroffen hatte – dabei war er äußerst lebhaft und unbezähmbar. Diese Lebhaftigkeit und Unbezähmbarkeit nahmen mit den Jahren zu. An allem, was er tat, haftete etwas von dem alten Spruch: «Schau nach, was Billy tut, und was immer es ist, sag ihm, er soll es nicht tun!»»

1923 bestand Peter mit vierzehn Jahren sein Mittelschulexamen. Tony Carter, genauso alt wie er, gehörte zu seinen wenigen Freunden: «Peter war am Anfang seiner Schulzeit nicht sehr beliebt, aber er schien sich keinen Deut um die

<sup>1</sup> Die englischen Public Schools sind in verschiedene Häuser eingeteilt, in denen die Schüler wohnen. Ein Lehrer (housemaster) ist stets Leiter eines solchen Hauses.

Meinung anderer zu kümmern. Genau das war es, was ihn mir sympathisch machte.»

Tony Carter und Peter waren im gleichen Haus. 1924 wurde ein neues Haus gebaut, das Winterstoke hieß, und es wurde um Freiwillige für Winterstoke aus den alten Häusern gebeten. Die meisten Jungen waren zufrieden, wo sie waren, und hatten nicht die Absicht umzuziehen. Anders Peter. Er zog nach Winterstoke. Sein neuer Hauslehrer war J. E. Whitehead. Peter brachte ihm ab und zu Briefe von zu Hause. «Peters Vater behandelte seinen Sohn genau wie jeden anderen Schüler. Nie begannen seine Briefe mit «Mein lieber Peter». Gewöhnlich fingen sie direkt mit einer Kritik an Peters letztem Lateinaufsatz an. Er unterschrieb mit seinen Initialen E.C.H. Peter schien das seinem Vater nie nachzutragen. Er brachte mir die Briefe und bat um die nötige Hilfe in den beanstandeten Aufsätzen. Das war das Außerordentliche an Peter, daß er Tadel und Zurechtweisung ohne Zorn annahm.» Aber wie sein Griechisch- und Lateinlehrer entdecken mußte, konnte Peter einen auch rasend machen. «Es war mitten in einer Griechischstunde. Peter schaute zum Fenster hinaus, seine Gedanken waren irgendwo, meilenweit weg. Plötzlich sagte er: «Damit bin ich gar nicht einverstanden», und versuchte darauf, genau das Gegenteil zu beweisen.»

Von einem Tag auf den anderen wurde Peter von den Jungen angenommen. Er begann, sich Freunde zu schaffen und das Leben zu genießen. Seine Phantasie lief immer auf Hochtouren. Er ersann Methoden, um ahnungslose Professoren hereinzulegen; er verschwendete kostbares Taschengeld, um Zucker vor ihre Türen zu streuen. Dann konnte man nämlich schon von weitem ihre knirschenden Tritte hören.

Peters Eltern kamen sehr selten zu Besuch. Und wenn sie kamen, hatte sich E.C.H. mit seinem Äußeren nicht die geringste Mühe gegeben. Wenn Peter schon struppig war, dann sah E.C.H. jämmerlich aus. Er erschien in seinem ältesten Anzug und zeigte viel mehr Interesse an den Prüfungsarbeiten in den klassischen Fächern und an der Bibliothek der Schule als an seinem Sohn. Manchmal verlor Peter ihn ganz aus den Augen. Am «Gründertag» lief Peter in seiner Verzweiflung zu Mrs. Whitehorn und fragte sie: «Haben Sie zufällig meinen Vater gesehen? Er trägt einen Regenmantel, der vor lauter Dreck fast steht. Er muß ihn ausziehen...»

1926 verließ E.C.H. die Crescent House-Schule und lehrte ein Jahr lang am College in Worktop. Im April fuhr Peter auf seinem neuen Motorrad nach Worktop, um die Ferien mit seinem Vater zu verbringen. Unterwegs schleuderte sein Motorrad und stieß mit einem Lastwagen zusammen. Er landete mit ein paar Quetschwunden im Graben, versicherte aber dem Lastwagenfahrer, daß

alles in Ordnung sei. Er lieh sich ein Fahrrad und fuhr die restlichen dreißig Kilometer bis nach Worksop ins Spital. Da erfuhr er, daß sein dünnes Bein an zwei Stellen gebrochen war. Er wurde sofort operiert. Als er aus der Narkose erwachte, hörte er den Arzt sagen: «Wir müssen dieses Bein vielleicht abnehmen.» Peter lief der kalte Schweiß herunter. Er flehte den Arzt an, bis zur Ankunft seiner Eltern zu warten. Die Ärzte kamen endlich zu dem Schluß, daß Peters Bein gerettet werden könne, wenn er vier Monate im Spital bleibe. «So saß ich also vier Monate lang meistens mit dem Fuß auf dem Fensterbrett. Aber es war mir egal, denn ich hatte ja noch mein Bein.»

Peter verpaßte das Sommersemester in Mill Hill. In dieser Zeit hätte er sich auf eine Prüfung vorbereiten sollen, die als Vorstufe für die Examina galt, nach denen entschieden wurde, ob man ein Stipendium für Oxford bekam oder nicht. E.C.H. meinte, daß man im Spital nicht faul zu sein brauche, und schickte Peter alle notwendigen Bücher. Zwei Wochen vor der Prüfung erhielt Peter von einem Freund einen Brief, dem er entnahm, daß er vielleicht die falschen Bücher lese. Er schrieb nach Mill Hill und entdeckte, daß es genauso war. Die richtigen Bücher kamen an, und es blieb Peter genau eine Woche zum Nachholen. «Damals habe ich sieben Tage und Nächte ununterbrochen gelesen», sagte er nachher. Er bestand jene Prüfung.

Im September 1926 kam Peter zurück und trat sofort der zweiten Rugbymannschaft der Schule bei. Bevor das Jahr 1927 zu Ende war, kam er in die erste Rugbymannschaft, in die erste Cricketmannschaft, war Mitglied der Boxstaffel, Mitglied des Leichtathletikklubs, Vizepräsident des Debattierklubs und Gewinner eines Stipendiums für das Wadham College an der Universität Oxford.

Peter und Tony Carter verbrachten oft ihre Ferien zusammen. «Jeden Pfingstsonntag gingen wir nach Hertford, um Cricket zu spielen, und jedesmal brachten wir einen Wegweiser mit nach Hause. Das heißt, Peter tat es, denn er war der einzige, der stark genug war, um diese Dinger aus der Erde zu ziehen. Um unser Haus herum stand schon eine ansehnliche Sammlung dieser Schilder, die alle die falsche Richtung zu den verschiedensten Hertfordshire-Dörfern angaben.»

Im Rugby spielte Peter in der ersten Reihe des Scrum. Er war inzwischen einen Meter achtzig groß geworden und war ein Hüne mit breiten Schultern. Er war ein glänzender Spieler und überragte alle anderen. Aber Peters Erfolg im Rugby genügte seinem ehrgeizigen Streben nicht mehr: «Leider kam ich erst im letzten Jahr in die Rugbymannschaft unserer Schule; das gefiel mir gar nicht. Ich wollte der beste Spieler der Schule sein; aber es gab mindestens neun andere, die besser waren als ich.»

Das Sommersemester ging glorreich zu Ende und brachte die zahlreichen Preise und Ehrungen mit sich, die beim Schulabschluß üblich sind. Die Liste von Peters Preisen war lang; er war auch Seniorenmeister der Leichtathleten und Herausgeber der Schulzeitung. Beim Abschiedsfest erhielt er den höchsten Preis der Schule.

Es schien, als ob der Erfolg Peter Howard leicht zugeflogen kam. Seine Freunde wußten wenig von den inneren Kämpfen, die aus einem farblosen dreizehnjährigen Schuljungen einen erfolgreichen, jungen Helden von achtzehn gemacht hatten.

Sein Direktor schrieb: «Peter Howard war nicht nur erfolgreich. Er hatte eine enorme Fähigkeit, das Leben in vollen Zügen zu genießen; er war lebendig, erfinderisch und besaß viel Witz. Er war eine Persönlichkeit, die aller Augen auf sich zog und die gerne Gefahren herausforderte. Was hätte man anderes erwarten können, als daß ein Mensch mit solch starkem Impuls, sein körperliches Handikap zu besiegen – ein Handikap, das einen Geringeren für immer in den Schatten gerückt hätte –, daß ein solcher Mensch nicht des öfteren in rauen Kontakt mit anderen Jungen und mit der Autorität im allgemeinen kam? Man konnte auch erwarten, daß solch eine Persönlichkeit bis zu einem gewissen Grade selbstbezogen war – er war es. Vielleicht zeigte er darin seine Echtheit, daß er lernte, diese starken Eigenschaften dem Dienst an der geistigen Wohlfahrt der Menschheit zu unterwerfen.»

# 4

Im Oktober 1928 ging Peter Howard nach Oxford. Er hatte ein Stipendium für das Wadham College. Mr. Jacks, sein ehemaliger Direktor in Mill Hill, hatte ihm zu einem kleinen staatlichen Zuschuß verholfen. Dieser war ihm unter der Bedingung gegeben worden, daß er nach seinem Studium Lehrer werde. Howard hatte nie die ernstliche Absicht, Lehrer zu werden; aber er brauchte das Geld. Seine Eltern konnten ihm weder das Studium zahlen noch ihm genügend Taschengeld geben. Dieser Zuschuß ermöglichte Howard das Studium und machte es vor allem angenehm.

Wie viele andere, die aus einer Privatschule kamen, fand Howard die Freiheit an der Universität anspornend und anregend. Er liebte Oxford – die Colleges und die Spaziergänge, die Isis<sup>1</sup> an heißen und trügen Sommertagen; die berühmten Parties, die erst am folgenden Morgen mit dem Frühstück aufhörten; die College-Diener mit ihrem trockenen Humor und ihren so wachsamem Augen; dann jene Winterabende, an denen man in raucherfüllten Zimmern stundenlang über fast nichts oder gar nichts debattierte. Das Jahr 1928 – zwischen den beiden Weltkriegen – schien in Oxford eine wunderbare Zeit für die Studenten, die entweder 1918 vergessen wollten oder davon träumten, daß es ein 1939 nie geben werde.

Eine der besten Schilderungen von Peter Howards Zeit in Oxford stammt aus der Feder eines Freundes, Keith Winter, der heute Autor und Dramatiker ist:

«Woran ich mich erinnere, wenn ich an Peter denke?

Ohne zu zögern, antworte ich: Er war ein Erlebnis, fesselnd wie ein unvergeßliches Happening. Wir trafen uns zum erstenmal, als ich einen Freund zu einem Nachmittagsbesuch nach Mill Hill begleitete.

In einem Studierzimmer, das für seine große, athletische Gestalt viel zu klein schien, wurde ich einem dunklen, gutaussehenden jungen Mann vorgestellt, dessen rabelais'scher Humor und außergewöhnliche Konversation haushoch allem überlegen war, was ich je in einer englischen Privatschule oder sonstwo gehört hatte.

<sup>1</sup> Fluß in Oxford.



«Nun, was hältst du von ihm?» fragte mich mein Freund auf der Fahrt zurück nach Oxford.

«Verrückt», sagte ich auf der Stelle. Nachher fügte ich hinzu: «Aber in der richtigen Art und Weise.»

Im gleichen Herbst kam er nach Oxford, und wir wurden sofort, doch eher unerwartet – denn oberflächlich gesehen, hatten wir etwa soviel gemeinsam wie Othello und Jago – die besten Freunde.

Unsere Beziehung war weder von der gemütlichen noch von der milden Art. Es war geradezu eine Lebensaufgabe, seiner Dampfwalzennatur standzuhalten, aber es war der Mühe wert – so sagte ich mir fast widerwillig.

Er konnte einen rasend machen und hatte keinen Zeitbegriff; eine Verabredung war für ihn nie eine Tatsache, sondern eher eine vage Möglichkeit; in Gesellschaft war er manchmal unmöglich; mit Menschen, die ihn langweilten, war er meistens grob; aber niemals und unter keinen Umständen war er geistlos oder langweilig.

Geld oder besser gesagt Geldmangel gab uns immerfort Grund zu Besorgnis. Einmal erlaubten wir uns eine reichliche Mahlzeit auf der Terrasse eines guten Gasthofes in Godstow an der Isis. Aus meiner Hosentasche holte ich einen Schilling und starrte ihn trübselig an. «Hier ist er», sagte ich, «mein letzter, allerletzter Schilling.»

Peter nahm ihn mir aus der Hand und warf ihn in den Fluß. Mein entsetztes Gesicht machte ihm offensichtlich die größte Freude. «So», lachte er schallend, «nun brauchst du dir keine Sorgen mehr zu machen.» Hier möchte ich sagen, daß er immer phantastisch großzügig war, wie es auch um seine eigenen Finanzen stand. Er gab sich rückhaltlos – ob es nun um Geld, um Sachen oder um ihn selber ging.

Aber gedankenlos verletzte und beleidigte er manchmal die Menschen. Es war nicht ein Kennzeichen unserer Generation, daß wir uns die Dinge reiflich überlegten; trotzdem steckte in Peter weder Bosheit noch die geringste Gemeinheit.

Sein Freundeskreis in Oxford war weitverzweigt, aber er selber gehörte keinem besonderen Set und keiner Clique an. Er war von Natur ein Athlet und ein glänzender Rugbyspieler; aber man konnte tagelang in seiner Gesellschaft sein, ohne zu merken, daß er überhaupt etwas von Fußball verstand.

Er liebte die Klassiker und kannte sie gut – aber er drängte sich nie damit auf. Er war ein Dichter, doch man mußte fast ein Detektiv sein, um es zu entdecken. Das kam weniger von falscher Bescheidenheit als von einem seltenen Sinn für das richtige Maß aller Dinge.

Es gab Augenblicke, in denen er nichts anderes zu sein schien als ein lärmiger, übersprudelnder, extrovertierter junger Mann – vor allem beim Aushecken von

wilden, extravaganten und meistens sehr komischen Streichen. Aber seine echten Taten wurden still, rasch und ohne Getue vollbracht.

In meinem letzten Jahr in Oxford brachte ich einen Roman heraus. Ich hatte mir vorgenommen, auf Biegen und Brechen Schriftsteller zu werden.

Wo aber würde dieser turbulente Meteor namens Peter einmal landen?

Wie alle seine guten Freunde wußte auch ich, daß er angeborne Führerqualitäten besaß.

Was könnte er schon führen? Oder wen? Und wohin?

Man brauchte sich darüber keine Sorgen zu machen, das ist jetzt offensichtlich.»

Peter Howards größter Ehrgeiz in Oxford war es, zur Rugbymannschaft der Universität zu gehören. Er war ein guter Spieler, aber noch weit davon entfernt, ein Oxford Blue<sup>1</sup> zu werden. Im November 1928, einen Monat nach seinem Eintritt in das Wadham College, lief ihm das Glück über den Weg:

«An einem kalten Donnerstag im Herbst, als die Greyhounds (die zweite Mannschaft der Universität) gegen Cheltenham spielten, wurde einer der Fünfzehn krank. Dank einer merkwürdigen Verkettung von Zufällen war ich der einzige verfügbare Spieler, der in die Bresche springen konnte.

Alles in diesem Spiel ging wie am Schnürchen für mich, und am nächsten Samstag wurde ich in die Oxforder Mannschaft eingereiht.

Meinen Freudenausbruch kann ich kaum beschreiben. Ich telegraphierte meinen Eltern die Nachricht sofort.

Die ganze Wintersaison hindurch spielte ich für Oxford bis kurz vor dem entscheidenden Match Oxford-Cambridge. War der einmal gespielt, so war ich ein «Blue». Alle meine Freunde – und wie viele Freunde hat man nicht plötzlich, wenn man für eine Universität Rugby spielt? – prophezeiten mir das voraus. Plötzlich mußte ich ausscheiden. Ich hörte, der Captain der Mannschaft habe Angst gehabt, ich könnte mir in einem großen Match mein dünnes Bein brechen. Dieses Risiko wollte er nicht auf sich nehmen.

Diese Entscheidung schien albern, da ich seit Monaten schon in den großen Rugby-Matches mitgespielt hatte, und zwar mindestens zweimal in der Woche, und ich mir das Bein nicht gebrochen hatte. Auf alle Fälle war es ein furchtbarer Schlag für mich, und mein Stolz war tief verletzt.»

Für Howard war die Enttäuschung unerträglich. Bitter und zornig fuhr er im Dezember nach Hause – mehr denn je entschlossen, sich seinen «Blue» zu holen:

<sup>1</sup> Oxford Blue: Zugehörigkeit zur Mannschaft, die Rugby, Cricket usw. gegen die Universität Cambridge spielt.

«Mein Vater und meine Mutter mußten Schweres mit mir aushalten: ich war unhöflich, schlecht gelaunt, giftig und sauer.»

Doch Howards schlechte Laune war nicht von langer Dauer:

«Mir blieb nur noch eine Hoffnung: die nächste Rugbysaison. Im Frühling und im Sommer dachte ich an nichts anderes als an Rugby, und kaum war der Herbst da, fing ich mit dem Training an.

Dann kam der Tag, an dem ich von zu Hause wegfuhr zurück nach Oxford, voller Hoffnung, einen Blue zu gewinnen. Meine Eltern standen vor der Haustür. Wir standen einander immer nahe, obwohl wir alle drei entschlossene, explosive Naturen hatten und einander verletzten, was uns nachher stets leid tat. Mein Vater sagte mit Nachdruck: «Ich hoffe ja schon, daß du deinen ‚Blue‘ nicht bekommst. Mehr will ich nicht sagen. Du bist sowieso schon viel zu eingebildet.»

Ich wandte mich ab und ging.

Heute weiß ich, daß sich mein Vater nur nach einem sehnte: daß ich meinen Blue bekommen würde. Aber er wußte auch, daß ich schon einmal enttäuscht worden war, und befürchtete einen neuen Schlag für mich. Darum war er entschlossen, mich nie wissen zu lassen, wie enttäuscht Mutter und er wären, wenn es wieder schiefgehen sollte.

Heute ist mir das klar – damals aber nicht. Ich war verletzt und leckte meine Wunden. Ich empfand eine deutliche Abneigung gegen meinen Vater.»

Im Herbst 1929 wurde Howard in die Oxford-Rugbymannschaft gewählt. «Nun hatte ich meinen «Blue». Die Tage vergingen wie ein Freudentraum.»

Oxford gewann auf dem Sportfeld von Twickenham den Match gegen Cambridge.

Im November begann Howard regelmäßig für die Oxford Studentenzeitschrift *Isis* zu schreiben. Im Dezember erschien dort ein Artikel über ihren neuen Rekruten, der «Peter der Große» getauft wurde:

«Peter Howard ist ein Hüne vom Wadham College. Er hat pechschwarzes Haar und eine entwaffnende Miene. 1908 geboren, hat er sein Leben unter diese Maxime gestellt: Ist eine Sache wert, getan zu werden, so ist sie es wert, mit Schwung getan zu werden.

Stark und mit den Schultern eines Bullen, ist er nicht jemand, den man in grillenhafter Stimmung antreffen möchte. Denn dann ist sein Humor derart, daß er einen Freund über die Magdalenbrücke in den Fluß werfen könnte – stän-

de ihm der Sinn danach. Er arbeitet intensiv für die *Isis*, und wenn er im Redaktionsbüro ist, scheint es gleich zum Bersten voll. Als Redaktionsmitglied ist er vielleicht noch unverantwortlicher und unbezähmbarer, als er sonst schon ist.»

Nach seinen Rugbyerfolgen wurde Howard noch ungestümer. Seine Freunde ermutigten ihn in allem, und gemeinsam organisierten sie grandiose Streiche an der Universität. Wenn sich Studenten schlecht benommen hatten, erhielten sie vom Disziplinarrat der Universität, den Proctoren, eine gedruckte Karte mit der Aufforderung, zu einer bestimmten Zeit bei ihnen zu erscheinen. Eines Morgens erhielt jeder Student in Oxford mit seinem Frühstück solch eine Vorladung auf 10.30 Uhr an einem Tag in der kommenden Woche. Durch einen seltsamen Irrtum hatte auch eine Reihe Studentinnen im Lady Margaret Hall College ebensolche Karten erhalten. Im Gegensatz zu ihren männlichen Kollegen erschrakten sie und waren empört. Sie gingen zum Dekan. Der Dekan erkundigte sich bei den Proctoren, und da er nun gewarnt war, ließ er die Tore vor dem Haus der Proctoren schließen. Trotz alledem kamen um 10.30 Uhr etwa zweitausend Studenten vor den Toren des Proctoren-Hauses zusammen, schwenkten ihre Karten und verlangten Einlaß. Jemand alarmierte vorsorglich die Oxforder Feuerwehr, daß das Haus der Proctoren in Flammen stehe. Die Feuerwehr kam an und versuchte, sich durch die erregte Studentenmenge einen Weg zu bahnen, währenddem auf den gegenüberliegenden Dächern die Pathé-Wochenschaulleute einen höchst interessanten Film der ganzen Affäre drehten.

Die Universitätsbehörden konnten nie entdecken, wo und von wem die Karten gedruckt worden waren. Es konnte niemand gefunden werden, der überhaupt etwas davon wußte. Die Feuerwehr konnte den Anrufer nicht finden, der sie zu dem nichtexistierenden Feuer gerufen hatte. Die Pathé-Wochenschau wußte auch nicht mehr, wer sie über die Ereignisse informiert hatte. Das Ganze mußte irgendwie ignoriert werden – nur ließen die Proctoren bekanntmachen, daß solches Gebaren in Zukunft schwer bestraft werden würde.

Einmal ging Howard mit seinen Freunden in die Versammlung des Christlichen Studentenbundes von Oxford. Peter unterbrach die Versammlung mit Zwischenrufen von den hintersten Bänken aus:

«Seid ihr gerettet?»

«Ja, wir sind gerettet», antworteten seine Freunde im Chor.

Während einer Lesung des Neuen Testaments fragte einer von Howards Freunden laut: «Wer sagte das?»

«Peter, Peter!» riefen die anderen zurück.

So wurde Gott, der schon in Mill Hill am besten ungenannt blieb, in Oxford zu einem Schimpfwort. Was Howard noch an Glauben besaß, verlor er nun bald. Später sagte er: «Ich rationalisierte mir alles Unrechte zurecht, und bald empfand ich es nicht mehr als Unrecht.» Aber damals erkannte er das noch nicht. Angesichts der Zweifel, die ihn bestürmten, hielt er es für realistisch und erwachsen, seinen Glauben abzulegen. Er war oft grausam in seinem Urteil über solche, die einen Glauben hatten: «Ich fand es abstoßend, wenn jemand im Zug die Bibel las.» Öfters noch fand er es lächerlich und machte sich laut darüber lustig.

Anfang 1930 wurde Oxford ganz zum Mittelpunkt von Howards Leben und Denken. Er stürzte sich Hals über Kopf in die Universitätspolitik, aber allzuwenig in das notwendige Studium. Anfang Januar geschah plötzlich etwas, was ihn für eine Weile von Oxford wegholen sollte:

«Eines Abends drehte ich das Radio an und hörte, wie der Ansager die Namen derer nannte, die in der englischen Rugby-Nationalmannschaft gegen Wales spielen sollten. Ich hörte meinen Namen. Diese Nachricht brachte mich völlig aus der Fassung. Ich kam mir plötzlich wie ein Gott vor.

Mein erster internationaler Match sollte also in Cardiff ausgetragen werden. Die englische Mannschaft fuhr zwei Tage vorher nach Penarth in Wales.

«Wirst du zum Match kommen?» fragte ich meinen Vater. «Nein, so wichtig ist das nicht», antwortete er. «Es ist eine weite Reise, ich glaube, ich bleibe zu Hause.»

Ich ärgerte mich darüber, daß mein Vater nicht bereit war, bis ans Ende der Welt zu reisen – von Wales schon gar nicht zu sprechen –, um seinen Sohn in seinem ganzen Ruhm zu erleben. So packte ich meinen Koffer.

Der Match fand in Cardiff statt. Man erwartete, daß wir verlieren würden. Statt dessen verließen wir siegreich mit wehenden Fahnen das Feld. Es war alles gewaltig, erregend und triumphal. Nicht nur hatte unsere Mannschaft gewonnen, sondern ich hatte auch die Befriedigung, gut gespielt zu haben.

Während wir uns nach dem Match umzogen, wurde mir gesagt, daß jemand vor der Türe auf mich warte. Da stand plötzlich mein Vater vor mir.

Rasch warf ich meinen Mantel über, und zusammen gingen wir hinaus in das Cardiff Arms-Stadion. Es war schon fast dunkel, und rund um uns konnte man noch die Zuschauertribünen erkennen, die kurz vorher von Hurra-Rufen widergehallt hatten. Jetzt standen sie leer; nur Zeitungsfetzen und Papierreste flatterten noch im Wind.

Vater und ich gingen über den nassen, zertrampelten Rasen, wo ich mich vor einer halben Stunde noch im Kampf um den Ball im Dreck gewälzt und mich mit aller Wucht geschlagen hatte.

Er sagte, er habe eine Tagesrückfahrkarte von London genommen und müsse darum sofort zurückfahren. Plötzlich packte er mich am Arm. Er ist kein Mann, der seine Gefühle zeigt; es war das erste und einzige Mal, daß ich ihn in Tränen sah.

Es war eine erschreckende und aufwühlende Erfahrung. Ich legte meinen Arm um ihn und versuchte, ihn zu trösten. «Was ist denn los, Vater?» fragte ich.

«Ich kann dir gar nicht sagen, wieviel das heute deiner Mutter und mir bedeutet», sagte er. «Ach, ich bin ein alter Narr, verzeih mir. Aber du verstehst – dein lahmes Bein! Es war immer so traurig für uns. Wir haben uns dafür die Schuld gegeben. Und dich heute hier für England spielen zu sehen! Und wie alles jubelte – ich kann dir gar nicht sagen, was das für uns bedeutet.»

Diese Begebenheit im Cardiff Arms-Stadion hatte auf mich einen doppelten Einfluß. Von dem Tag an habe ich meinem dünnen Bein keinen Gedanken mehr geschenkt – ich habe es einfach vergessen.

Und von dem Tag an hat mich auch das Rugbyfieber nie wieder so gepackt.»

Das Rugbyfieber hatte Howard vielleicht verlassen; aber die Fähigkeit, Rugby zu spielen, verließ ihn darum nicht. Am 8. Februar wurde er zum Captain der englischen Mannschaft gegen Irland bestimmt:

«Nach einer nächtlichen Überfahrt landeten wir in Irland. Photographen und Reporter erwarteten uns. Das Wunder meines Erfolges lag mir noch frisch in den Knochen.

Im Shelbourne-Hotel in Dublin merkte ich, wie die Blicke aller unserer Mannschaft folgten; ich ging ein paarmal durch die Halle, nur um das genießen zu können.

Am nächsten Tag fuhren wir zum Sportplatz hinaus. Ich hatte ein heißes Steak gegessen und dazu ein Glas kalte Milch getrunken. Meine Theorie war nämlich, daß ich nach solch einer Kontrastdiät besser spielen konnte.

Am Sportplatz angelangt, öffnete ich meine Tasche. Um uns herum brauste und brandete es von der Menschenmenge her – ein zugleich beängstigender und berauschender Lärm. Ich entdeckte plötzlich, daß ich vergessen hatte, meine Wickelgamaschen aus England mitzubringen. Ich war nämlich entschlossen, daß diejenigen, die uns für die Nationalmannschaft ausgelesen hatten, nie entdecken sollten, wie dünn mein Bein wirklich war. Sonst hätten sie einen gehörigen Schrecken bekommen und mich von der Liste gestrichen. So rollte ich immer zwei Wickelgamaschen um mein Bein, formte das Ganze zu einer anständigen Wade und zog meinen Strumpf darüber.

Jetzt waren die Gamaschen nicht da. In fünf Minuten sollte das Spiel beginnen. Ich lief in den Waschraum, riß ein Handtuch vom Haken, rollte es irgendwie um mein Bein und band meinen Strumpf darüber fest.

Schon rannten wir aufs Feld. Die Luft schwirrte von der Aufregung der Dubliner, dazwischen hörte man die Rufe der unzähligen Engländer, die in der Nacht per Schiff herübergekommen waren, um uns zu unterstützen. Dann kam der Anpfiff.

Ich sehe heute noch den Ball: wie eine gelbe Zitrone hob er sich vom düsteren Dubliner Himmel ab. Plötzlich fiel er trudelnd auf uns zu. Ich fing ihn auf und schlug ihn gerade über die Linie, als drei Iren im Sprung sich so auf mich warfen, daß meine Knochen nur so krachten und mir der Atem wegblieb.

Es war ein blitzschnelles Spiel – aufreibend und nervenzerreißend. Einmal konnte ich vom Scrum losbrechen und fing den Ball innerhalb unserer eigenen 25-Yard-Linie auf. Ich lief mit ihm, was das Zeug hielt, durch das Feld. Dreimal versuchten mich die Iren zu Fall zu bringen – dreimal konnte ich nach einigem Gestolper weiter rennen. Zum Schluß erwischte mich ein Verteidiger und riß mich zu Boden, nur ein paar Meter von der irischen Linie entfernt.

Die letzten achtzehn Meter dieses Rennens sind mir fest im Gedächtnis geblieben, weil es bei weitem die längste Strecke war, über die ich je einen Ball in einem internationalen Spiel getragen hatte. Dabei spürte ich, mehr als ich es sehen konnte, daß beim Laufen etwas Weißes nach meiner Ferse schnappte und zerrte. Vielleicht ist es ein Terrier, der jemandem davongelaufen ist, dachte ich.

Als der Verteidiger mich umwarf, hörte ich, wie sich unter das laute Beifallsgejubel der Menge auch ein schriller Ton der Heiterkeit mischte. Da entdeckte ich, daß das Handtuch, das ich in aller Eile um mein Bein gewickelt hatte, hinter mir her schleifte. Ich riß es weg und tat, als ob ich lachte. Aber Bitterkeit stieg in mir hoch – vierzigtausend Menschen, die mich alle auslachten!»

Nicht alle lachten. Oxford war zufrieden. Die *Isis* schrieb:

«Es wäre fast zu viel des Guten, Peter noch mehr Erfolg zu wünschen, denn er besitzt in reichem Maße die Gaben, die ihm ganz natürlich Erfolg bringen werden. Wir können ihm nur versichern, daß er unsere warme Anerkennung hat.»

Im Februar wurde Howard eingeladen, mit der englischen Rugby-Nationalmannschaft die Tournee durch Neuseeland zu machen. Es war ein verlockendes Angebot. Bevor er aber annahm, schrieb er an Lord Birkenhead, Honorarprofessor vom Wadham College. Lord Birkenhead antwortete wie folgt:

14, Waterloo Place  
London, S.W. 1

Lieber Howard,

28. Februar 1930

Gerne sollen Sie meinen Ratschlag haben, wenn Sie wirklich Wert darauf legen.

Niemand kann Ihnen nach Ihrer Rückkehr von der Neuseeland-Tournee eine Stellung garantieren. Die Aussichten auf Arbeit hängen gänzlich von Ihren eigenen Fähigkeiten ab, vom Einfluß, den Ihre Freunde haben, und von den Arbeitsmarktverhältnissen in dem Wirkungsfeld, das Sie sich ausgesucht haben.

Ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie ein Leben lang nichts als Rugbykritiken schreiben wollen. Das wäre eine armselige Karriere.

Mein alter Freund Baxter will natürlich die bestmögliche Mannschaft nach Neuseeland mitnehmen, und wären Sie ein junger Mann mit eigenen Mitteln, der sich sechs Monate Ferien leisten kann, könnte ich mir nichts Angenehmeres als das vorstellen. Soviel ich aber weiß, können Sie sich das nicht erlauben. Sie haben ja jetzt genug Fußball-Lorbeeren eingesammelt. Sie sind internationaler Spieler – Sie haben Ihren Blue –, und man sagt, Sie seien einer der besten Stürmer Englands. Vielleicht hilft es anderen, wenn Sie mit nach Neuseeland gehen. Wird es aber Ihnen helfen? Es ist Ihre Lebensaufgabe, die Fähigkeiten, die Sie besitzen, voll zu entfalten, damit Sie für den scharfen Konkurrenzkampf des modernen Lebens gerüstet sind.

...Mehr kann ich in einem Brief nicht sagen; aber meine Meinung habe ich wohl klar ausgedrückt...

Mit freundlichen Grüßen  
Ihr B.

Howard beachtete diesen guten Rat. Als die Rugbysaison zu Ende ging, war er fest entschlossen zu arbeiten. Aber das war leichter gesagt als getan. In England herrschte wachsende Arbeitslosigkeit, und die Tatsache, daß es keine Partei gab, die sich ernstlich an die Lösung dieser Not machte, erfüllte Howard mit Hohn und Verbitterung. Da er von Natur aus auf der Seite der Unterdrückten stand, war seine politische Einstellung links gerichtet und radikal. Sir Oswald Mosley war aus der Sozialistischen Partei ausgetreten und hatte die New Party (Neue Partei) gegründet. 1930 trat Howard dieser Partei bei. Er sah in ihr eine mögliche politische Alternative, die die jüngere Generation in England für sich gewinnen und gleichzeitig das Los der arbeitenden Menschen erleichtern könnte. Später erst merkte er, wie naiv er gewesen war.

Howard fand in der New Party alte Freunde wieder, u.a. Harold Nicolson<sup>1</sup> und Randolph Churchill. Das Unglück war nur, daß er der New Party gerade zu dem Zeitpunkt beitrug, als er hätte ernsthaft arbeiten sollen.

«Howard ist ein Duckmäuser», schrieb die *Isis* im Frühjahr 1931. «Stellt euch unseren alten Howard vor, er schleicht aus Oxford weg in die große Welt hinaus und sucht das Abenteuer. Und das, um Sir Oswald und Lady Cynthia Mos-

<sup>1</sup> Später Sir Harold Nicolson, bekannter Politiker und Autor.



ley zu beschützen. Howard gehört jetzt der New Party an; er glaubt an die Jugend und daran, daß man vorwärtsmachen soll.»

Howard machte auch vorwärts, wie es der *Daily Express* am 28. Mai berichtete:

«Mr. Hugh Speaight, der treibende Geist im kürzlichen Flug des Oxforder Ballonklubs (Oxford Balloon Union), war der Gastgeber einer sonderbaren Party heute nacht in Oxford, bei der eine Gruppe Studenten in Paddelbooten durch die städtischen Abwasserkanäle fuhr.

Auf den Einladungskarten zu dieser Gesellschaft wurden die Gäste gebeten, in nautischem Dreß zu erscheinen.

Unter den Gästen befanden sich Mr. Peter Howard, Oxford Rugby Blue, Mr. A. Hopkinson vom Redaktionsstab der Studentenzeitung *Isis* und Mr. Wall, Präsident der Charles Fox Association (Liberaler Studentenklub).

Im Osten von Oxford stiegen sie in die Kanalisation ein; mit Hilfe von Taschenlampen fanden sie ihren Weg unter dem Stadtzentrum durch und tauchten an einem Punkt südlich von Carfax dort wieder auf, wo die Abwässer in die Themse einlaufen.

Die Gesellschaft benützte sechs Paddelboote – eines davon wurde zu einem Wrack, als man versuchte, ein eisernes Schutztor in der Themse zu bewältigen, wobei die Insassen in den Fluß geworfen, aber auch wieder gerettet wurden.»

In seiner begrenzten freien Zeit arbeitete Howard für die *Isis*. Er schrieb Kurzgeschichten, Artikel über Ereignisse in Oxford und berichtete jede Woche über die Debatten in der Oxford Union<sup>1</sup>:

*Isis*, 22. Mai 1930

«Der Antrag hieß: «Indien soll seine Unabhängigkeit erhalten.»

Quintin McGarel Hogg<sup>2</sup> (Christ Church College), ehemaliger Präsident des Klubs, muß, glaube ich, die volle Schuld auf sich nehmen für die irritierende und ermüdende Stunde, die wir vor der Eröffnung der Debatte selbst verbrachten. Er stellte den Antrag mit allzu schwerer Hand. Sein Argument war, daß der Klub sich nicht in etwas stürzen sollte, in das sich sogar die Presse nicht hineingetraue – was mir etwas unlogisch erschien –, und er deklamierte mit einem Schluchzer in der Stimme, daß er das Vertrauen des Klubs nie mißbraucht habe und nur das Beste wolle.

Schade, daß Quintin Hogg es für nötig hielt, immer dann aufzuspringen, wenn es um die Einhaltung der Tagesordnung ging, daß er sich bitter beschwerte, wenn seitens seiner Kollegen persönliche Anspielungen auf ihn ge-

<sup>1</sup> Der bekannte Universitätsdebattierklub in Oxford.

<sup>2</sup> Später konservativer Abgeordneter und Kabinettsminister.

macht wurden und daß er selber nie zögerte, auf andere Anspielungen zu machen. Lange noch werden wir uns an die feste Hand erinnern, mit der der Vorsitzende ihn immer wieder auf seinen Sitz zurückholen mußte.

Randolph Churchill<sup>1</sup> (Christ Church College) war sehr, sehr britisch. Das ist kein Kompliment und erstaunlicherweise auch keine Beleidigung. Er behauptete, daß die Engländer unglaublich viel Gutes in Indien getan hätten und sehr wenig Schlechtes und daß er der letzte wäre, Indien davon abzuhalten, sich selbst zu regieren, wenn es dafür reif sei. Er machte das seltsame Zugeständnis, daß er herausgefunden habe, wie man diesen Klub zum Lachen bringe. Er soll mir verraten, wie er das tut. Obwohl ein paar der nachfolgenden Redner, noch dazu von seiner eigenen Partei, ihn beschimpften, fand ich seine Rede gut.

F. R. Moraes<sup>2</sup> (St. Catherine's College) hielt eine der besten Reden, die ich je in der Union gehört habe. Er erklärte, daß Moslems und Hindus friedlich zusammengelebt hätten, bis die Engländer kamen, und daß in den indischen Staaten, in denen nicht die Engländer, sondern die Inder sich selbst regierten, die Beziehungen zwischen Hindus und Moslems gut seien.

I. Pinto (Wadham College), dessen Vorname sage und schreibe Ignatius ist, stellte einen schwungvollen Gegenantrag. Von keinem Land könne man behaupten, es sei nicht fähig, sich selbst zu regieren, bevor man ihm nicht eine Gelegenheit dazu gegeben habe. Wenn man Indien nicht die Freiheit gewähre, so werde es um seine Freiheit ringen. Ignatius sollte bald wieder einmal sprechen.

H. Z. A. Kabir<sup>3</sup> (Exeter College) sprang von seinem Sitz auf, lief dann in großen Sätzen hin und her und sprach vor lauter Aufregung ganz unzusammenhängend. Ihm zuzusehen war wunderbar, bedauerlicherweise konnte aber niemand, vielleicht mit Ausnahme des Präsidenten, auch nur ein einziges Wort verstehen.

Im allgemeinen war es eine gute Debatte – sieht man vom Benehmen einiger Mitglieder ab, die nicht nur an der Debatte selbst nichts beitrugen, sondern ständig diejenigen Redner unterbrachen, mit deren Ansichten sie nicht einverstanden waren.»

Die langen Sommerferien gehörten zu den glücklichsten Zeiten, die Howard mit seinen Eltern verbrachte. Zusammen mit seinem Bruder John gingen sie nach Nordwales, nach Cornwall oder in die schottischen Highlands:

«Lieber John – mein junger und einziger Bruder. Wie gut ich mich an ihn als Kind erinnere! Er war ein rundliches, lebendiges Baby. Er suchte ständig

<sup>1</sup> Sohn von Sir Winston Churchill und Verfasser seiner Biographie.

<sup>2</sup> Später Chefredakteur der *Indian Express*-Zeitungen.

<sup>3</sup> Humayun Kabir, indischer Politiker und Schriftsteller.

auf dem Teppich nach wunderlichen Tieren, die «Beadles» hießen und die er einem den Nacken hinunterstopfen wollte.

Dann erinnere ich mich, wie er den Wettlauf in seiner Schule gewann. Er war so stolz und wollte unbedingt gewinnen. Vater und ich liefen das letzte Stück aufmunternd neben ihm her, bis er durch das Band und zum Sieg lief.

Jahrmärkte waren sein ganzes Glück. Ich sehe ihn heute noch vor mir, wie er spielend beim Kegeln immer wieder «alle Neune» machte. Mit den Hosentaschen voller Geld ging er davon unter den bewundernden Augen von unzähligen kichernden Schulmädchen, die ihm zugesehen hatten.

So war mein Bruder: staubig-heiß und glücklich beim Lauf in der Sonne oder mit kühlem, klarem Kopf beim Studium eines Buches. Er konnte plötzlich in stürmisches Gelächter ausbrechen, das Buch weit von sich werfen und mit einem einzigen Sprung das halbe Zimmer durchqueren.»

Die Brüder waren einander so ähnlich und doch so verschieden. John war blond und blauäugig, Peter dunkel, mit braunen Augen. Sie bewunderten sich gegenseitig, aber beneideten einander auch oft. Peter beneidete John um seine enge Beziehung zu den Eltern. Das war verständlich; denn John war noch ein Kind, als Peter schon ein Mann war. John beneidete Peter um seinen Ruhm auf dem Rugbyfeld und um seine leichten Erfolge. Diese Gefühle saßen tief und wurden nie ausgesprochen. Die Howards zeigten ihre gegenseitige Liebe oder Abneigung kaum. Statt dessen liefen sie stundenlang über die Hügel, vorbei an Gebirgsbächen und stillen Bergseen. Sie fischten und schwammen und waren zufrieden, wenn sie beisammen waren.

Obwohl sich Howard in Oxford neue Freunde geschaffen hatte, ließ er seine alten Freunde nicht aus den Augen. «Manches Wochenende verbrachte ich mit Peter in Oxford. Ich war nervös, wenn es darum ging, all die wichtigen Leute zu treffen, die seine Freunde waren. Gleichzeitig genoß ich seine stimulierende Gesellschaft», schrieb Tony Carter. «1930 war er mit uns in den Ferien in Filey in Yorkshire. Eines Tages gingen wir mit meinem Vater am Meer entlang; mein Vater zeigte auf das Wrack eines U-Bootes am Strand und bemerkte, man täusche sich über seine große Entfernung. Er wußte es, denn er war beim Wrack gewesen. Peter meinte, es sei gar nicht weit weg. «Du kommst in zwanzig Minuten nicht hin», sagte mein Vater überzeugt. Ohne ein weiteres Wort zu sagen, lief Peter los, humpelnd und über die Felsen kletternd – in einer Viertelstunde war er dort! So war er: immer bereit, eine Herausforderung anzunehmen, besonders dann, wenn es sich um etwas Unmögliches handelte.»

Im Oktober 1930 kehrte Howard nach Oxford zurück. Er begann sein intensives Training für Rugby. Er wurde auch Vizeredakteur der *Isis*.

Am 26. Februar 1931 sollte in Twickenham der Rugbymatch zwischen England und Irland stattfinden. Da erkrankte der Captain der englischen Mannschaft, Sam Tucker, an Grippe. An seiner Stelle wurde Howard zum Captain bestimmt. Er war zweiundzwanzig Jahre alt.

*The Daily Telegraph*, Februar 1931

«Es war eine gute Wahl, Howard zum Captain unserer Mannschaft zu machen. Er ist jung und fähig genug, um noch die nächsten Jahre für England zu spielen. Außerdem ist er eine Persönlichkeit, die zufriedenstellende Führungseigenschaften garantieren sollte.»

Während seiner Londoner Besuche ging Howard oft zu seinen Großeltern an die Inverness Terrace. Ebenezer Howard war schon ein alter Herr; aber er und Gracie waren voller Güte gegenüber ihrem Enkel. Während eines solchen Besuches hatte Howard die Absicht, seinem Großvater die Frage seiner finanziellen Lage in Oxford vorzutragen. Seine Rechnungen häuften sich nämlich, und es war kein Geld da, um sie zu bezahlen. Als Howard einmal seinen Großvater zum Bahnhof brachte, bot sich eine Gelegenheit dazu:

«Als mein Großvater schon über achtzig Jahre alt war, bat ich ihn eines Tages um seinen Rat in einer Sache. Ich wußte zwar schon genau, was ich tun würde – was immer auch sein Rat wäre –, aber ich hoffte, daß sich der alte Herr von meiner Anfrage geschmeichelt fühlen würde. Das Gespräch zwischen uns ging dann so vor sich:

Ich: «Großvater, ich brauche deinen Rat.»

Großvater (heftig): «Gut, Peter, meinen Rat sollst du haben, befolgen wirst du ihn ja doch nicht.»

Ich (von der Wahrheit seiner Bemerkung getroffen): «Siehst du, ich frage mich, ob ich...»

Großvater: «Nimm dir nicht die Mühe, mir alles zu erzählen. Ich will es nicht hören. Mein Rat an dich und an alle jungen Männer ist der: Tut es nicht. Ihr tut es ja doch, und nachher bedauert ihr es.»

Kein Wort mehr brachte ich aus Großvater Ebenezer heraus. Schnaubend stieg er in den Zug. Schnaubend fuhr der Zug aus dem Bahnhof. Und ich blieb wie ein platter Reifen auf dem Bahnsteig zurück.»

Enttäuscht, daß sein Großvater ihm nicht anbot, seine Schulden zu bezahlen, entschloß sich Howard im April 1931, Oxford zu verlassen – ohne vorher einen akademischen Titel erworben zu haben. Er überlegte, daß es wichtiger

sei, sich eine Arbeit zu suchen, als einen Titel zu haben. Finanziell gesehen war das richtig, da er über tausend Pfund Schulden hatte, akademisch gesehen aber falsch.

Sein Abgang hatte für viele Leute ungute Folgen. Sein alter Direktor, Mr. Jacks, fand es äußerst schwierig, dem Stipendienkomitee diese Haltung Howards zu erklären. Diejenigen, denen Howard Geld schuldete, meinten, er laufe ihnen und seiner Verantwortung davon. Für viele junge Männer hätte ein solcher Anfang zu einer traurigen Zukunft geführt. Für Howard war es der Anfang finanzieller Einsicht, die sein Leben lang anhielt. Obwohl ihm viele Darlehen angeboten wurden, lehnte er sie immer ab. Er war entschlossen, genug zu verdienen, um seine Schulden bezahlen zu können. Innerhalb von zwei Jahren war er schuldenfrei.

## 5

In den ersten Monaten, nachdem er Oxford verlassen hatte, nahm Howard nicht nur eine Stelle an, sondern gleich drei:

Die erste Stelle wurde ihm von Sir Oswald Mosley angeboten. Harold Nicolson überredete ihn, sie anzunehmen. Er sollte Generalsekretär der Jugendbewegung in der New Party werden: «Damals fand ich wenig Anziehendes im öffentlichen Leben; aber ich fühlte mich dennoch geschmeichelt, daß Männer vom Format eines Nicolson und eines Mosley mich gewählt hatten, um zu den Ausgesuchten zu gehören, die England retten sollten.

Man bot mir £ 650 im Jahr für meine Dienste. Ich nahm beides an, Geld und Stellung.»

In jenen Tagen ließ Mosley heftige Angriffe gegen den Faschismus los. «Wir wollen keine italienische Eiscreme», rief er. Die englischen Faschisten seien «schwarzbehemdete Narren, eine billige Imitation italienischer Eisverkäufer».

Howard sollte für die politische Organisation der Jugendklubs verantwortlich sein und regelmäßig für den *Pioneer*, die Zeitschrift der New Party, schreiben.

Die Familie Howard aber verlangte, daß er eine besser gesicherte Stelle finde, und bestand darauf, daß er sich für eine Anwaltschaft vorbereite. Er begann, die dazu notwendigen Bücher zu studieren.

Mittlerweile brauchte Howard aber eine Arbeit, die rasch Geld einbrachte. Durch Lord David Cecil, der damals Dozent im Wadham College war, hörte er von einem Jungen, Sir John Dyer, der Privatstunden brauchte, um das Oxforder Antrittsexamen im folgenden Jahr bestehen zu können:

«Seine Eltern boten mir fünf Pfund in der Woche und meinen Unterhalt, wenn ich ihn in die Schweiz begleiten und ihm sechs Monate lang die nötigen Privatstunden geben würde.

Das paßte mir. So konnte ich fünf Pfund pro Woche auf die Seite legen und für diese Zeit außer Reichweite meiner Gläubiger sein.»

Im Frühsommer des Jahres 1931 kam Howard in St. Moritz an. Der junge Sir John, den er zu beaufsichtigen hatte, war zwar von einnehmendem Wesen,

aber kränklich, und mußte ein eisernes Korsett für seinen Rücken tragen. Seine Großmutter und eine Schwester begleiteten ihn.

Im Jahr 1931 war St. Moritz Anziehungspunkt der europäischen Gesellschaft. Filmstars, Millionäre, sportliche Größen, Bergsteiger und sonstige Erholungssuchende – sie alle fanden den Weg nach St. Moritz. Der französische Tennissport stand in seiner Blüte, und die Tennisturniere im Sommer brachten einige der französischen Champions nach St. Moritz. Obwohl Howard nur ein mittelmäßiger Spieler war, entschloß er sich, beim Herrendoppel-Handikap mitzumachen, zusammen mit William Farquhar<sup>1</sup>, dem Herausgeber der Cambridger Studentenzeitung *Varsity*. Das Kulm-Hotel besaß ausgezeichnete Tennisplätze, auf denen die Spieler trainieren konnten. Howard beobachtete sie während seiner Stunden:

«Eines Morgens saß ich auf unserem Balkon in der Sonne und versuchte, meinem Zögling beizubringen, wann genau die Zeiger einer Uhr wieder zusammentreffen, nachdem sie fünfeinhalb Minuten nach eins aufeinandergestanden waren.

Dabei schaute ich über den Balkon hinunter und sah ein Mädchen auf dem Tennisplatz spielen. Ich verliebte mich in sie. Ich lernte sie kennen, und drei Tage später machte ich ihr einen Heiratsantrag. Drei Sekunden später bekam ich einen Korb.»

Das junge Mädchen hieß Doris Metaxa. Sie war gerade zwanzig Jahre alt und Junioren-Tennismeisterin von Frankreich. Ihre Bekannten nannten sie Doë. Sie war schlank, dunkelhaarig und auf dem Tennisplatz von blitzartiger Behendigkeit. Doë war in Frankreich geboren und erzogen worden, ihre Eltern waren aber Griechen. John Metaxa, so hieß ihr Vater, stammte von der Insel Ithaka und war fast zwei Meter groß:

«Einmal hatte John Metaxas Mutter ihn im Brotofen versteckt; denn die Piraten, so erzählte sie ihm, könnten auf die Insel kommen, um ihn wegzuholen. Es geschah damals noch, daß Piraten kleine Jungen entführten und sie dann zu Kajütenjungen oder Schiffsköchen auf ihren Schmuggel- und Raubschiffen machten.

So kam es, daß eine von John Metaxas frühesten Erinnerungen die bleichen Hände seiner Mutter waren, die wie weiße Vögel in die Dunkelheit dieses Brotofens zu ihm geflattert kamen, ihm einen Becher mit süßem Wein und ein mit Oliven gefülltes schwarzes Brot rasch zusteckten und wieder verschwanden.

<sup>1</sup> Später Direktor der Chase-Manhattan Bank in Paris.

In Ithaka lief John Metaxa barfuß. Er wurde zäh und stark. Er sprang in die Wasser der Bucht von Ithaka, von der es heißt, daß man an ruhigen Tagen noch die Säulen und Zinnen versunkener alter Paläste sehen könne. John Metaxa wurde zur Verantwortung und zu großen Aufgaben erzogen, denn seine Familie ist eine der ältesten Griechenlands.»

Metaxa hatte Griechenland verlassen und war nie zurückgekehrt, weil Venizelos<sup>1</sup> ein Versprechen ihm gegenüber nicht eingehalten hatte. Metaxa arbeitete dann mehrere Jahre in Bombay mit den Gebrüdern Ralli und war ein Nachbar von Jinnah<sup>2</sup>, mit dem er öfters ausritt und lange Gespräche führte. Er heiratete die Griechin Irene Theologo. Sie bekamen drei Kinder, zwei Mädchen, Myrto und Doris, und einen Sohn, Marc. Sie besaßen ansehnlichen Reichtum, lebten aber nicht im Luxus. John Metaxa war außergewöhnlich großzügig mit seinem Geld. Als er starb, entdeckte man, daß er, ohne seine Familie wissen zu lassen, über zweihundert Leuten finanziell geholfen hatte. Von seinen drei Kindern liebte er Doë vielleicht am meisten, obwohl er das nie zugegeben hätte. Sowohl seine Frau wie er waren traurig, daß Doë sich entschied, für Frankreich Tennis zu spielen und nicht für Griechenland. Doch Doë hatte ihr Tennis in Frankreich von französischen Lehrern gelernt. Sie konnte es sich nicht vorstellen, für Griechenland zu spielen, das sie kaum kannte.

Als sie zwölf Jahre alt war, hatte sie zum erstenmal einen Schläger in die Hand genommen und den Ball stundenlang gegen eine Stallwand in der Nähe ihres Hauses bei Marseille geschlagen. Dann ging sie regelmäßig in den Tennisclub und spielte bald in den zahlreichen Riviera-Turnieren. Mit achtzehn Jahren war sie Frankreichs Junioren-Tennismeisterin, und als sie zwanzig wurde, war sie eine der großen Tennisspielerinnen ihrer Zeit.

Howard staunte:

«Es war nicht nur eine Überraschung, sondern ein Schock für mich, als ich die Kraft und Wucht sah, die diese kleine Person auf dem Tennisplatz entwickelte. Ich sagte mir: So muß einem Zuschauer zumute sein, der eine Gazelle beobachtet, die einen Büffel mit einem Hufschlag umwirft.»

William Farquhar machte Peter zuerst mit Doë bekannt. Allen ihren Freunden war es bald offenkundig, daß diese zwei einander gern hatten. Howard versuchte es zu leugnen und beteuerte, er sei gar nicht so an ihr interessiert, ob-

<sup>1</sup> Premierminister von Griechenland von 1930 bis 1933.

<sup>2</sup> Erster Staatspräsident von Pakistan.



wohl ihm niemand einen Vorwurf machte. Als er eines Nachmittags mit Farquhar auf dem Tennisplatz saß und Doë zusah – sie zerschmetterte gerade einen Gegner in Grund und Boden –, fing Farquhar an, den bekannten Schläger *Three Little Words* (Drei kleine Worte – ich liebe dich) zu pfeifen. Howard wurde wütend und fragte, was das heißen solle. «Oh, gar nichts. Ich meinte nur: Spiel, Satz und Sieg für Fräulein Metaxa.»

«Ich sollte sehr bald entdecken, daß es viel schwieriger war, mit John Metaxas Tochter zu sprechen oder mit ihr auszugehen, als meine eigenen Landsleute kennenzulernen. Ohne die Genehmigung des alten Herrn konnte keine Verabredung mit der Tochter getroffen werden.

Morgens rief ich im Hotel der Metaxas an. (Wäre es Herrn Howard erlaubt, Fräulein Metaxa heute nachmittag zu sehen?) Nach einer Weile kam der Portier mit der Botschaft zurück: (Mademoiselle würde gerne um halb drei Uhr spazierengehen.)

Um halb drei ging ich ins Hotel. Dort stand Doë. Dort stand auch John Metaxa mit seinem Spazierstock, tadellos angezogen, mit freundlicher Miene, aber dem durchdringenden Blick eines Adlers.

Doë und ich gingen ein paar Schritte voraus. Hinter uns, wie ein Detektiv, der seine königliche Hoheiten zu schützen hat, schritt John Metaxa – nie in Hörweite, aber immer in Sichtweite.

Er war damals über siebzig Jahre alt. Das Wetter war heiß. Man fühlte die trockene, dürre Hitze eines Bergsommers. Ich versuchte, rascher zu gehen als er und ihn zurückzulassen. Es gelang mir nie. Er sah beim Abschied immer kühl und leicht amüsiert aus, während ich schwitzte und mich unbehaglich fühlte.

Für diesen Mann, der in seiner Jugend die Ziegenpfade Ithakas hochgeklettert war, bedeuteten die Spazierwege von St. Moritz ein Kinderspiel.

Es wäre Heuchelei meinerseits zu sagen, daß mir seine Manöver gefielen. Seine Persönlichkeit aber verlangte mir Bewunderung und Zuneigung ab.»

Den Metaxas gefielen Peter Howards Aufmerksamkeiten wenig. Sie wußten weder, wer er war, noch wie es um seine Zukunftsaussichten stand. Doë war behütet und streng erzogen worden. Howard schien alles zu vergessen, nur nicht, daß er in ihre Tochter verliebt war. Er ging zum Golfturnier mit ihr. Der erste Preis bestand aus einer Handtasche von Cartier und einer goldenen Armbanduhr. Howard wollte diese Handtasche unter allen Umständen für Doë gewinnen. Er spielte ein brillantes Spiel. Am ersten Hindernis schlug Doë aber den Ball mit großer Wucht nach hinten, einen Abhang hinunter. Sie wurden disqualifiziert, aber die Tücken eines Golfmatches konnten sie nicht mehr trennen – sie waren zu sehr ineinander verliebt.

Ende August verließen die Metaxas St. Moritz und nahmen Doë zurück nach Paris. Kaum ein Tag verging, an dem Peter Howard ihr nicht schrieb. Leider hatten diese Briefe selten ein Datum.

P. D. H. an Doë

Kulm-Hotel, St. Moritz  
August 1931

Heute nachmittag flogen eine Reihe silbriger Vögel wie ein wundersamer Pfeil über den See. Ich drehte mich rasch um und sagte: «Schau, Doë Liebste», bevor ich merkte, daß Du ja nicht da warst. Daraus siehst Du, wie nahe Du mir noch bist. Weißt Du noch, wie ich Dir letzthin einen Brief schrieb und doch wußte, daß Du von einem Augenblick zum anderen zur Türe hereinkommen würdest! Du bist mir jetzt so nahe wie damals. Immer, wenn ich Dir schreibe, wirst Du mir nahe sein und auch dann, wenn ich Dir nicht schreibe.

Zusammen mit Dir, glaube ich, nein, ich weiß es, kann ich alles vollbringen. Du rührst an das Beste in meinem großen Ehrgeiz und an das Beste meiner Fähigkeiten. Etwas nur um meiner selbst oder sogar um meiner Mutter willen zu erreichen, scheint mir jetzt viel zu belanglos.

Einige wenige Male hast Du hier oben die Wahrheit erkannt; Du hast gefühlt und gewußt, daß es die Wahrheit ist. Die Erinnerungen an die vergangenen Monate werden Dir helfen, zu Klarheit in Deinem Herzen zu kommen, und Dir Sicherheit geben. Mehr will ich darüber nicht sagen, bis Du mir selber davon schreibst.

Heute abend scheinen die Berge näher als je. Einmal glaubte ich, die Berge zu hassen; aber die Berge, das Meer und die Ströme sind eigentlich immer meine Freunde gewesen, sie werden auch jetzt gut zu uns sein. Ich ertappte mich heute dabei, wie ich laut mit Dir sprach, und ich hätte schwören können, daß Du mit Leib und Seele bei mir seiest. Aber Du bist ja hier, sonst könnte ich mich nicht so glücklich fühlen.

P. D. H. an Doë

St. Moritz  
August 1931

Welch eine Zeitvergeudung ist alles, was ich hier erlebe, wenn Du nicht dabei bist! Heute abend kreuzte die Sonne über den See, dann ins Tal hinein, die Berghänge hinauf und dorthin, wo die Walküren sich verstecken. Dann erschienen auf den Bergspitzen die leuchtenden Goldstreifen, die wir immer zusammen ansahen. Es kam der Augenblick, als die Sonne gerade untergegangen war und alles still blieb; die Erde war dann so schön, daß man kaum zu atmen wagte. Doch es sagte mir heute so wenig. Solche Schönheiten ohne Dich genießen zu müssen, ärgert mich.

Doë hatte an einer französischen Universität studiert und war in einer intellektuellen Atmosphäre aufgewachsen. Sie fand seine Briefe jung und unreif.

St. Moritz

P. D. H. an Doë

August 1931

Es macht mich unglücklich, daß meine Briefe an Dich offenbar nicht von der richtigen Art sind: Es ist gewiß «jung», die Sterne und die Berge zu genießen, sie Freunde zu nennen und seltsame Sätze für sie zu erfinden wie: Sterne, die in den dunkeln Feldern der Nacht hängen; oder Wolken, die über die klaren Himmelseen reiten. Es ist auch jung, jemanden so zu lieben, daß nichts anderes auf der Welt mehr zählt. Und noch jünger ist es, wenn ich es sage. Am allerjüngsten ist es gewiß, wenn ich es in einem Brief schreibe. Es ist auch jung zu sagen, daß man durch die Hölle ginge, um jemandem zu helfen, den man liebt. So jung ist es, daß es fast altmodisch ist. Und es ist auch jung, wenn man plötzlich aus seinem alten Leben herausgerissen wird in ein neues, fremdes und beängstigendes Leben, heraus aus allem, was einem bisher wichtig schien.

Jetzt aber will ich mich anstrengen und alt, deutlich und unhysterisch sein. Du sagst vielleicht, es sei jung, sich und sogar seine Briefe ändern zu wollen, um jemandem zu gefallen. Vielleicht; aber mit Deiner Hilfe soll dies der letzte Tag meiner Jugend sein. Ich will also keine Gefühlsregungen mehr haben und will über Gott reden, wie wenn er ein guter persönlicher Freund mit eher langweiligen Ideen wäre, der jeden Sonntag zum Essen kommt und dessen Verdauung – armer Mensch – immer durch Dein Roastbeef mit Yorkshire-Pudding durcheinandergebracht wird. Und ich will mich daran erinnern, daß die Wolken nur aus Atomen von Schmutz und Wasser bestehen, daß die Sterne nur ferne und kühle Gesteine sind, die ins Weltall wie Rosinen in einen Kuchen hineingesteckt wurden.

Was nun mein Angebot, Dir zu helfen, betrifft, sollst Du wissen, daß von jetzt an mein gesunder Menschenverstand siegen wird. Ich werde bleiben, wo ich bin, von Geld reden und Geld machen und meiner Sekretärin sechzehn Seiten mit guten Ratschlägen für Dich diktieren. Und was meine Liebe zu Dir betrifft, so ist es wahrscheinlich nur die Bergluft, die auf meinen Magen einen galvanisierenden Effekt hat – denn im Magen sitzen ja die meisten menschlichen Empfindungen. Natürlich ist all das reiner Blödsinn. Wenn ich Dir schreibe, fühle ich mich jung. Meine Liebe zu Dir ist eine junge Liebe. Ich würde Dich um nichts in der Welt so erniedrigen, daß ich Dich mit der Liebe eines erfahrenen Vierzigjährigen lieben möchte.

Aber meine Briefe an Dich müssen ja alt sein. Ich will es versuchen. Um mittelalterlich oder sagen wir konventionell mittelalterlich zu sein, muß man nur jeden und alles kritisieren und andeuten, daß man es selber viel besser tun könnte. Man braucht nur die Jugend zu verspotten, weil man selber so bitter neidisch auf sie ist, und jene zynischen Vergnügen im Leben zu preisen, von denen man weiß oder einmal wußte, daß sie unrecht sind.

Laß mich doch bitte wissen, wie ich Dir schreiben soll. Es bricht mir das Herz, wenn ich weiß, daß meine Gegenwart Dich befriedigt, aber daß Du nur lächelst, wenn Du meine Briefe liest.

P. D. H. an Doë

St. Moritz

August 1931

Dein lieber Brief kam heute gerade vor dem Mittagessen an. Es wird noch eine Weile dauern, bis die Sterne wieder Sterne sind und nicht mehr Steine, die Wolken wieder Wolken und nicht schmutziges Wasser und Gott wieder Geist und nicht ein langweiliger Patron, der seine Nase in unsere Angelegenheiten steckt, weil er nichts Besseres zu tun weiß.

Du sagst, ich sei in meinen Briefen nur echt, wenn ich bitter, zynisch oder ärgerlich bin. War ich hier oben denn so unerträglich? Obwohl ich seit Jahren versuche, mich in einen freundlich gedeihenden Kohlkopf zu verwandeln oder besser noch in einen wirklich bösen, gefühllosen Menschen, ist es mir nie recht gelungen. Ich glaube immer noch, daß es etwas viel Schöneres ist, seinem Körper und seinen Begierden nicht die Herrschaft über das Gewissen – oder was die Leichtlebigen viktorianische Prüderie nennen – zu geben. Ich glaube immer noch, daß es schlecht ist, sich zu betrinken. Ich sehe immer noch nichts Unmännliches darin, nach den Schatten zu greifen, schöne Dinge zu lieben, Verse zu schreiben und Mond und Sterne anzusprechen. Ich werde immer wissen, daß nun die Liebe das Wichtigste in meinem Leben ist.

Eben habe ich einen langen Brief von Mosley erhalten. Er meint, daß die neuerliche Krise in England der New Party sehr helfen werde, da nur sie Pläne dafür habe, wie die Lage in der Industrie zu festigen sei. Ich selber glaube nicht daran. Diese Krise hat unser englisches Volk – diesen weichen, apathischen Klumpen von Menschen – noch nicht so hart getroffen, daß es wirklich neue Schritte unternehmen würde. Weißt Du, in England müssen Leute ausgelacht, ausgehungert und gemartert werden, bevor irgend etwas Entscheidendes passiert. Sogar dann ist es meistens zwanzig Jahre zu spät. Trotz allem sind die Engländer gute Kerle – Gott segne ihre verfetteten Herzen und Bäuche. Irgend etwas ist bis jetzt immer noch geschehen. Eines Tages werde ich ein witziges Essay über meine Landsleute schreiben, witzig darum, weil es wahr sein wird.

In seinem Brief schreibt Mosley auch: «Was Ihre Kleidung anbetrifft, glaube ich, Sie sollen den Eindruck einfacher Gediegenheit erwecken. Vielleicht erscheinen Sie in der Öffentlichkeit am besten ohne Hut. Wenn Sie sich allerdings unordentlich kleiden, meint man, Sie seien ein Agitator für die Labour Party, ein Eindruck, den wir nicht unbedingt erwecken wollen.»

Würdest Du bitte am 18. mit mir zu meinem Schneider kommen und für mich das Richtige aussuchen?

St. Moritz

P. D. H. an Doë

August 1931

Heute muß ich Dir etwas Unangenehmes sagen. Eigentlich wollte ich es nicht; aber wir haben uns ja versprochen, einander zu sagen, wenn es etwas gäbe, was im anderen in Ordnung gebracht werden sollte. Vergib mir also.

Hier sind die beiden Dinge, die ich Dir zu sagen habe und die Du wirklich versuchen mußt, zu ändern. Erstens mußt Du «Wednesday» und nicht «Wensday» schreiben, zweitens «address», nicht «adress».

Du bist bei weitem nicht die einzige, der Mosleys Gesicht oder der Mosley selber nicht gefällt. Heute ist er wahrscheinlich der unpopulärste Mann in ganz England. Aber um so gehaßt zu werden, muß man vor allem in England schon eine Persönlichkeit sein. Wenn man mit ihm spricht, ist er irgendwie Mussolini ähnlich. Wenn wir in London sind, muß ich ihn Dir vorstellen. Er hat einen eher verschlagenen Blick. Sein Haß ist von besonders rachsüchtiger Art, und er ist viel schrecklicher, wenn er wütend wird, als ich es bin. Er ist sehr mutig und zurzeit bei weitem der beste Redner in England. Aber was ihn mir wert macht (und damit meine ich nicht, daß ich ihm als Mensch ergeben bin – durchaus nicht –, aber solange er mich in der Politik braucht, werde ich nicht desertieren), ist, daß er für seine Sache brennt. Er glaubt wirklich daran, daß er die Arbeitermassen Englands retten kann, er und kein anderer. Ich glaube auch, daß Dir dieser Zug seines Charakters ebenso zusagen wird wie mir.

Als die Metaxas St. Moritz verließen, war ihr Plan gewesen, im September wieder nach England zu fahren. Aber jetzt wurde diese Reise abgesagt in der Hoffnung, daß Doë dadurch Peter Howard vergessen würde.

St. Moritz

P. D. H. an Doë

September 1931

Richey und ich wollten heute klettern gehen. Es war aber zu wolkig und darum zu gefährlich. So ist er in seinem Wagen nach Zürich gefahren, und nach einem langen Spaziergang mit John sitze ich nun im Hotel und warte auf Deinen Brief, der mir erklären soll, wieso Deine Pläne schiefgegangen sind.

Ich bin glücklich, zu Dir eine Beziehung gefunden zu haben, die stark und weit genug ist, kleine Tragödien wie diese nur als Bagatellen erscheinen zu lassen.

Ich wurde dazu erzogen, nicht leichtherzig zu lieben. Meine Liebe für eine Frau sollte zum größten Erlebnis meines Lebens werden; das einzige, wofür ich mein Herz und mich selbst opfern würde: meine Hände und meinen Verstand, um Geld zu verdienen und, sollte sie danach verlangen, auch Ruhm zu gewinnen. Aber mein innerstes Ich sollte nur ihr allein gehören – und mein Herzblut, wenn sie es wünschte.

Und nun ist es geschehen. Seit zwei Monaten bin ich ein anderer Mann, genau wie es meine Mutter mir vorausgesagt hatte: nicht mehr der alte, selbstsüchtige und so verdammt erfolgreiche Mann, dem es nie einfiel, daß der Erfolg einmal an ihm vorbeigehen könne. Nun bin ich nicht mehr der gleiche. Ich bin nicht mehr so sicher, daß ich immer erfolgreich sein werde. Das macht auch nichts.

Ich habe manchmal wirklich Angst. Ich, der tollkühn auf hohe Felsen geklettert, vor den härtesten Rugbyschlachten in Twickenham nicht zurückgeschreckt und der nie gezögert hat, jemandem die Wahrheit ins Gesicht zu sagen – ich erkenne mich nun als Feigling.

Ich habe mir die Wahrheit immer jung und kraftvoll vorgestellt. Sie muß stark sein, sie soll die schwersten Aufgaben vollbringen. Dafür kann sie nicht einem alten Mann mit Spitzbart ähneln wie jenem Onkel Sam mit seinem stets selbstzufriedenen und leeren Blick.

Meine Gedanken und Gebete können gar nicht anders, als Dir helfen, Dich halten und Dir die Kraft geben, den Enttäuschungen ins Gesicht zu lachen. Mehr geschieht durch die Macht des Gebets, als unsere Welt sich träumen läßt. Ich weiß, daß meine Gebete für Dich erhört werden.

Mittlerweile war Howard eingeladen worden, sich als Kandidat für die New Party in den kommenden Wahlen in Bristol zu stellen. Er nahm diese Aufforderung an.

St. Moritz

P. D. H. an Doë

17. September 1931

Was Du auch vorhast, laß Dich unter keinen Umständen so verbittern, daß Du glaubst, es gebe kein anderes Familienleben, als wie Du es jetzt kennst. Ich weiß: die Liebe in einer Familie ist eine der größten Freuden, die uns das Leben schenkt. Mit ihr können wir das Gute tun, wie wir sollen. Damit meine ich nicht, daß man in Familien nicht verschiedener Meinung über die verschie-

densten Dinge sein kann. Du wirst überall entdecken, daß die einen das genießen, was den anderen auf die Nerven geht. Aber in einer Familie, die wirklich eine Familie ist, findest Du einen Geist der Selbstlosigkeit, der sich auf Liebe und vollkommenes Vertrauen gründet. Das gibt es in keiner anderen menschlichen Beziehung. Und das hilft dann, die Stürme im Leben so zu nehmen, wie sie kommen – und nachzugeben, anstatt anderen ihre Seele und ihre Herzen zu überrennen. Darum meine nicht, daß in allen Familien geschrien, gezankt und beleidigt wird, denn so ist es nicht.

Im Dezember mache ich ein Examen und im nächsten Sommer mein Diplom in Volkswirtschaft, wofür ich noch nicht einmal zu arbeiten angefangen habe. Außerdem muß ich noch einen wöchentlichen Artikel für den *Pioneer* schreiben, dessen erste Nummer am 1. Oktober erscheint. Dann habe ich einen wichtigen Rugbymatch am 23. September (England und Wales gegen Schottland und Irland), und am 3. Oktober hoffe ich gegen die Südafrikaner zu spielen. Es ist dumm, aber das interessiert mich alles nicht mehr. Kaum bekomme ich allerdings den ersten Puff an den Kopf oder in die Rippen, werde ich wohl etwas mehr Enthusiasmus zeigen.

Ob ich die alte Leidenschaft wohl wiederfinden werde, die mich dazu trieb, es besser zu machen als alle anderen, nur um meinen Stolz zu befriedigen? Der ist nämlich dahin.

Howard verließ St. Moritz und fuhr nach England zurück. Wann es irgendwie möglich war, nahm er am Samstag den Nachtzug und die Fähre nach Paris. Doë wußte meistens, daß er kam, ihr Vater nicht:

«Vom Restaurant Griffon aus – der Besitzer hatte ein Faible für Romantik und löste sogar einmal einen Scheck für mich ein – rief ich das Hotel der Metaxas an.

«Mr. Howard ist zufällig für den Tag in Paris. Könnte er Mademoiselle Metaxa einen Besuch machen?» Die Antwort hieß dann: «Würde Mr. Howard mit der Familie Metaxa um ein Uhr zu Mittag essen?»

So mußte ich also den Sonntagmorgen damit verbringen, durch Paris zu bummeln; niemand kannte mich und ich kannte niemanden. Ich nahm irgendwo ein Glas Dubonnet, sah den Anglern an der Seine zu, folgte den Kindern und den Tauben in den Gärten des Louvre, und um ein Uhr ging ich ins Hotel Napoleon. Dort gab es dann ein Familienessen. Irgendwann konnte ich ein paar Sätze mit Doë allein erhaschen. Dann hieß es abermals Abschied nehmen.

Am Nachmittag ging ich irgendwo in einen Film, den ich nicht verstand, da ich damals noch kein Französisch sprach. Dann zurück zu meiner trauten und lauten Gare du Nord, mit ihrem Duft nach heißem Kaffee und nach Knoblauch, nach dampfenden Zügen und nach der Gosse – kurz, dem prickelnden,

Peter Howard als fünf-  
jähriger Schuljunge



Peter Howard im Wadham  
College, Oxford 1928-31







Rugbymatch England-Irland 1931

Die englische Bobschlitten-Mannschaft in Cortina 1939





Peter Howard in seinem Büro im *Daily Express* 1939

Peter und Doë Howard in ihrem Haus in Suffolk 1940





Auf Hill Farm 1964

scharfen Geruch von Frankreich. Dann zurück durch die Nacht nach England über Dünkirchen und die Tilbury Docks – und um neun Uhr am Montag wieder ins Büro in Westminster.»

Le Griffon, Paris

P. D. H. an Doë

27. September 1931

Ich schreibe Dir zwischen den Gängen meines Abendessens. Wenn ich daran denke, daß Du kaum einen Kilometer von mir weg bist und ich Dich dennoch nicht sehen kann, bin ich traurig. Aber doch nicht ganz traurig nach dem heutigen Tag. Kaum warst Du durch den Hoteleingang verschwunden, wollte ich Dir folgen, um noch einen Blick von Dir zu erhaschen – so hätte ich mich fast lächerlich gemacht. Dann ging ich mit wehmütigem Herzen die Avenue hinunter.

Verzeih mir, wenn ich heute schmutzig oder langweilig war. Ich bin sehr müde – aber glücklicher, als ich es je erhofft hatte. Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß man von sechsendreißig freien Stunden sechszwanzig auf der Bahn verbringt, nur um jemanden, meine Mutter ausgenommen, zu sehen, und bin von Herzen froh, daß ich Verstand genug hatte, zu kommen.

Diese Reisen waren lange und ermüdend. Von ihren Eltern darin unterstützt, war Doë von Ängsten und Zweifeln geplagt, und der Abschied wurde immer schwieriger.

New Party-Hauptquartier

P. D. H. an Doë

London, 28. September 1931

Gestern nacht war die Heimreise wirklich eher höllisch. In der Gare du Nord setzte ich mich in den Zug, und als er losfuhr, blies ich Dir einen Kuß hinauf zum runden Vollmond. Paris sah zauberhaft aus, und es war mir sehr zuwider, die Stadt und Dich allein zu lassen.

Du hast vielleicht in diesen Monaten einen Fehler gemacht. Seit einiger Zeit weißt Du doch zutiefst, was für uns beide wahr ist. Doch in Deinen schlechten Momenten – und wer hätte die nicht – hast Du Dich mit dieser Wahrheit, die Deine Stärke ist, nicht auseinandergesetzt. Du hättest sagen sollen: «Ich wußte und weiß, daß Peter mich liebt und immer lieben wird. Ich wußte und weiß, daß auch ich ihn immer lieben werde.» Verspiele unsere Zukunft und unser großes Glück nicht, indem Du Dich weigerst, unwahre Gedanken sofort mit der Wahrheit, wie wir sie erlebt haben, zunichte zu machen. Sonst werden Deine Zweifel immer stärker.

P. D. H. an Doë

London  
September 1931

Ich habe mich in ein kleines Café hinter dem Parlament, den «Pewter Jug», verkrochen. Im Büro suchen alle nach mir und sind wütend, daß ich ihnen einfach auf und davon bin. Aber ich kann es nicht länger aushalten, ohne Dir zu schreiben.

Um halb fünf Uhr traf ich in Stoke-on-Trent ein und mußte die Halle herrichten lassen, in der Mosley sprechen sollte, außerdem noch einige Leute für ihn interviewen und eine kurze Dankes- und Ermutigungsrede für das lokale New Party-Komitee halten. Um halb acht begann seine Wahlversammlung. Ich mußte oben auf einem Denkmal vor der Stadthalle anderthalb Stunden zu den rund siebentausend Menschen sprechen, die drinnen keinen Platz mehr fanden. Versuch Du es einmal, sogar nur in normaler Lautstärke, ohne Unterbrechung anderthalb Stunden lang zu reden, dazu noch im Freien! Und dann noch laut genug, daß es siebentausend Menschen hören. Es ist eine fürchterliche Sache, und zum Schluß wurde ich beinahe ohnmächtig.

P. D. H. an Doë

London  
Oktober 1931

Wie schade, daß Du mich nicht magst, wenn ich Dir «ergeben» bin. Mir bedeutet es etwas anderes als Dir. Mit «ergeben» meine ich nicht, Dir ewig zu Füßen zu liegen, alles gutzuheißen, was Du tust, und alles zu tun, was Du von mir willst. Solch ein Leben wäre mir unmöglich. Ich habe meine eigenen Vorstellungen über das Leben und werde es Dir überlassen, ob Du sie gutheißen kannst. Genauso hoffe ich, daß Du mir Deine Ideen sagen wirst. Aber alles Kriecherische tötet nur die Zuneigung.

Was meine Kleidung betrifft, bin ich Dir aber ganz zu Füßen. Ich kann mir einfach das Richtige nicht auswählen. Es wäre viel besser, wenn Du es für mich tätest. Ich glaube allerdings, daß ein cremefarbiges Band an Deinem Hut schöner wäre als ein gelbes, außer Du findest genau die richtige gelbe Tönung. Das hilft Dir sicher nicht; aber Du merkst vielleicht, wie ich mich in den kleinsten Dingen an Dich erinnere, sogar mitten in diesem Babel hier. Während einer Wahlkampagne ist der Lärm das Schlimmste – Telefone klingeln, Schreibmaschinen klappern, Leute diktieren – es hört nie auf.

P. D. H. an Doë

Oktober 1931

Gestern hatte ich bei Mosley zu tun. Nachdem er mit mir fertig war, blieb mir nicht einmal mehr Zeit, den Brief an Dich abzuschicken. Jetzt ist er in

meiner Tasche bis nach Cardiff mitgereist. Nach ein paar Wahlreden gestern bin ich bis hierher nach Merthyr gefahren.

Seit vierzig Jahren ist Merthyr für die Labour Party ein gesicherter Wahlkreis; und alle meinen, es sei Wahnsinn, hier gegen sie zu kandidieren. Wir sind die einzige Partei, die einen Kandidaten gegen dieses Bollwerk aufgestellt hat – und wir kommen gut voran.

Es warten schon achttausend Menschen auf uns, und könnte ich nicht an Dich denken, so hätte ich Angst. Die meisten werden anfangs gegen uns gestimmt sein, da unsere Politik nicht populär ist und wir den Wählern, wenigstens für das kommende Jahr, keine großen Versprechungen machen.

Siehst Du, manchmal bin ich wie ein kleiner Junge, sehr ängstlich und aufgereggt, wenn es um Wichtiges geht. Die Rede, die ich in einer Stunde halten muß, ist keine leichte Sache. Von der ganzen Wahlkampagne wird sie, mit Ausnahme derjenigen in Glasgow am Montag, die schwierigste sein.

*Später:*

Eben komme ich zurück von Treharris, wo ich vor Bergleuten, die eben aus den Stollen heraufgefahren waren, eine Rede hielt. Es war ein unvergeßlicher Augenblick. Ich stand auf einem Haufen alter Schlacke, hielt meine Rede und sah hinter der Schachanlage und den schwarzen Schlackehügeln eine leuchtend rote Sonne untergehen – Du kennst ja unsere englische Wintersonne. Die Bergleute strömten aus dem Schacht heraus, die Gesichter kohlschwarz, müde von der Arbeit; sie schauten zu mir auf und hörten zu. Es war seltsam und wunderbar. Einzig mein Körper war weiß, alles andere war schwarz, außer der roten Sonne.

Während dieser Wahlkampagne in Südwales stieß Howard zum erstenmal auf das Elend der Arbeitslosigkeit:

«In einem Wagen fuhr ich durch die Täler der Rhondda. Da traf ich eine Menschenmenge von vielleicht drei- bis vierhundert Leuten, die an einem Abhang saßen und auf einen Teich starrten. Nach Bergmannsart hockten sie auf ihren Fersen wie ein Schwarm schwarzer Raben vor den graugrünen Hügeln der walisischen Landschaft.

Schon seit zwei Tagen saßen sie so vom Morgengrauen bis zum Abend und blickten stumpf auf den kaum fünfzig Meter breiten Teich. Darin war ein Bergmann beim Baden ertrunken. Nun suchte man nach seiner Leiche.

*Alle* Bergleute aus diesem Dorf waren da und schauten zu. Denn sie hatten nichts anderes zu tun. Gar nichts anderes. Sie waren *alle* arbeitslos. Die älteren Männer hatten schon seit Jahren keine Arbeit. Viele der jüngeren Männer hatten in ihrem Leben noch keinen vollen Arbeitstag gekannt. So verbrachten

sie ihre Zeit damit, in den Teich zu starren. Sie kannten keine andere Beschäftigung.

Ich erfuhr, daß sie noch einen ganzen Tag nach meiner Abfahrt so saßen, bis ein Bagger den Arm des ertrunkenen Bergmanns erfaßte und die Leiche aus zehn Meter Tiefe an die Oberfläche zog. Als die Ambulanz mit ihm davongefahren war, gingen die arbeitslosen Bergmänner heim. Am nächsten Tag gab es keine Ausrede mehr, den Teich zu beobachten.

In diesen Tälern der Rhondda sah ich zum erstenmal, daß die Frauen, die schweres Leid tragen, wie Männer aussehen. Ihre hageren, erloschenen, gemeißelten Züge haben einen männlichen Charakter. Ein solches Gesicht hat sich mir für immer ins Gedächtnis eingepreßt: die Lippen etwas auseinandergezogen, die Augen ein tiefer Spiegel des Ringens zwischen Bitterkeit und Glauben, Wangen und Kinn naß, obwohl es nicht geregnet hatte.

An solchen Tagen spielen weder Haß noch Klassenunterschiede eine Rolle; auf diesen toten Schachtanlagen bedeuten die alten politischen Kampfschreie und Klischees nichts mehr. Direktorsgattin und Bergmannsfrau machen zusammen den Tee; um sich warm zu halten, stampfen sie auf der schwarzen Erde, die die Schachanlage umgibt, herum. Sie sind Schwestern im Leid.

Bergarbeiter und Büroarbeiter, die seit Jahren nur in Schimpfworten voneinander sprachen, steigen zusammen ein in den Schacht, um Gefahren zu bewältigen. Sie arbeiten, bis ihre Kleider, Hände und Fingernägel zerrissen sind. Wenn sie sich unter Lebensgefahr rasch zu eingeschlossenen Männern durchkämpfen wollen, sterben sie auch zusammen. Sie sind Brüder im Leid.

In einer Straße sah ich zwanzig oder dreißig Kinder miteinander spielen und hielt an, um ihnen zuzuschauen. Im nächsten Augenblick stieg die Wut in mir hoch, Mitleid, Demütigung, ein Gemisch aller tiefen Gefühle, deren das menschliche Herz fähig ist. Denn ich sah, daß fast jedes Kind verkrüppelte Beine oder Füße hatte. So bekamen die Kinder die ständige Unterernährung zu spüren; damals kam ja kaum Geld in jene Bergbauegenden.

Als ich einen Abgeordneten in Westminster wegen dieser Tragödie ansprach, sagte er: «Ja, ja – es ist sehr traurig. Wenn sie aber ihre Arbeitslosenzulage für Milch für die Kinder anstatt für Bier ausgeben würden, ginge es ihnen besser.» Vielleicht war etwas Wahres daran. Ich kann es nicht beurteilen. Aber es klang so zynisch und war so unzureichend. Es machte mich wütend. Ich verfluchte Gott und die Menschen, insbesondere aber jenen Menschen.»

P. D. H. an Doë

Oktober 1931

Seitdem ich Dich verlassen habe, kann ich mir heute zum erstenmal ein paar Augenblicke gönnen, um Dir zu schreiben und mit Dir zu reden. In einer Vier-

telstunde wird man mich abholen und mir etwas zu essen geben, bevor ich reden muß. Überall kümmern sich die Leute um mich wie um ein Kind; denn ich bin nach einer langen Rede, in die ich alles lege, total erschöpft. In diesen Tagen bin ich so übermüdet, daß ich nicht mehr imstande bin, mich um Essen und Schlafen zu kümmern. Ich esse, wenn man es mir sagt, und schlafe, wenn man es mir sagt.

Morgen bin ich in Birmingham, Montag und Dienstag in Glasgow, im Great Central Hotel. Danach sind wir bis zum 28. Oktober im Stafford Hotel in Stoke-on-Trent. Mosley kämpft dort einen erbitterten Kampf, um seinen Sitz nicht zu verlieren, und er hat mich gebeten, bis zu den Wahlen bei ihm zu bleiben.

Mittlerweile hatten sich sowohl die Metaxas wie auch die Howards geeinigt, die Romanze zwischen Peter und Doë zu beenden. Die Howards betrachteten Doë als Ausländerin und meinten, es gebe genug gute englische Mädchen für Peter. Die Metaxas verlangten nach englischen Referenzen mit Garantien über Peters Charakter.

P. D. H. an Doë

Oktober 1931

Dies wird ein äußerst ernster Brief. Seit drei Tagen habe ich zum erstenmal Zeit, Dir zu schreiben. Noch nie habe ich solch einen Wirbel mitgemacht. In drei Tagen habe ich zwanzig Reden halten müssen – einige davon eine Stunde lang oder mehr. In einer Versammlung in Birmingham mußte ich in Mosleys Gegenwart sprechen. Vielleicht hast Du gelesen, wie die Kommunisten versuchten, uns mit Ketten und Flaschen umzubringen. Ich wurde am Kopf verletzt (siehe beiliegendes Photo), bevor noch der eigentliche Krawall begann. Du siehst, ich sehe wie ein wütender Wirrkopf aus. Mosley und ich hatten gerade mit Hilfe von Stöcken etwas Platz um die Tribüne schaffen können. In Glasgow hielten wir alle unsere Wahlreden an Orten, wo vor einem Monat noch Unruhen stattgefunden hatten. Wenn die Wahl einmal vorbei ist, soll die nächste Versammlung wieder in Birmingham sein.

Was nun Deine Nationalität angeht, fürchte ich, mit Deiner Mutter gar nicht einig zu sein. Kämst Du zu mir mit dem Entschluß, Dich in eine Engländerin zu verwandeln und England mehr zu lieben als irgendein anderes Land, und sollte Dir das auch einigermaßen gelingen, so wäre es eine aufgezwungene, keine natürliche Liebe – und Du wärest nie wirklich befriedigt.

Selbstverständlich liebst Du Frankreich am meisten. Etwas anderes wäre unnatürlich. Kommst Du nun zu mir mit dem Vorsatz, Deine Ideen und Ideale meinerwillen in englische zu verwandeln, so heißt das, daß Du mir mehr angehörst als ich Dir – und so soll es nicht sein.



Unsere Regierung scheint nun die Mehrheit zu bekommen, was mich freut. Was unsere Kandidaten betrifft, so stehen sie besser, als wir es uns hätten träumen lassen. Wir haben aber noch einen weiten Weg vor uns. Meine Eltern haben es seit dem neuen Notstandsbudget schwer. Wenn wir unsere Handelspolitik nicht umorganisieren, werden wir alle bald kein Geld mehr haben. Wenn dazu noch ein harter Winter kommt, wird es leider zu Aufständen und zu Plünderungen kommen.

Die Wahlen fanden am 27. Oktober 1931 statt. Für die New Party wurden sie ein Fiasko. Jeder einzelne ihrer vierundzwanzig Kandidaten wurde geschlagen – unter ihnen auch Howard und Mosley. Nach den Wahlen verbrachte Howard ein paar Tage mit seinen Eltern in Bexhill, bevor er nach London zurückfuhr. In London lebte er längere Zeit in einem Hausboot auf der Themse in Chelsea. Ab und zu ging er für ein heißes Bad zu seinen Großeltern. So war es nicht erstaunlich, daß er an einer Grippe erkrankte.

The Studio, London  
November 1931

P. D. H. an Doë

Es geht mir besser, bin aber noch sehr schlapp. Erstaunliches passierte: Die Samstagzeitungen sind mit Berichten über meinen großartigen Rugbysieg erschienen. Irgendein Reporter muß mich mit jemandem verwechselt haben. Wie komisch zu lesen, wie gut ich gespielt habe, derweilen ich die ganze Zeit im Bett lag! In ein paar Tagen hoffe ich aufzustehen – ich hätte es gestern nicht tun sollen.

The Studio  
November 1931

P. D. H. an Doë

Es geht etwas besser, habe aber immer noch Temperatur. Jeden Abend um sechs Uhr kommt Charlie, unser Laufjunge, aus dem Büro und bringt mir Deine Briefe. Komisch, wenn man krank ist, meint man, es könne nie wieder besser werden.

Erschöpft von der Wahlkampagne, von seiner Krankheit und der wachsenden Arbeit, fand Howard es immer schwieriger, sich dem Druck seiner Familie zu widersetzen. Sie drängten ihn, seine Beziehung zu Doë abzubrechen. Doch er konnte nicht so tun, als ob er Doë nicht liebte. Denn er liebte sie. So schlug er den einzigen Weg ein, der ihm in seinem geschwächten Zustand möglich schien. Aber das hieß, Doë eine gut ausgedachte Lüge schreiben zu müssen.

P. D. H. an Doë

Dezember 1931

Hier folgt nun die krasse Wahrheit. Kein Mann kann eine Frau mehr lieben als ich Dich. Vor vierzehn Tagen verletzte ich mein Bein beim Rugbyspielen und war hinterher auch noch krank, blieb aber nur drei Tage im Bett. Als der Arzt mein Bein untersuchte, sagte er, es sei unheilbar krank. Ich fragte ihn, ob ich diese Krankheit meinen Kindern, sollte ich welche haben, vererben würde. Er bejahte es. Hättest Du nicht selber danach gefragt, hätte ich nicht den Mut gehabt, es Dir zu sagen. Nun weißt Du es. Du warst vielleicht einmal unglücklich – was soll ich aber jetzt sagen?

London

P. D. H. an Doë

24. Dezember 1931

In den nächsten Wochen will ich die besten Londoner Ärzte aufsuchen. Hätte ich wegen meiner Rugbyverletzungen nicht ohnehin zum Arzt gehen müssen, wäre diese Sache nie entdeckt worden. Es scheint mir fast mehr, als ich ertragen kann. Du mußt mich so bald wie möglich vergessen. Wenn Du je einmal Hilfe brauchst, so kannst Du immer auf mich zählen. Meinen Mut habe ich nicht verloren, nur meinen Glauben und meine Hoffnung.

P. D. H. an Doë

Weihnachtstag 1931

Dies wird nur ein kurzer Brief. In letzter Zeit habe ich Dir so viele und so lange Briefe geschrieben, und sie haben mich nur immer mehr bedrückt. So wie die Dinge stehen, könnte ich Dich jetzt niemals heiraten, eben weil ich Dich mehr als alles liebe. Deine Briefe machen mich so überaus traurig – darum habe ich die letzten sechs nicht geöffnet, obwohl es mir das Herz bricht. Es tut mir leid – wenn es mir besser geht, will ich sie öffnen. Wenn Du mich liebst, mußt Du vernünftig sein. Mit der Zeit wirst Du Dich dreinschicken und jemanden finden, den Du lieben kannst.

Mein Vater ist der einzige in unserer Familie, der von meinem Unglück etwas weiß. Wahrscheinlich muß ich es meiner Mutter auch bald sagen.

P. D. H. an Doë

26. Dezember 1931

Wenn ich es aushalte, wäre es vielleicht besser, Dir einige Wochen lang nicht zu schreiben. Ich fürchte, daß wir beide lange Zeit durch die Hölle gehen müssen. Vielleicht bleibt uns nur die Erinnerung an das, was einmal in den Schweizer Bergen und in einem französischen Kino geschah. Gott segne Dich. Man hat

mir eine Stelle im Sudan angeboten – vielleicht nehme ich sie an. Es wäre etwas anderes.

Drei Monate lang gab es keinen Briefwechsel. Doë wußte, daß das kranke Bein nicht der wirkliche Grund dafür war. Sie fürchtete, ein anderes Mädchen könnte der Grund sein. Sie irrte sich.

In den folgenden Monaten wurde Howard von der New Party immer mehr enttäuscht. Mosleys Ansichten wurden in wachsendem Maß faschistisch, und Howard hielt die Tage der New Party für gezählt.

In seinem Buch *Diaries and Letters 1930–1939* beschreibt Harold Nicolson, wie das Ende begann:

15. März 1932

«Wir schlagen vor..., die New Party soll nun ihr eigenes Todesurteil unterschreiben. Peter Howard wurde gerufen und sprach mit einer Offenheit, die weder Bob Forgan noch ich bis jetzt gewagt haben. Insofern war dieses Treffen wichtig, als der Tod der New Party nun offen besprochen wurde – das Eis ist also gebrochen.»

5. April 1932

«Der Entschluß ist gefallen. Wir lösen die New Party als eine politische Organisation auf... Peter Howard wird also entlassen.»

Diese Entlassung war für Howard keine Überraschung. Er verließ die New Party mehr mit Erleichterung als mit Bedauern. Er schrieb darüber:

«Unsere Kassen leerten sich. Mosleys Denken wandte sich dem Faschismus zu, den Harold Nicolson und auch ich verabscheuen. Es gab viel Gerede um die ganze Angelegenheit. Und Mosleys Hemd wurde von Tag zu Tag schwärzer. Da nahm Nicolson einfach seinen Hut und ging. Mir reichte man meinen Hut. Zusammen kehrten wir der New Party den Rücken.»

Der Bruch mit Mosley schien Howard Luft zu schaffen. Anderes trat in den Vordergrund. Im April 1932 schrieb er nach drei Monaten zum erstenmal wieder an Doë.

4, Chepstow Villas  
Bayswater, W.

April 1932

P. D. H. an Doë

Könntest Du mir nicht einen einzigen Brief senden, damit ich weiß, daß Du noch da bist? Ob Du mich wohl noch so gern hast wie damals? Nur eines ist sicher: wie immer ich auch sein mag, ich liebe Dich.

P. D. H. an Doë

April 1932

Ich vermute, daß während der letzten Monate mein ganzes Denken krank war. Wann kommst Du nach England? Ich muß Dich unbedingt sehen. Es wird besser werden, wenn wir nur miteinander reden können. Heute habe ich zum erstenmal die Hoffnung, daß noch alles gut herauskommen wird, obwohl ich so sehr fürchten muß, daß Du zu unglücklich warst, um mich überhaupt wieder sehen oder mir verzeihen zu wollen.

North Stafford Hotel

Stoke-on-Trent

April 1932

P. D. H. an Doë

Seit Deinem Brief heute morgen bin ich überglücklich. Ich wage kaum zu atmen. Du sagst: warum noch warten, wenn es eine Hoffnung gibt? Es gibt mehr als eine Hoffnung. Was die Ehe betrifft, so ist mein Bein völlig in Ordnung.

Gib mir bitte Deine Adresse in Rom, sobald Du diesen Brief bekommen hast. Dann schreibe ich Dir die lange und traurige Geschichte meiner Torheit.

P. D. H. an Doë

April 1932

Meine Eltern waren so glücklich, als sie von uns beiden hörten. Mutter kam in mein Schlafzimmer, gab mir einen Gutenachtkuß und sagte: «Ich hoffe nur, daß sie uns mag, Peter.» Das war ihre einzige Sorge. Ich versicherte ihr, daß dem so sei, und alles geht wirklich gut.

Drei Monate lang habe ich meinem Vater und meiner Mutter kein Wort von Dir gesagt. Es war mir nie wohl dabei, aber jetzt wirst Du sehen, daß mit ihnen alles bestens steht. Morgen kommen sie beide nach London, um mich zu besuchen. Am Abend gehen wir zusammen ins Theater.

Da die Metaxas darauf bestanden, daß er einen festen Beruf habe, gab Howard sein Studium auf und begann ein Praktikum im Rechtsanwaltsbüro Brown in Bishopsgate. Dann schrieb er den Metaxas noch einmal und bat sie um die Erlaubnis, Doë zu heiraten. Sie war noch nicht einundzwanzig Jahre alt. Die Metaxas waren immer noch entschlossen, diese Ehe zu verhindern. Sie wollten Ostern in Montreux verbringen, und Howard hoffte, auch eingeladen zu werden.

1, Great George Street  
London  
April 1932

P. D. H. an Doë

Dies wird ein wichtiger Brief; denn eben habe ich die Antwort Deiner Mutter auf meinen letzten Brief erhalten. In Anführungszeichen werde ich Dir das Wesentliche aus ihrem Brief wiedergeben.

Sie dankt mir für meinen herzlichen und aufrichtigen Brief. Sie ist glücklich, daß wir uns in meiner Familie so zugetan sind, und sagt: «Bei uns ist es genauso, und ich hoffe, daß wir unser Leben lang mit unseren Kindern in Liebe vereint bleiben werden.»

Sie sagt, daß meine Stellung und meine Aussichten gesichert scheinen – das will viel heißen. «Mit dem, was Du verdienst, und dem, was wir Doris mitgeben möchten, sollte es Euch als jungem Ehepaar mit etwas Vorsicht doch gut gehen. Ich frage mich allerdings, ob Doris dieser Vorsicht fähig ist. Sie meint es gewiß. Aber das Nomadenleben, zu dem wir uns seit einigen Jahren gezwungen sehen, hat sie an einen Luxus gewöhnt, den sie zu Hause nicht hatte und der sie rastlos und anspruchsvoll gemacht hat. Es ist ihr sozusagen unmöglich, einmal ruhig und ohne Gesellschaft zu Hause zu bleiben. Sie hat falsche Vorstellungen vom Geld, und sie ist überaus extravagant geworden. Kaum erhält sie ihr Taschengeld, gibt sie es schon wieder aus. Dann leiht sie sich Geld aus oder macht Schulden; aber nie versucht sie, sich das zu versagen, was sie haben will oder meint haben zu müssen.

Deinetwegen solltest Du Dich versichern, daß sie mit dem einfachen Familienleben und den einfachen Freuden, die Du ihr bieten kannst, zufrieden sein wird und sich nicht ständig nach dem Rampenlicht und nach den teuren Amusements einer Gesellschaftsschicht sehnt, die im *Daily Mail* spaltenlang beschrieben werden. Sie hat auch gesellschaftlichen Ehrgeiz. Sie sieht sich schon in London verheiratet, im Mittelpunkt eines Kreises von literarischen und politischen Freunden und Bewunderern. Sie sieht sich inmitten ihrer Tennisfreunde, die bei ihr stets willkommen sein werden – in ihrem kleinen, aber geschmackvoll eingerichteten Appartement, worin sie auch vornehme, kleine Diners gibt, von denen die ganze Stadt sprechen wird. Und vor allem sieht sie sich in den schönsten, von großen Couturiers in Paris geschneiderten Kleidern (wir können es uns nicht leisten, ihre Kleider dort machen zu lassen). Sie sieht sich im eigenen Rolls-Royce oder Packard ihren Mann im Büro abholen, um ihn in den Queen's Club oder den Rochampton Club zu fahren. Am Wochenende hofft sie auch, im eigenen Flugzeug zu fliegen.

Ich wäre bekümmert, wenn ich wüßte, daß eines meiner Kinder sein kostbares Leben so vergeuden würde, und ich glaube, daß Doris mit ihren vielen

Qualitäten zu einem besseren und wertvolleren Leben geschaffen ist. Man wird es ihr schon klarmachen können; aber vielleicht braucht es eine Weile, bis sie sieht, daß sie von falschem Glanz geblendet ist. Sie sollte nicht heiraten, ohne zu begreifen, daß das Leben in der Ehe aus dauernden Opfern besteht und daß wir viel mehr das genießen, was wir geben, als das, was wir empfangen oder uns selber nehmen.

Hoffentlich klingt all dies nicht nach Heuchelei. Mir ist es sehr ernst zumute, und ich Sorge mich um das Glück meines kleinen Mädchens wie auch um Deines.»

Jetzt habe ich also doch ihren Brief fast ganz für Dich abgeschrieben. Das war eine langweilige und langwierige Sache. Du wirst die zwei Haken in ihrer Antwort sofort sehen. Sie erwähnt mit keinem Wort eine Einladung für mich, nach Montreux mitzukommen. Dann ist es auch heikel, ihr zu sagen, ihr Urteil über Doris sei falsch. Natürlich liebt Doris Flugzeuge, Rolls-Royce und den Roehampton Club – wer täte das nicht? Aber unentbehrlich für ihr Glück sind sie nicht. Und was den Salon voll junger Autoren und Politiker betrifft, kenne ich die meisten ohnehin, und sie kann sie alle so oft treffen, wie sie nur will. Aber Doris weiß auch oder sollte es wissen, daß die Tage der großen Londoner Gastgeberinnen vorbei sind und daß die Namen, die in den Zeitungen vorkommen, meistens von ehrgeizigen Strebern stammen, die diesen Zeitungen die selbstgeschriebenen Berichte über ihre eigenen Diners zusenden.

Aber was in aller Welt soll ich Deiner Mutter sagen? Sage ich nun, daß sie Dich falsch beurteilt, daß Dein gesunder Menschenverstand durchaus fähig ist, das Echte vom Falschen zu trennen, und daß wir beide wohl die teuren Seiten des Lebens genießen, aber ebenso auch die billigen – so wird ihre Antwort so lauten: «Mein Lieber, ich kenne meine Tochter besser als Du», worauf ich dann antworten würde: «Nein», und dann wären wir schon in der Sackgasse.

Ich nehme ihr die Meinung übel, daß Du die falsche Frau für mich seiest. Wir zwei sind es doch, die das am besten beurteilen können. Ihrer Ansicht nach müßte der einzige Mann, der Dich glücklich machen würde und mit Dir glücklich wäre, ein dicker, ungläublicher Kohlkopf sein, der Dich überhaupt nicht als Mensch, sondern nur als Dame liebte und der für die einfachen Dinge wie Blumen und Gedichte und das Landleben und Golf usw. nicht mehr Gefühl aufbrächte als ein verfaulender Kabeljau.

Doës Briefe drückten ihre Sorge um Peters Gesundheit aus. Sie hatte Angst, daß er nicht wohl genug sei, um mit ihnen in die Schweiz zu fahren. Die Metaxas hatten ihn zwar eingeladen; aber es lag ihnen sehr daran, daß er nicht als Doës Verlobter angesehen werde.

London  
April 1932

P. D. H. an Doë

Hallo, Großmütterchen! Wenn es so weitergeht, werde ich nach unserer Hochzeit meine wollenen Unterhosen vom September bis mindestens Juni tragen müssen, erst drei Stunden nach einem heißen Bad an die frische Luft gehen und nie frühmorgens barfuß durchs Haus rennen dürfen – das tue ich nämlich immer. Ich soll also dermaßen verwöhnt und verhätschelt werden, daß ich rund, rotbackig und träge werde, einen langen, schokoladebraunen Bart bekomme, um meine Brust warm zu halten, und eine jener unmöglichen Einrichtungen um den Bauch tragen muß, den die Viktorianer, glaube ich, einen «comforter» nannten. Du bist ein dummes Schaf. Natürlich passe ich auf. Ich liebe mich ja selber viel zu sehr.

Wenn ich in Montreux ankomme, soll ich also entweder a) Dein Bruder sein oder b) ein Freund eines Verwandten Deiner Mutter, der dort Geschäfte macht. Eine komplizierte Doppelrolle. Vor welchen Leuten soll ich nun wer sein? Und welche Geschäfte betreibe ich denn eigentlich? Es ist schon eine verdrießliche Sache, daß Deine Mutter unsere Verlobung nicht bekanntmachen will. Wenn sie aber darauf besteht, ihre Augen vor der Wahrheit zu schließen, dann soll es eben sein.

Howard fuhr nach Montreux, aber nur für ein Wochenende.

Unterwegs nach England  
April 1932

P. D. H. an Doë

Ich frühstückte im Zug und hatte dann eine der wildesten Taxifahrten, die ich je erlebt habe, von einem Bahnhof zum anderen. Ich war sicher, daß mein letztes Stündchen geschlagen hatte. Dann sandte ich ein Telegramm an Dich ab. In meinem besten Französisch stritt ich mit dem Postbeamten, ob «Sweetheart» ein Wort sei oder zwei.

Die Verlobung wurde noch immer nicht bekanntgegeben, und Ungeduld machte sich bemerkbar.

London  
Mai 1932

P. D. H. an Doë

Wenn ich Deinen Vater in Paris treffe, will ich einen gezielten Angriff loslassen und sehen, was dann passiert. Mit Deinem Einverständnis würde ich

ihm gerne folgendes sagen: Ich wünsche nichts anderes, als Doris zu heiraten – ohne die Unannehmlichkeit, daß es gegen Ihren Willen geschieht. Das wäre das letzte, was Doris und ich wollen. Geben Sie uns Ihren Segen, und geben Sie Doris das Geld. Ich werde es nicht anrühren. Ich will uns beide, so gut ich kann, mit dem Geld, das ich verdiene, erhalten. Sie kann ihr eigenes Geld haben, allein darüber verfügen und ihre Garderobe damit kaufen.

Knole, Sevenoaks

Mai 1932

P. D. H. an Doë

Gestern fuhren wir nach Sissinghurst, und Harold und Vita<sup>1</sup> waren ganz reizend. Harold besitzt den winzigsten Terrier, Rebecca, und einen goldenen Spaniel, Sally, der immer furchtbar neidisch ist.

Ich habe zwei Verträge mit der BBC<sup>2</sup>. Nach zwei Monaten kann man mich entlassen – es ist zwar nicht wahrscheinlich, könnte aber doch passieren. In der BBC geht es allen so. Und wenn Deine Mutter meint, solches Benehmen sei in England eine Ausnahme – außer in der Industrie, und darüber könnte man Bände schreiben –, so täuscht sie sich. Natürlich werde ich nie so viel Geld machen wie Dein Vater. Er ist ganz offensichtlich darin ein Experte, was man von mir nicht behaupten kann.

Nach dem Abendessen spielte Eddy<sup>3</sup> uns etwas vor; er spielt herrlich. Dann ging ich früh ins Bett. Heute morgen spielten Lord Sackville und ich Golf. Eddy spielte nicht, aber spazierte mit uns über den Parcours. Glücklicherweise spielte ich nicht so schlecht.

Ohne Ausnahme ist dies der prachtvollste und anregendste Ort, den ich kenne. Seit fünfhundert Jahren ist hier alles gänzlich unberührt geblieben.

Doë sollte Ende Juni für die Wimbledon-Tennismeisterschaften nach England kommen. Es schien möglich, daß dann beide Familien bereit wären, die Verlobung bekanntzugeben.

London

Mai 1932

P. D. H. an Doë

Mitten in diesen Brief hinein kam die Morgenpost und mit ihr der Brief Deiner Mutter. Er ist freundlich und charmant und seit langer Zeit die klarste Zusage von ihr. Nach einer langen Erklärung, warum sie selber nicht nach

<sup>1</sup> Sir Harold Nicolson und seine Frau, Vita Sackville-West, bekannte Dichterin und Autorin.

<sup>2</sup> British Broadcasting Corporation, der englische Rundfunk.

<sup>3</sup> Edward Sackville-West, später Lord Sackville.



England komme usw., usw., sagte sie: «Wenn es mir irgendwie möglich ist, sogar auch nur für ein paar Stunden nach England zu kommen, könnten wir vielleicht Deine Eltern nach dem Turnier treffen, und wenn wir dann alles zur beiderseitigen Zufriedenheit gelöst haben, dürfte die Verlobung bekanntgegeben werden. Die Hochzeit könnte dann zum Jahresende oder zum Jahresanfang festgesetzt werden – je nachdem, wann Du ein paar Tage Urlaub erhalten kannst.»

Sie wiederholt mir stets, daß ihr sowohl mein Glück wie auch Deines am Herzen liege, und beendet ihren Brief mit dem Satz: «Unterbrich Deine Arbeit nicht, um mich an der Fähre abzuholen. Das würde meinen Mann zornig machen. Und wenn ich Dir noch einen guten Rat geben darf: Möchtest Du Dir seine gute Meinung erhalten, so sei in Sprache und Haltung nicht familiär; denn wir sind natürlicherweise nach außen hin reservierter als die nördlichen Völker.» Was habe ich nun schon wieder verbrochen?

Howard fuhr für ein Wochenende nach Paris.

P. D. H. an Doë

Harlech  
Juni 1932

Wie ein kleiner Kobold taucht die Frage des Geldes immer wieder zwischen uns auf. Ich bin völlig aufrichtig, wenn ich sage, daß Geld für mich keine Bedeutung hat; denn aus eigener Erfahrung weiß ich, daß es zu meinem Glück wenig oder sozusagen nichts beitragen kann. Wenn Du in bezug auf die Nächstenliebe meinst, ein gütiges Lächeln ohne Trinkgeld sei nicht viel wert, so glaube ich, daß Du etwas auf dem Holzweg bist. Vergiß nicht, daß Christus, der wahrscheinlich die Nächstenliebe als Tugend erfunden hat, selbst selten oder nie Geld zu verschenken hatte. Vielleicht Erinnerst Du Dich auch an die Witwe mit dem Scherfflein.

Im Juni kam Doë für das Wimbledon-Tennisturnier mit ihrem Vater nach London. John Metaxas Plan war, nach Doës erstem verlorenem Spiel sofort mit ihr nach Frankreich zurückzukehren. Er wollte nicht zu lange von seinen Geschäften weg sein. Doë hingegen wollte so lange wie nur möglich in England bleiben.

Während der ersten Runde der Meisterschaften holte John Metaxa ein Telegrammformular aus seiner Tasche, und vor Doës Augen – sie wußte genau, was er tat – begann er eine Nachricht an seine Frau in Frankreich aufzusetzen, die besagte, daß Doë und er noch in derselben Nacht die Rückreise antreten werden.

Aber Döe gewann diesen Match. Sie gewann auch das Endspiel des Damendoppels in Wimbledon.

Howard sah sich diesen Match an:

«Doë führte mit fünf zu vier Spielen, und beim letzten Spiel stand es vierzig zu null. Dann kam das Service ihrer Gegnerin. Doë reagierte darauf mit unglaublicher Wucht, und der Ball flog dreißig Zentimeter hinter die Grundlinie. Also fünfzehn zu vierzig.

Den zweiten Ball schlug sie noch härter, und er landete kaum zehn Zentimeter hinter der Grundlinie. Also dreißig zu vierzig.

Dann kam das dritte Service. Diesen Ball schmetterte Doë mit einer nie erlebten Vehemenz. Der Ball schien elliptisch, so scharf flog er über das Netz. In der Ecke, wo der Ball zu Boden prallte, wirbelte ein Staubwölkchen auf. Ein perfekter Sieg. Aber der Linienrichter entschied «aus». Der Schiedsrichter bezweifelte dies, und Doës Gegnerin erklärte den Ball «in». Aber der Linienrichter blieb hartnäckig, und es kam zum Einstand. Doë verlor dieses Spiel.

Aber sie gewann den Satz und den Match. Es gibt Leute, die besser und sicherer segeln, wenn der Gegenwind immer stärker bläst. Doë ist ein Streiter. Sie hat die eiserne Qualität der Unerschrockenen. Sie besitzt Temperament und Herzenswärme – eine seltene Kombination.»

Am 9. Juli 1932 gaben Peter Howard und Doris Metaxa ihre Verlobung bekannt.

# 6

## PROVENCE

Über die Hügel rannte ein Wind, schwer von der Ebenen Staub,  
Wo Oliven und Reben dürsten nach Frühlingsregen.

Er rannte, mit Sonne getränkt, mit Blumenduft beladen,  
Über den Pflug, mit dem die Ochsen ihre Zeit durchpflügen.

Es riß mir der Wind von der Schulter der Jahre Last,  
Die Hoffnung, die nie sich erfüllt, die, ach so törichte Furcht.

Zum Himmel weht er sie fort, der kein Wörtchen je dazu sagte,  
Wie der freche englische Wind, der Hüte vom Kopf alter Herrn stiehlt.

So stand ich, lachend und weinend, unter dem südlichen Wind.  
Doch jetzt sind wir zwei da, und die Provence ist Du und ein Ich.

Vor uns ein ganzes Leben, und hinter uns, was vergangen ist,  
Hinweggeblasen von törichten Schultern, vom Atem provenzalischen Winds.

P. D. H.

**H**owards Verlobung brachte ihm Sicherheit und Glück. Seine Schulden in Oxford hatte er bezahlt. Jetzt arbeitete er tagsüber in einem Rechtsanwaltsbüro und studierte abends für sein Examen.

Je näher der 17. Dezember rückte, um so freudiger wurden seine Briefe.

P. D. H. an Doë

11. Dezember 1932

Genau in einer Woche sind wir ein verheiratetes Paar. Ist es nicht herrlich? Ich denke die ganze Zeit daran. Das Wetter ist grausig heute. Ich habe mir



Die Familie Howard 1945



Peter Howard mit seiner  
Familie 1951



Gouverneur  
Rajagopalachari empfängt  
Dr. Frank Buchman und  
Peter Howard 1953

Peter Howard und Dr. Paul  
Campbell mit Führern der  
Kongreß-Partei in  
Hyderabad 1953



einen Schnupfen geholt und bin etwas länger im Bett geblieben. Dann bin ich aufgestanden, habe mich in ein halbes Dutzend Mäntel eingemummt und bin in den Garten gegangen, um Rosen zu schneiden. Ist es nicht erstaunlich, daß sie trotz Frost und kaltem Winter noch blühen wie im Sommer?

Howard reiste nach Marseille zusammen mit Tony Carter, seinem Trauzeugen. Niemand von der Familie Howard kam zur Hochzeit. Aber Geoffrey lieb seinem Neffen den Frack, und Gracie zahlte die Reise – eine Hin- und Rückreise für Tony Carter und eine einfache Fahrt für Peter. Sie kamen zwei Tage vor der Hochzeit an und wohnten in einem kleinen Hotel. Wie Howard später schrieb, glich die Hochzeit einem Marathonlauf:

«Ich bin fünfmal verheiratet. Um fair zu sein, muß man aber hinzufügen, daß es jedesmal dasselbe Mädchen war, mit dem ich durch das ganze Zeremoniell geschleust wurde. So können wir den einzigartigen Anspruch für uns erheben, ein fünffaches Ehepaar zu sein: fünfmal Ehemann und fünfmal Ehefrau.

Doë und ich beendeten diese Hochzeit mit Hindernissen in Marseille: einmal in der dortigen englischen Kirche, zweimal und eher lange in der griechischen Kirche, einmal auf dem englischen Konsulat und schließlich auf der Mairie von Marseille.

Am Morgen des ersten Tages war ich so fröhlich, daß ich französische Sous in den Rinnstein der Rue Saint-Jacques rollen ließ, und die kleinen Kinder schrien laut und zankten sich um sie.

Der Standesbeamte in der Mairie hatte seine Trikolorenschärpe so eng um die Mitte gebunden, daß sein Wanst darüber und darunter wie Zwillingswellen mit einem Wellental dazwischen herausquoll. Bei jedem Atemzug wölbte sich sein Bauch. Es war ein so ergreifender Anblick, daß die Zuschauer voller Mitgefühl selber nach Luft schnappen mußten. Er brauchte achteinhalb Minuten, um uns zu trauen. Dann raffte er sich auf und steuerte auf mich zu, um mich auf die Wange zu küssen. Fast wäre es ihm gelungen, wäre ich ihm nicht, mit typisch englischem Stolz, entwichen.

In der griechischen Kirche sang von der Galerie aus ein unsichtbarer Chor. Junge Mädchen gingen vor uns her und streuten Rosenknospen und frische Orangenblüten auf unseren Weg, während wir dreimal im heiligen Ritual mit dem bärtigen Priester um das Allerheiligste schritten. Über Doës und meinem Kopf hielten Freunde mit ausgestrecktem Arm je eine aus zartem Gold gewirkte Krone – und das neunzig Minuten lang ohne Unterbrechung.

In der englischen Kirche, wo am Nachmittag des dritten Tages die Zeremonien zu Ende gingen, hatte ich schon jede Nervosität verloren. Jetzt war mir das Heiraten zu einer alltäglichen und selbstverständlichen Sache geworden.

Ich sang das schottische Lied *The Campbells are coming, trala, trala* leise meinem Trauzeugen vor, während Doë mit ihrem Vater das Kirchenschiff heraufkam.

Unsere Heimreise dauerte zwei Tage. Das war unsere Hochzeitsreise. Ich erinnere mich an die lebhaften rundlichen Tauben in den Gärten der Concorde in Paris und an die Drosseln, am Spieß gebraten, in einem Café in Avignon. Wir aßen sie mit dicker dunkler Sauce und tranken dazu schweren roten Wein.

Die Ankunft in England war eine harte Probe für Doë. Sie war ganz in Frankreich aufgewachsen und hatte wenig Freunde in England.

Meine Mutter weinte, als ich England vor meiner Hochzeit verließ. Doës Mutter weinte, als Doë nach ihrer Hochzeit Frankreich verließ. Auf diesem salzigen Hintergrund gingen Doë und ich über den Laufsteg in Dover an Land, um das Leben mit all seiner Würze zu entdecken und zu kosten.

«Die Sterne schienen milde, und die Erde war warm. Doë und ich waren sehr verliebt.»

Die Howards fanden eine Wohnung in Disraeli's<sup>1</sup> altem Haus in Theobald's Road in der Nähe von Gray's Inn<sup>2</sup>. Die Wohnung war voll von geheimen Türen und Schränken. Das Badezimmer war hinter verschiebbaren Bücherregalen versteckt und gab Peter tausend Möglichkeiten, Späße zu machen. Für Doë war es ein einsames Leben; aber bald fand sie den Weg zu den französischen Läden in Soho. Sie brachte Croissants nach Hause, Muscheln, Oliven und Hors-d'œuvres – alles, was sie an ihre geliebte Provence erinnerte.

Sonntags zogen sie zu Fuß durch die stillen Straßen der City. Bald kannten sie London so gut, als ob sie schon immer dort gewohnt hätten. Doë sprach rasch ein perfektes Englisch. Peter arbeitete viele Stunden lang, oft bis spät in die Nacht. Seine Augen litten darunter, und Doë fürchtete, daß Peter auf die Dauer Schaden leiden werde.

Am 2. November 1933 wurde ihr erstes Kind, ein Sohn, geboren. Er hatte dunkle Haare und braune Augen, und sie nannten ihn Philip. «Ich war erstaunt», berichtete Peter Howard später. «Man wundert sich, wenn man selber Dinge erlebt, von denen man so oft gehört hat. Doch war ich nicht nur erstaunt, sondern auch irritiert und empfand ein klein wenig Angst.» Irritiert war er, weil nun etwas geschehen war, das außerhalb seiner Kontrolle lag; die Angst hatte mit dem Geld zu tun. «Das Kind wird unsere finanziellen Verpflichtungen belasten und gleichzeitig in einem gewissen Maß unsere Freuden, unsere Freiheit und Bequemlichkeit beschränken.» Dem Haushalt fehlte noch ein regelmäßiges Einkommen.

<sup>1</sup> Premierminister Ende des 19. Jahrhunderts.

<sup>2</sup> Eine von Londons vier Rechtsanwaltsinnungen.

Zwei Monate später, im Januar 1934, zeigte sich eine neue Einkommensquelle. Der *Sunday Express* bat Howard, an den Samstagnachmittagen die Reportage über die Rugbyspiele zu übernehmen. Das würde sein abendliches Studium nicht stören und gleichzeitig jede Woche ein Pfund und zehn Schilling einbringen.

Im Juni nahm ein Freund Howard mit in Lord Beaverbrooks politischen Klub, den Empire Crusade Club. Dort hörte sich Howard eine Anzahl von Rednern an, die für Freihandel im Britischen Empire eintraten. Howard hielt das alles für den größten Unsinn. Er stand auf und sagte seine Meinung mit gewohntem Nachdruck. Er beschreibt es so:

«Nachher kam ein komisch aussehender, kleiner Mann, etwa wie ein Affe in Kleidern, auf mich zu und sagte: «Mr. Howard, ich habe mit großer Aufmerksamkeit allem zugehört, was Sie gesagt haben. Morgen wird es im *Evening Standard* zu lesen sein.» Am nächsten Tag stand in der Spalte *Londoner Tagebuch* des *Evening Standard* ein Abschnitt, in dem meine Fähigkeiten gepriesen wurden. Zwei Wochen später rief mich Beaverbrook in meinem Büro an und bat mich, zu ihm zu kommen. Wie ich in sein Büro eintrat, sagte er: «Howard, ich höre, daß Sie mir einen politischen Leitartikel schreiben werden.» Das war mir völlig neu!»

Beaverbrook verlangte, daß Howard – sofern er sein Angebot annahm – sein Anwaltsstudium aufgeben müsse, um seine ganze Zeit den *Express*-Zeitungen zu widmen. Es war kein leichter Entschluß. Alles zog Howard zu dieser neuen Aufgabe hin; aber es hieß, noch einmal eine unbeendete Ausbildung aufzugeben. Howard nahm das Risiko auf sich. Er konnte damals noch nicht wissen, daß sein erster Artikel im Juni 1934 zwar nur neun Pfund und zwölf Schilling einbringen würde, daß er aber innerhalb von fünf Jahren einer der bestbezahlten Journalisten und Kolumnisten in Fleet Street mit einem Verdienst von fast sechzig Pfund in der Woche werden würde:

«Sieben Jahre meines Lebens gab ich Fleet Street. Als Gegenleistung gab mir Fleet Street Ruhm und Geld, Geist und Witz. Es war eine größere Gegenleistung, als Menschen sonst von den Dingen erhalten, denen sie ihr Leben verschreiben.

Jeden Abend um neun Uhr begannen die massiven Eisenbetonbauten in Fleet Street zu schwanken und zu zittern wie ein Kornfeld im Abendwind. Der Dachfirst sogar vibrierte in dem Augenblick, in dem die Maschinen fünfzehn Meter unter der Erde zu rotieren begannen und Millionen von Zeitungen vor Tagesanbruch in jeden Winkel Englands verschickt werden konnten.

Das Leben in Fleet Street ist wie eine Krankheit. Sie geht einem unter die Haut und ins Blut.



Es herrscht eine treue und fröhliche Kameradschaft und eine lebhaft betriebssamkeit innerhalb der Zunft der Druckerschwärze. Das Leben schmeckt dort würzig. Sein Aroma greift an die Kehle.

Man gehört zur Welt, steht in der Welt und doch über der Welt. Man überblickt das Leben wie aus einem Krähenest auf einer Mastspitze. Ebbe und Flut der Menschheit branden empor, ringen miteinander und brechen sich um einen herum. Man sieht Mühe und Triumph, Leid und Erfolg, Tränen und Tumult, Klagen und Applaus. Man ärgert sich und freut sich dabei – denn jeder gute Reporter lebt seine Berichte mit Herz und Seele mit. Trotz allem bleibt man letzten Endes ein Zuschauer und Beobachter. Aber es gibt auch heute noch Leute in Fleet Street, nicht viele, aber eine tapfere Schar, die ihre Feder ohne Leidenschaft und Vorurteil führen. Als Diener der Wahrheit allein sind sie Herren der Menschheit.

Und doch herrscht heute in Fleet Street oft das Gesetz des Dschungels: die Vordersten überleben, die Letzten holt sich das Schicksal. Die Schenken und Kneipen um Fleet Street bergen als Strandgut alle die, die aus irgendeinem Grund keinen festen Halt fanden und die die Flut mitgeschwemmt hat.»

Beaverbrook nahm Howard sofort in die Hand; sein Training war rigoros und genau:

«Zu jeder Tages- oder Nachtzeit klingelte mein Telefon. Manchmal hörte ich schon um zwei Uhr morgens seine harzige, kanadische Stimme: «Peter, du bist ein junger Mann, es ist jetzt Zeit, aufzustehen und zu arbeiten. Sei ein netter Junge und steig aus deinem Bett. Zieh dich an. Mach dich dahinter. Wir brauchen einen Artikel für den heutigen *Evening Standard*.»

Von fast jedem Artikel, den ich schrieb, wurde jedes einzelne Wort zerkaut, geschluckt oder mit Ekel von diesem scharfen, hungrigen Gebiß wieder ausgespuckt. Nahm er sich einen Artikel vor, so prüfte er ihn langsam und genau. Dann ging es meistens so:

Lord B.: «Hast du das ganz allein geschrieben?»

P. H. (stolz wie ein Hahn): «Ja.»

Lord B.: «Hast du jedes einzelne Wort ohne irgendeine Hilfe selbst geschrieben?»

P. H.: «Ja.»

Lord B. (wirft das Papier zerknüllt auf den Boden): «Ich kann es kaum von dir glauben, Peter. Es ist so schlecht. Nebenan steht eine Schreibmaschine. Geh und fang wieder von vorne an.»

Durch all diese Kritik lernte ich, wie man erfindet und gestaltet. Solch eine Ausbildung war einmalig, und ich hätte sie mir mit keinem Geld kaufen können.

Wenn ich mit ihm arbeitete, war sein Lob verschwenderisch, sein Tadel nicht weniger. Er erschien mir einmal wie der Weihnachtsmann, ein andermal wie Satan selbst. Manchmal war es Weihnachten, danach das Jüngste Gericht. Obwohl er einem bewußt machte, daß man eine dumme Gans war, hatte er auch die liebenswerte und ermutigende Angewohnheit, von einem auch noch das goldene Ei zu erwarten.»

Es zeigte sich bald, daß Howard zwei natürliche Talente für seine neue Arbeit mitbrachte. Er besaß ein phänomenales Gedächtnis. Auf Reportagen und Interviews nahm er weder Bleistift noch Block mit; er hatte beides nicht nötig. Dauerte ein Gespräch auch vier oder fünf Stunden, so prägte es sich so klar in sein Gedächtnis ein, daß er es noch am nächsten Morgen wortgetreu wiedergeben konnte. Selten bat er um ein Interview, und die Politiker wußten nie, wann sie ihm eines gewährten. Viele seiner besten Berichte kamen aus dem Parlament, wo er nichtsahnenden Abgeordneten und ihrem Gerede bei einem Drink zuhörte. Es war ein neuer und rücksichtslos angewandter Journalismus.

Sein zweites Talent war, daß er außergewöhnlich rasch schreiben konnte. Er stand frühmorgens auf und hatte schon vor zwölf Uhr vier Artikel fertiggebracht. In späteren Jahren schrieb er fünfzig Briefe, dazu noch Reden und Artikel – alles vor dem Frühstück. Er konnte die erste Fassung eines Theaterstücks oder eines Buches in drei Tagen niederschreiben.

Sein Stil war kurz und bündig, hart und oft grausam. Er sprach einmal davon, daß ein früherer politischer Journalist, namens Harold Begbie, sich den «Gentleman mit dem Staubtuch» nannte. «Müßte ich mir einen Decknamen für meine journalistischen Seitensprünge zulegen, so würde ich mich den «Gentleman mit dem Schlagring» nennen.»

Fleet Street gab ihm ein Sprachrohr für seinen unausgesprochenen, aber tief empfundenen Haß gegen die Männer an der Macht. Es war der Haß, welcher in Oxford begonnen hatte und durch die Wahlkampagne 1931 bestärkt worden war. Einer seiner Fleet Street-Kollegen erinnert sich an Peter Howard folgendermaßen:

«Der Groll glühte förmlich aus ihm heraus und floß aus seiner Feder – meistens als Galle, oft als reinstes Gift. Peters ein und alles war: Peter Howard. Sein Ziel war, koste es, was es wolle, zu Geld und zu Ehren zu kommen. Beaverbrook und seine Zeitungen waren auf sein Maß zugeschnitten. Mit welcher Pfeife Beaverbrook auch pffiff, Peter tanzte nach ihr. Als politischer Journalist war er ein erbarmungsloser Freibeuter. Er schien die Bosheit einfach um der Bosheit willen zu genießen. Seine Feder (kein einziges Mal habe ich ihn hinter einer Schreibmaschine gesehen) gebrauchte er wie einen Dolch.

In der Beschreibung der Politiker, die er angriff, war er ein Meister der Verhöhnung: «Ich spieße ihn wie einen krummen Wurm auf meiner Feder auf.» Bürointrigen und Bürogeschwätz waren ihm ein Genuß. Bei einem Glas Bier oder der Länge nach auf seinem Stuhl ausgestreckt, mit einem zynischen Grinsen auf seinem charaktervollen Gesicht, konnte er die neuesten giftigen Geschichten weitergeben.»

Mit ähnlichen Worten drückt es Howard selber aus:

«Nach einer gewissen Zeit in Fleet Street hatte ich meine eigene Philosophie entwickelt. Sie lautete: Jedermann soll um sein Ziel wissen und es rücksichtslos verfolgen. Schlägt dich einer, schlage ihn doppelt so hart zurück. Stehe auf eigenen Füßen. Sei nur dein eigener Freund. Verlasse dich auf niemanden als auf dich selbst. Sei stets freundlich mit denen, die dir nützlich sein können – gebrauche Humor dazu. Sei so nett mit allen Leuten, wie du willst; aber lasse sie wie einen faulen Apfel fallen, wenn es dir paßt. (Handelt es sich allerdings um einen guten Freund, paßt dir solcher Verrat nicht, denn du fühlst dich nachher miserabel.)

Ich war, kurz gesagt, ein Materialist, aber mit einem Handikap. Ich hatte einen beunruhigenden Zug zur Herzenswärme, den ich in meinen schlechteren Augenblicken als Sentimentalität verdammtete.»

Howards Journalismus kannte keine solche Sentimentalität. In seiner Spalte «Politiker und Politik» spezialisierte er sich darin, Informationen über Abgeordnete zu drucken, die sie geheimhalten wollten. Das tat er regelmäßig:

«Politiker und Politik» von P. D. H.

*Sunday Express*, 5. August 1934

«In diesem Zeitalter des Jugendkults hat man Hunderten von jungen Männern eine Chance in der Politik gegeben. Kein einziger allerdings hat sie aufgegriffen. Heute sehe ich in der Politik keinen jungen Mann, der auch nur einen Penny wert wäre.

Sicher behauptet mir morgen jemand, Mr. Hore-Belisha<sup>1</sup> sei eine Ausnahme.

Vielleicht ist er es. Aber ist er nun jung – oder alt? Er ist ein Mann jeden Alters – ein Geburtstags-Chamäleon. Er ändert sein Alter wie manche Politiker ihre Partei. Vielleicht tut er das auch bald. Eventuell wäre es auch besser für ihn.

Fräulein Thelma Cazalet, Abgeordnete für East Islington, ist ein anderer politischer Athlet. Sie spielt Tennis: Sie serviert dann, wenn ihr Partner gerade

<sup>1</sup> Später Mitglied von Churchills Kriegsregierung.

wegsieht, und ist nicht mehr sehr beweglich. Sie spielt weniger gut als früher, aber doch nicht schlecht für eine Frau ihres Alters.

Wieso ich weiß, wie alt sie ist? Nicht aus den parlamentarischen Listen. Dort steht es nirgends. Sie hofft, es geheimzuhalten. Aber ich kann es verraten:

Sie ist fünfunddreißig. Sie wurde am 28. Mai 1899 geboren. Eine meiner Tanten hat es mir gesagt.»

Zu diesem Artikel machte Beaverbrook einen seiner klassischen Kommentare: «Beaverbrooks Sekretärin hieß mich in ihr Büro kommen, um auf Band «His Master's Voice<sup>1</sup>» zu hören. Und ich hörte folgendes:

«Also Peter. Dieser Artikel, den du mir geschickt hast: Über Baldwin – zu viel, zu viel, zu viel. Über Lloyd George – zu viel, zu viel, zu viel. Über Churchill – zu lang, zu lang, zu lang.» Plötzlich stieg seine Stimme um fast eine Oktave. Er sprudelte voller Bosheit und Schadenfreude hervor: «Und diese Dame, Peter, über die du schreibst – zu jung, zu jung, zu jung.»»

«Politiker und Politik» von P. D. H.

*Sunday Express*, 6. Januar 1935

«Betrachten wir einmal Mr. Robert Boothby<sup>2</sup>. Obwohl nur vierunddreißig Jahre alt, ist er seit zehn Jahren Abgeordneter für East Aberdeenshire. Er ist eine einnehmende Persönlichkeit. Er sieht gut aus, ist aber unordentlich und etwas eckig. Fast zu eckig, denn er hat an Gewicht zugenommen.

Vor ein paar Jahren sahen viele in ihm den zukünftigen Führer unserer Partei. Aber sein guter Stern in der Politik ist etwas verblaßt. Denn Mr. Boothby ist ein Mann der City geworden. Und City-Gewohnheiten schaden einem im Parlament.

Manchmal war er einem Bullen gleich, manchmal einem Bären. Er konnte sich eben nicht darüber klar werden, wo politisches Kapital und wie politische Aktien heute stehen. In der City allerdings gelang es ihm. Er verbrachte immer mehr Zeit dort. Man munkelte, seine politische Karriere sei vorüber, und man sagt, er werde zu dick. Plötzlich stand Mr. Boothbys politischer Stern wieder hoch am Firmament. Kurz vor der Auflösung des Parlaments hielt er noch eine glanzvolle Rede. Würde Mr. Boothby seine Zeit und seine Energie nur dafür einsetzen, könnte er die politische Leiter bis zuoberst erklimmen. Aber ich zweifle daran, daß er Zeit und Energie dafür opfern wird.

Denn er liebt ein gutes Leben. Ob eine Frau hübsch ist oder nicht, das kümmert ihn nicht. Hauptsache, sie kann gut kochen. Denn sein Lieblingsgericht sind Heringe.»

<sup>1</sup> Wortspiel mit bekannter Grammophonmarke.

<sup>2</sup> Später Lord Boothby, Abgeordneter der konservativen Partei.

Howards politische Ansichten änderten sich während seines ersten Jahres in Fleet Street. Er unterstützte nun Lord Beaverbrook in seiner Kampagne für die Isolierung und die Zollfreiheit im Britischen Empire.

«Politiker und Politik» von P. D. H.

*Sunday Express*, 2. Juni 1935

«Am nächsten Donnerstagabend um 8.30 Uhr wird in der Caxton Hall in Westminster ein junger Politiker sprechen. Bald wird er einen großen Teil der öffentlichen Meinung hinter sich haben. Er heißt Frank Owen<sup>1</sup> und war von 1929 bis 1931 Abgeordneter für Hereford. Ich sage ihm eine große Zukunft voraus. Warum? Nicht etwa, weil er berühmt ist. Nicht, weil er wohlhabend ist. Aber weil er mit der stärksten aller Waffen in die politische Arena zurückgekehrt ist – mit totaler Aufrichtigkeit. Er ist ein unvergeßlich feuriger Redner. Er besitzt die Inbrunst des Waliservolkes. Er hat etwas von Lloyd Georges Feuer. Er predigt das Evangelium des Friedens. Überall gewinnt er Anhänger für die Sache der Isolierung.»

Zum letztenmal bewarb sich damals Peter Howard um einen Sitz im Parlament:

«In jenen Tagen war ich ein ziemlich überzeugter Tory. Als ein Sitz in einem Wahlkreis frei wurde, zog ich meinen besten Anzug an, suchte den Parteipräsidenten auf und sagte ihm, daß ich kandidieren möchte.

Er teilte mir mit, daß man Leute meines Schlages dringend nötig habe. Dann fragte er mich: «Wieviel Geld werden Sie an die örtliche Parteiorganisation zahlen?»

Ich antwortete, daß ich am öffentlichen Leben nichts verdienen wolle und daher mein Gehalt als Parlamentarier – damals £ 400 im Jahr – geben würde.

Er antwortete: «Ich bedaure, Mr. Howard. Uns sind schon £ 1000 im Jahr von anderer Seite angeboten worden. Wenn Sie nicht darüber hinaus bieten können, fürchte ich, daß Sie nicht in Frage kommen.»

Dies war meine erste Bekanntschaft mit der Macht des Geldes in der britischen Demokratie. Bald mußte ich entdecken, daß viele gute Torysitze für Geld angeboten wurden.

Auch auf der Seite der Labour Party wurden bisweilen, sozusagen als Ehrenpension, Parlamentssitze denen gegeben, die im Dienst der Gewerkschaften ergraut waren.»

<sup>1</sup> Später Chefredakteur des *Evening Standard*.

Immer wieder kehrte Howard zu Themen seiner ersten Überzeugungen zurück:

«Politiker und Politik» von P. D. H.

*Sunday Express*, 4. August 1935

«Eben kehre ich aus einem Notstandsgebiet zurück: Abertillery, Merthyr Tydfil, Ebbw Vale, Pontypool<sup>1</sup>.

Wie steht es in diesen Tälern der Verzweiflung mit der Politik? Die Bergleute waren einmal die schwarzen Sturmtruppen der sozialistischen Bewegung.

Und was sind sie jetzt? Sozialisten, ja, aber keine Sturmtruppen mehr. Sie haben allen Kampfgeist verloren. Die Politik hat ihnen nichts mehr zu sagen. Das Leben selbst hat ihnen nichts mehr zu sagen.

Sie sind das Salz der Erde. Dieses Salz hat nun seine Würze verloren.

Es ist besser, an Arbeit zugrunde zu gehen als arbeitslos zu verrosteten. Diese Männer dort verrosteten.

Die Sorge um diese Arbeitslosen sollte zur Hauptsorge unserer Regierung und bei den nächsten Wahlen zur entscheidenden Frage werden.

Aber wer wagt schon zu hoffen, daß sich die Wahlreden mit dieser Sorge befassen werden? Sie werden es nicht. Sie werden sich mit Krieg und Frieden befassen.»

Doch hielt Howard es immer noch für seine Hauptaufgabe, die Politiker zu geißeln. Damit konnte er sowohl seinen Überzeugungen wie auch seinem Ehrgeiz dienen:

«Politiker und Politik» von P. D. H.

*Sunday Express*, 16. September 1935

«Hitler hat jetzt in unserem Parlament einen Freund. Er heißt Sir Arnold Wilson. Er ist der einundfünfzigjährige Abgeordnete für Hitchin. Mit kastenartigem Kinn und bürstenartigen Brauen vergeudet Sir Arnold keine Chance, um Hitlers Aktien in unserem Land steigen zu lassen.

Sir Arnold hat etwas Erstaunliches erklärt: er würde nie gegen ein Volk, das mehr Raum verlangt, in den Krieg ziehen, ohne ihm vorher ein Stück englisches Land angeboten zu haben. Von welchem Volk spricht er eigentlich, das mehr Raum verlangt? Offensichtlich von Deutschland.

Es ist nur wenige Tage her, seit Hitlers Reichsinnenminister Dr. Frick sagte, Deutschland benötige mehr Lebensraum als Italien.

<sup>1</sup> Bergbaugebiete in Wales.

Warum kümmert sich Sir Arnold so sehr um die Angelegenheiten fremder Völker? Solches Bemühen von seiten eines unserer Abgeordneten verletzt unsere Interessen. Es fügt uns Schaden zu.

Sir Arnold wurde zum Abgeordneten von Hitchin gewählt – zum Abgeordneten für Hitler hat er sich selbst gewählt. Wenn er nun Hitler nicht über Bord wirft, dann hoffe ich sehr, daß die Wähler von Hitchin Sir Arnold über Bord werfen.»

Manchmal hatte Howard recht, manchmal auch unrecht. Als der Krieg ausbrach, bewies Sir Arnold Mut. Mit fünfundfünfzig Jahren ging er in die Royal Air Force und wurde Heckschütze in einem Bomber. Bei einem Fliegerangriff auf Deutschland stürzte er tödlich ab.

Unterdessen war Howard zu einer bekannten Persönlichkeit geworden. «Ich glaube, ich war gefürchtet», schrieb er später. «Sicher war ich verhaßt. Und in den Augen von Fleet Street war ich erfolgreich.»

# 7

«Den britischen Regierungen der letzten Jahre geht es wie einem Kind, dem ein Knopf im Hals stecken geblieben ist. Sie müssen von der öffentlichen Meinung erbarmungslos gerüttelt und geschüttelt werden, bevor sie auch nur das geringste herausgeben.»

P. D. H. in *Guilty Men*  
Juli 1940

**P**eter Howard war nicht immer gleicher Meinung wie Lord Beaverbrook. Und wenn er ihm die seine manchmal ins Gesicht sagte, tat er es in seinen Artikeln selten oder nie. Dort unterstützte er ihn fast uneingeschränkt. Er wähnte sich bezahlt dafür. Darum tat er es. In vielen Fällen, wie bei Beaverbrooks feindlicher Haltung Baldwin<sup>1</sup> und seiner Rüstungspolitik gegenüber, kamen Howards Überzeugungen und sein Pflichtgefühl dem entgegen. In solchen Fällen wurde Mr. Churchill, der damals noch in der politischen Verbannung lebte, von beiden gemeinsam unterstützt.

«Politiker und Politik» von P. D. H.  
*Sunday Express*, 7. Juni 1936

«Die Ereignisse beweisen, daß Mr. Churchill mit seiner mehr als drei Jahre dauernden Kampagne für die Aufrüstung im Recht war.

Mr. Baldwin muß nun zugeben, daß Mr. Churchill in der Frage der deutschen Luftmacht recht hatte – und daß er, Mr. Baldwin, im Unrecht war.

Nach Mr. Churchills Urteil macht das Rüstungsprogramm der Regierung zu langsame Fortschritte. Zu wenig wird noch getan, um unser Volk vor einer plötzlichen Invasion zu schützen. Es ist Mr. Churchills Pflicht und Schuldigkeit, alles in seiner Macht Stehende zu tun, um die Regierung zu aggressivem und wirksamem Handeln zu zwingen.»

<sup>1</sup> Premierminister Lord Baldwin.



«Politiker und Politik» von P. D. H.  
*Sunday Express*, 4. Oktober 1936

«Je eher Mr. Baldwin zurücktritt, desto besser. Denn wir sind von ernstesten Krisen bedroht. Im Ausland ballen sich Katastrophen zusammen. Von allen Seiten droht uns Gefahr.

Jetzt kann Mr. Baldwin nicht mehr Premierminister bleiben. Er hat einmal vom Privileg einer Hure gesprochen, Macht ohne Verantwortung zu haben. Jetzt genießt Mr. Baldwin selber dieses Privileg: er hat die Macht und kann die Verantwortung nicht übernehmen.

Er hat England sehr schlecht behandelt. Daß einst die Großgrundbesitzer Irlands im Ausland wohnten, war schlimm genug; daß aber der jetztige Bewohner von 10 Downing Street fast immer abwesend ist, ist viel schlimmer.»

Beaverbrook stürzte sich auch in diese Kampagne:

«In jenen Tagen, als sich Beaverbrook und Baldwin an der Kehle lagen, kamen telefonische Beschwerden über meine Artikel von Sir Samuel Hoare (dem späteren Lord Templewood), der ein Freund von beiden B (Beaverbrook und Baldwin) war. Einmal war ich zugegen, als Hoare bei Beaverbrook anrief:

Beaverbrook: «Jaa... jaa... jaa... Jetzt hör mal her. Ich kann mit diesem Kerl Howard nichts anfangen... Nein, gar nichts. Ich kann einfach nichts mit ihm anfangen. Nein, hör zu – ich habe eine Idee. Ich hole ihn mir her und wälze ihn im Dreck. Jaa, wälze ihn im Dreck. Bist du nun zufrieden?... Dann auf Wiedersehen.»

Er legte den Hörer auf, schaute mich an, und ein Grinsen so breit wie eine Melone lief über sein Gesicht. Er schlug sich mit den Händen auf die Knie, lachte und sagte: «Ha, ha, ha! Mach nur so weiter, Peter. Mach es nächste Woche noch einmal.» Genau das tat ich dann auch.»

«Politiker und Politik» von P. D. H.  
*Sunday Express*, 28. März 1937

«Eine Kampagne ist im Gange. Sie richtet sich gegen Mr. Winston Churchill: in den Wandelgängen des Unterhauses wird über ihn geflüstert.

Und was wird geflüstert? Daß er seine Meinung über die Regierung plötzlich geändert habe. Daß er die Regierung jetzt lobe, weil er sich einen Ministerposten erhoffe, sobald die Regierung umgebildet wird und Mr. Baldwin zurücktritt.

Seltsame Anschuldigung. Nicht Mr. Churchill, sondern die Regierung hat ihre Meinung geändert. Als vor kurzem noch die Regierungspolitik gegen die Aufrüstung war, hat Mr. Churchill die Regierung deswegen angegriffen. Er drängte zur Aufrüstung Englands.

Nun hat die Regierung sich Mr. Churchills Politik zu eigen gemacht. Das Rüstungsprogramm geht voran. Aber gleichzeitig wird Mr. Churchill von Regierungsfreunden kritisiert. Er sei inkonsequent, da er die Regierung nicht mehr angreife, seitdem sie nun seine Politik befolgt.

Wird Mr. Churchill in der neuen Regierung sein? Er sollte es. Man sagt, daß Mr. Chamberlain davor Angst hat. Eines ist gewiß: das Volk will Mr. Churchill wieder im Amt sehen.»

Es gab Fragen, in denen die Ansichten von Lord Beaverbrook und von Mr. Churchill nicht die gleichen waren. Churchill schrieb damals jede Woche einen Artikel im *Evening Standard*. Die scharfen Differenzen zwischen den beiden Männern machten sich auch in den Büros des *Evening Standard* bemerkbar:

«Churchill saß im Mondlicht oder, wie es scheinen mochte, im untergehenden Sonnenlicht einer Laufbahn, die ihre Größe verpaßt hatte. Er sang sein Kampflied gegen die Nazis fast als Solo. Trotzdem sang er es in den Spalten des *Evening Standard* fortissimo.

Unterdessen verteidigte mein Chef, Lord Beaverbrook, die Sache der «splendid isolation». Er prägte geflügelte Worte wie: «Kein Krieg, weder in diesem noch im nächsten Jahr». Für Leitartikel zu diesem Thema wurde ich hoch bezahlt; denn Mr. Churchills große Idee lehnte Beaverbrook völlig ab.

So mußte sich Percy Cudlipp, der damalige Chefredakteur des *Evening Standard*, oft wie ein Fußball im Endpokal vorkommen. Glücklicherweise ist Percy zäh, elastisch und hat Sinn für Humor, alles unentbehrliche Eigenschaften für einen guten Fußball.

Morgens klingelte manchmal bei ihm das Telefon: «Cudlipp? Beaverbrook hier. Wie heißt der Kerl, der in deiner Zeitung schreibt?... Wie heißt er?... Ja, Winston Churchill. Den meine ich. Ich hoffe sehr, Percy, daß du ihn für seine Artikel nicht zu hoch bezahlst... Um Himmels willen, so viel?... Das kann doch nicht dein Ernst sein. Das ist ja fürchterlich... Ich hoffe wenigstens, daß du nicht zu lange an ihn gebunden bist – wie lange läuft denn sein Vertrag?... Was, noch ein Jahr? Ein ganzes Jahr? Also paß auf, Percy, bring ihn vom Nazi-Thema ab. Er ist wie besessen von diesem verdammten Hitler. Bring ihn dazu, etwas Innenpolitisches zu schreiben, über das Empire, die Arbeitslosigkeit oder die Landwirtschaft – er soll über solche Themen schreiben. Auf Wiedersehen.»

Und Percy hielt einen verstummen Hörer in seiner Hand. Dann rief er Mr. Churchill an. Die Unterhaltung verlief etwa so:

«Guten Morgen, Mr. Churchill. Worüber werden Sie diese Woche schreiben?» – «Guten Morgen, Mr. Cudlipp. Ich glaube, wir sollten uns diese Woche einmal die Nazis unter die Lupe nehmen. Wir müssen unserem Volk die Gefahr klarmachen, die ihm durch diese Gangsterbande droht. Diesmal könnten wir über die nazistischen Expansionspläne auf dem Balkan schreiben.»

«Das wäre sicher sehr interessant, Mr. Churchill. Wie wäre es aber, wenn man diese Woche einmal unseren Lesern mit einem Artikel über die großen innenpolitischen Fragen etwas Abwechslung brächte, wie z.B. die Arbeitslosigkeit oder die Landwirtschaft?»

«Vielleicht, Mr. Cudlipp, vielleicht. Dazu kommen wir noch. Aber gerade diese Woche wäre ein starker Artikel über die Nazis wirklich angebracht.»

Und wieder wurde es im Hörer plötzlich still.»

Churchill las Howards Artikel, und als Howard nach Chartwell<sup>1</sup> kam, behandelte er ihn freundlich:

«Er las meine Artikel stets sorgfältig durch, wenn er sie auch keineswegs immer schätzte. Seine Kommentare und Vorschläge waren mir eine große Hilfe.

So nahm er Anstoß am Ausdruck «wofür?», den ich von Zeit zu Zeit gebrauchte. Er dampfte im Wandelgang des Unterhauses wie ein furchterregendes Schlachtschiff auf mich los und stieß durch den Schornstein seines Mundes angriffslustig: «Wofür? Wofür?»

Eines Abends mußte ich wegen einer Pressesache Churchill in Chartwell aufsuchen. Ich fuhr direkt von meiner Arbeit in Fleet Street hinaus. Das Wetter war sommerlich. Ich trug einen alten Anzug und war erhitzt und ermüdet vom Lärm und Gestank der Druckerei.

Churchill war in seinem Garten. Er stak in einer uralten, ausgefallenen Montur und sah wie ein lebendig gewordenes Michelin-Reifenplakat aus. Er baute an einer Mauer und fügte Ziegelsteine mit einer Begeisterung aufeinander, die leicht zu erkennen, und mit einem Geschick, das schwer zu beurteilen war. Immerhin schien die Mauer nicht krumm zu geraten.

Churchill erwartete zum Abendessen eine Reihe vornehmer Gäste. Er bestand darauf, daß ich bleibe – ich, eine schwarze Krähe unter goldenen Paradiesvögeln, ein tintenbefleckter Journalist in grauer Hose unter Smokings und Tiaras. Doch gab er mir das Gefühl, der willkommenste unter all seinen

<sup>1</sup> Sir Winston Churchills Landsitz.

Gästen zu sein. Churchill hat in seinem Privatleben ein weiches Herz, eine Wärme und Einfachheit, die die unerschütterliche Treue seiner Freunde erklärt.

Er holte mir sein eigenes Rasierzeug und überwachte mich in seinem Badezimmer, während ich mich wusch, rasierte und irgendwie zurechtmachte. Er sorgte für mich mit der Kameradschaft eines älteren Bruders, dem meinetwegen – und nicht seinetwegen – daran lag, daß ich unter seinen Freunden in bestem Licht erscheine. Dies gibt einen tiefen Einblick in den Charakter dieses schicksalhaften Menschen.

Damals hatte Churchill beinahe den Tiefpunkt seiner Laufbahn erreicht. Er war milde, abgeklärt und weise. Als Lord Beaverbrook einmal über Churchill schrieb, äußerte er sich so: «Churchill an seinem Tiefpunkt» ist der liebenswerteste Gefährte, aber «Churchill auf seinem Höhepunkt» hat das Zeug zum Tyrannen in sich.

Ich erinnere mich, daß damals Premierminister Baldwin kurz vor seinem Rücktritt stand. Churchill hatte Grund genug, über Lord Baldwin verbittert zu sein. Er war schon Kabinettsmitglied gewesen, bevor Lord Baldwin überhaupt ins Parlament kam. Er hatte erlebt, wie der ältere, langsamere und bedächtigere Mann ihn von weit hinten im Rennen um die Macht einholte und überholte. Aber Churchill war nicht bitter.

An diesem Abend sagte er mir nach dem Essen: «Baldwin ist schlau wie ein Indianer. Er wird nach Bewdley<sup>1</sup> gehen und dann Freitagabend, oder wann immer sie dort tanzen, mit meinem blutigen Skalp am Gürtel um den Pfahl seines Wigwams herumspringen.»

Er lachte ohne den geringsten Groll und brachte es mit einer solchen Leichtigkeit vor, daß Lord Baldwin selber keinen Anstoß daran genommen hätte.

Später sagte mir Churchill, was er auf dem Herzen hatte. Mit einem verzehrenden Feuer sprach er von der Notwendigkeit, den Nazismus zu zerstören. Der Krieg sei unvermeidlich – je rascher er vorübergehe, um so eher werde es Ruhe geben.

Diese Idee hatte von ihm völlig Besitz genommen, genauso wie Hitler und Lenin von ihren Ideen besessen waren. Es berührte mich tief, zu einer Zeit, da die meisten Engländer jeden Enthusiasmus mit Mißtrauen betrachteten, die explosive Kraft einer so echten Leidenschaft zu erleben.

Das Ergebnis dieses Abends war, daß mir eines ganz klar wurde: Wohl hatte ich Zweifel darüber, ob diese einfache und einzige Idee, «die Nazis müssen vernichtet werden», an sich für den Aufbau einer neuen Welt ausreichen würde. Aber ich hatte überhaupt keine Zweifel daran, daß Churchill als Organisator des Sieges über die Nazis unübertrefflich sein würde.

<sup>1</sup> Lord Baldwins Landsitz.

Ich wollte den Krieg nicht. Meine Hoffnungen auf den Frieden hatte ich noch nicht aufgegeben. Sollte aber der Krieg unser Los sein, so mußte Churchill uns anführen. Ich sehe ihn noch vor mir, eine düstere und nachdenkliche Gestalt, wie er mir in der Dunkelheit jener Sommernacht vor seinem Hause auf Wiedersehen sagte. Er, der von den meisten seiner Landsleute als ein Mann der Vergangenheit beurteilt wurde, war erfüllt vom Gefühl des drohenden Schicksals.»

Während der Abdankungskrise von Edward VIII. hatte Howard seine erste Auseinandersetzung mit Beaverbrook. Beaverbrook unterstützte den König leidenschaftlich, und das nicht zuletzt, weil der größte Gegner des Königs Lord Baldwin war. Die Krise war ausgebrochen, während sich Beaverbrook auf dem Atlantik unterwegs nach New York befand. Er nahm das nächste Schiff zurück und führte nun, privat und in der Presse, den Feldzug für den König:

«Als König Edward VIII., der jetzige Herzog von Windsor, noch auf dem Thron war und hoffte, gleichzeitig Mrs. Simpson zu heiraten und König zu bleiben, brauchte es Mut, Beaverbrook beizubringen, daß dieser Plan vielleicht tapfer, aber total falsch sei. Als die Leute überall freche Bemerkungen über die amerikanische Dame an die Mauern zu malen anfangen, wollte Beaverbrook nichts davon wissen. Als ich ihm sagte, ich glaubte nicht, daß der König die Dame heiraten und auf dem Thron bleiben könne, warf er mich aus seinem Haus.»

Und doch schrieb Howard am 6. Dezember 1936 einen Leitartikel im *Sunday Express* mit der Überschrift: «Ein Recht, das für alle Menschen gilt». Darin gab er Beaverbrooks Ansichten zur Thronkrise wieder:

«Das englische Volk steht vor einer Verfassungskrise, die alles politische Urteilsvermögen und jede menschliche Sympathie, die seit Jahrhunderten zu diesen schönen Inseln gehören, bis aufs äußerste auf die Probe stellt.

Die Krise wird um so ernster und schmerzhafter, als es um die umgekehrte Institution der Monarchie und um die Persönlichkeit eines Königs geht, der durch sein Pflichtbewußtsein und seine Treue in der Erfüllung seiner vielen Pflichten sich die Liebe und Ergebenheit seines Volkes gewonnen hat.

Die Absicht des Königs, Mrs. Simpson zu heiraten, ist nicht die Laune eines jungen und unerfahrenen Mannes. Es ist das Ergebnis reiflicher Überlegung. Er möchte sein Leben mit der Frau, die er liebt, verbringen. Er wünscht sich damit nichts anderes, als was er seinem Volk zubilligt.

In diesem Zwist, der unser Volk so bestürzt, hat man dem König vorgeschlagen, daß er als Herzog von Cornwall Mrs. Simpson ehelichen könnte.

Mr. Baldwin hat diesen Vorschlag übergangen. Es muß sich nun entscheiden, ob das Volk, das dem König so zugetan ist, diese Ablehnung Baldwins unterstützen wird.

England muß sich fragen, ob man weiterhin unserem Monarchen einen Kodex voller Einschränkungen auferlegen soll – dazu noch in einer Zeit, in der das Urteil über grundlegende Dinge sich so rasch ändert. Ein solcher Kodex ist ja weder vom Gesetz festgelegt, noch wird er vom Gewissen von Millionen von Menschen gutgeheißen.»

Kaum war die Krise vorbei, änderte sich die Politik des *Sunday Express* wieder:

*Sunday Express*, 13. Dezember 1936

«Heute steht unser ganzes Empire mit allen, die in diesen tragischen Zwist verwickelt waren, geeint in der Loyalität zu unserem neuen Königspaar<sup>1</sup>, geeint auch im Entschluß, diesem Mann und dieser Frau mit Zuneigung und Liebe ihre schwere und verantwortungsvolle Bürde tragen zu helfen.»

Dieser Abschnitt erschien in einer zweiten Spalte, *March of Time* (Marsch der Zeit), für die Peter Howard seit April 1936 zeichnete. Sein wachsendes Einkommen ermöglichte es den Howards, besser zu leben. Sie zogen von Theobald's Road in ein größeres Haus in Holland Park. Darin blieben sie bis zum Kriegsausbruch. Am 16. Oktober 1936 wurde Anne, das zweite Kind der Howards, geboren.

Im Mai 1937 gab Mr. Baldwin seinen Rücktritt als Premierminister bekannt.

«Politiker und Politik» von P. D. H.

*Sunday Express*, 30. Mai 1937

*Wir brauchen diesen Mann*

«Wir haben Winston Churchill noch nicht hereingeholt – er steht noch draußen in der Kälte. Meiner Meinung nach ist es für unser Volk eine Katastrophe, daß man England in dieser Zeit die Dienste eines Churchill vorenthält. Er ist der Mann der Stunde.

<sup>1</sup> König Georg VI. und Königin Elizabeth.

Er hat Fehler gemacht. Aber niemand hat je etwas ohne Fehler vollbracht. Winston Churchill ist zweiundsechzig. Noch fünf lange Jahre, bis er Mr. Chamberlains Alter erreicht, der selbst jetzt zum erstenmal Premierminister wird.»

Seit August 1937 schrieb Peter Howard regelmäßig für den *Daily Express*, den *Evening Standard* und den *Sunday Express*. Das hieß unter großem Druck arbeiten, aber das war Howard recht. Er zeichnete seine Artikel mit den verschiedensten Pseudonymen. Da gab es im *Evening Standard* ernste Artikel von «Adam Bothwell» und «John Hampden», jeden Tag einen von Low illustrierten Artikel für Kinder, der «Pindar der Panda» hieß, und landwirtschaftliche Artikel unter dem Pseudonym «Brent Ely». Sein berüchtigtster Deckname aber war «Captain Barnabe Rich»:

«Rich war ein toller Geselle. Er sprach offen aus, was die Leute gerne sagen möchten, aber doch niemals sagen. Er war mit all den Leuten grob, zu denen man sonst höflich zu sein hatte. Beaverbrook wußte, daß ich das Zeug schrieb, sonst niemand.

Captain Barnabe Rich wurde zum Gesprächsthema der Londoner Gesellschaft. Alle versuchten herauszufinden, wer dieser entsetzliche Gauner war. Beaverbrook hatte einen guten Freund, der Captain Michael Wardell hieß und in der Londoner Gesellschaft eine Rolle spielte. Er hielt es mit den Leuten, die Barnabe Rich immer so sarkastisch beschrieb. So machte ich Tournéen durch die vornehmen Londoner Clubs. Wenn mich jemand danach fragte, wer denn dieser Captain Barnabe Rich sei, antwortete ich: «Wer im *Express* soll denn schon so etwas wissen?» Die anderen sagten dann: «Wahrscheinlich Mike Wardell.» Meine Antwort war dann: «Ja, Mike Wardell kennt alle Leute.» Es war natürlich nicht gerade leicht für Wardell; aber Beaverbrook und ich machten uns einen Spaß daraus.

Dann kam der Augenblick, wo wir unsere Karten aufdecken mußten. Ich sagte zu Beaverbrook: «Ich hab's: wir werden im *Evening Standard* ein Bild von Barnabe Rich bringen.» – «Und wie willst du das anfangen?» fragte Beaverbrook. «Überlassen Sie es nur mir», erwiderte ich. Am nächsten Tag erschien also das Bild eines schmissigen, eleganten Herrn in Frack und Zylinder, das einem Inserat von Moss Brothers entstammte. Unter dem Bild stand: «Captain Barnabe Rich beim Pferderennen.» Alle Leute sagten sich: «Diesen Kerl habe ich doch schon einmal gesehen!» Aber niemand wußte wo. Natürlich im Inserat der Firma Moss Brothers...»

Um sich vom Druck der Arbeit in Fleet Street zu erholen – oder um am Wochenende nicht leicht erreichbar zu sein –, begann Howard, sich ein kleines Haus auf dem Land zu suchen. Mit zwei Kindern und einem dritten unterwegs, hoffte er, außerhalb von London etwas zu finden. Aber für Howard selbst

war der entscheidende Grund der, daß er «vom gräßlichen Ärgernis weg wollte, immer wieder Menschen treffen zu müssen». Er wählte sich dazu die Gegend von East Anglia an der Ostküste aus, weil sie damals von London aus schwer zu erreichen war und schlechte Straßen hatte. Er hoffte, daß niemand mit gesundem Menschenverstand ihm dorthin folgen würde. Auch fesselte ihn das Leben auf dem Land. Er war dort mehr daheim als in der Stadt – sogar in der Zeit seiner großen Erfolge. Es gab dafür keine Erklärung außer der, daß das Land wie ein Stück von ihm selber war, das er nie abstreifen konnte.

Am 30. August 1937 kaufte Howard ein strohbedachtes Bauernhaus in West Suffolk. Es hieß «Old Thatches». Eigentlich bestand es aus drei zusammengebauten Bauernhütten, hatte niedrige Decken mit Eichenbalken und drei Stiegen. Als Zufluchtsort war es ideal. Ein Obstgarten, eine Wiese und ein Ententeich gehörten dazu – und auch ein Gehege, in dem die Kinder spielen konnten. So wurde Howard ein Wochenendpendler: Sonntag frühmorgens, nachdem er die Zeitung «zu Bett» gebracht hatte, kam er nach Suffolk und, wenn Beaverbrook ihn nicht schon vorher rief, fuhr er am Dienstag nach London zurück. Manchmal brachte er einige seiner Fleet Street-Freunde mit. Dann zitterte das Haus von zugeknallten Türen und von Männertritten. Das kleine Wohnzimmer war immer voller Biergläser und voll von dickem Rauch. Die Kinder – zu ihnen gehörte seit dem 31. Dezember 1937 ein zweiter Sohn, Anthony – mußten dann oben oder draußen bleiben.

Howard besaß ein hitziges Temperament und wollte während des Wochenendes nicht gestört werden. Doch hatte er auch ein warmes Herz und machte wilde Spiele mit den Kindern. Er setzte sie auf die Schultern, raste mit ihnen ums Haus, warf sie hoch in die Luft und fing sie wieder auf. Zu seinen Freunden zählten bei weitem nicht nur Journalisten. Künstler, Politiker, Schriftsteller und Sportler – dazu noch ein paar der besten französischen Chefs in London – verbrachten das Wochenende in «Old Thatches». Essen und Trinken waren gut, die Gespräche angeregt – und doch mußte man unweigerlich rechtzeitig in der Redaktion des *Express* zurück sein.

1938 war das Jahr, in dem Beaverbrook sein geflügeltes Wort prägen sollte: «Kein Krieg – weder in diesem Jahr noch im nächsten.» In seinen Artikeln forderte Howard noch immer die Aufrüstung Englands.

Im Juli 1938 begann Howard im *Daily Express* die Spalte *Opinion* und im *Evening Standard* die Leitartikel zu verfassen:

*Evening Standard*, 15. September 1938

«Heute sehen wir wieder Licht. Der Schatten, der so drohend über uns hing, ist vergangen.



Es war Angst vor dem Krieg, die uns so überschattet hat. Die Hand von Mr. Neville Chamberlain, unserem Premierminister, hat uns diese Angst genommen.

Mit seinem Flug nach Deutschland zu Herrn Hitler hat der englische Premier die Achtung, die er in den Herzen und Gefühlen des Volkes genießt, noch gefestigt.»

Aber am 27. November schrieb er:

«Mit dem alten Jahr stirbt auch ein alter Plan. Wie die Blätter zu Boden fallen und zugrunde gehen, so gingen auch Mr. Chamberlains Hoffnungen zugrunde.

Das *Appeasement* (Politik der Beschwichtigung) ist nun tot. Wegen der Deutschen ist das Appeasement mit Deutschland tot. Wegen ihrer Pogrome und ihrer Angriffe auf England ist es so weit gekommen.»

Noch Anfang 1939 unterstützte Beaverbrook die Appeasement-Politik. In seinen Artikeln schien Howard auch noch voller Hoffnung – aber bald war es eine verlorene Hoffnung. Im Januar jenes Jahres hatte Howard ein Erlebnis, das ihn darin bestärkte. Während eines Essens in Fleet Street wurde er gefragt, ob er der englischen Bobsleigh-Mannschaft für die Weltmeisterschaften in Cortina angehören möchte. Ein Mitglied der Mannschaft sei krank geworden. Würde er für ihn einspringen?

Als Howard sagte, er sei noch nie in seinem Leben auf einem Bobsleigh gesessen, antwortete ihm sein Freund: «Das macht gar nichts. Du hast die richtige Statur. Große Geschwindigkeit macht dir keine Angst, und du weißt, was Teamwork ist. Du bist der Mann, den wir suchen.» Der *Daily Express* gab ihm zwei Wochen bezahlten Urlaub.

Howard nahm Doë mit nach Cortina. Sie hatte viel mehr Angst vor diesem Rennen als er. Bei einer Probefahrt tönte es aus dem Lautsprecher: «Mann über Bord beim englischen Bob!» Doë sprang auf. «Sicher ist das Peter!» rief sie. Er war es, blieb aber unverletzt:

«Die Mannschaften für die Weltmeisterschaft trafen sich in Cortina. Es war für die Italiener ein außerordentliches Ereignis. Die Augen der ganzen Sportwelt waren auf sie gerichtet, und sie verstanden dies voll auszunützen. Gräfin Ciano, damals auf ihrem glanzvollen Höhepunkt, vertrat ihren Vater, Mussolini, während der vier Tage des Rennens und überreichte am Schluß die Preise.

Es gab Fanfarenklänge und Fahnen samt allem anderen Pomp einer faschistischen Fiesta. Von den meisten europäischen Ländern traten Mannschaften zum

Wettkampf an: die Rumänen, Belgier, Franzosen, Schweizer, Italiener und viele andere. Aus den Vereinigten Staaten kam, von Jack Heaton geführt, eine ausgezeichnete Mannschaft.

Die Deutschen traten mit vier Mannschaften an, die größtenteils aus Offizieren von Görings Luftwaffe bestanden. Man hatte ihnen befohlen, die Weltmeisterschaft um jeden Preis zu gewinnen, da ein Sieg das Prestige des Reiches erhöhen würde. Energisch, zäh und verhalten machten sie sich daran. Sie blieben unter sich und sprachen kaum mit anderen, um nicht versehentlich Geheimnisse auszuplaudern. Sie hielten ständig bei ihren Bobschlitten Wacht aus Angst, daß wir ihnen etwas antun könnten.

Die amerikanische Mannschaft war unser starker Verbündeter. Die Italiener dagegen jubelten den Deutschen von den Tribünen laut zu und zischten oder piffen ab und zu, wenn die britische Mannschaft vorbeisauste.

Abends kamen einige Italiener heimlich zu uns ins Hotel und flehten uns mit Tränen in den Augen an, die Deutschen doch zu schlagen. Sie meinten, nur wir seien dazu imstande.

Es gab einige merkwürdige Zwischenspiele in diesem Kriegsgeplänkel. Die Italiener hatten eine wundervolle Rennbahn gebaut, die jedoch am Ziel plötzlich aufhörte. Sie hatten nämlich vergessen, daß die Bobschlitten am Ziel mit einer Geschwindigkeit von fast hundertsechzig Kilometer vorbeirasen und wenigstens eine vierhundert Meter lange, bergauf laufende Eisbahn brauchen, bevor sie ohne Gefahr halten können.

So begann der gefährlichste Teil der Fahrt erst nach dem Ende der eigentlichen Rennstrecke. Die Deutschen sahen sich völlig außerstande, die Kurve nach dem Ziel zu nehmen. Sie stürzten dort nach fast jeder Abfahrt. Am letzten Tag der Wettkämpfe waren ihre vier Mannschaften deswegen auf eine einzige zusammengeschrumpft.

Sie legten dabei einen kaltblütigen Mut an den Tag, der uns in Staunen und Schrecken versetzte. Ein deutscher Bob stürzte unglücklich, zwei Fahrer wurden dabei schwer verletzt und mußten ins Krankenhaus, einem weiteren wurde der Schenkel aufgeschlitzt. Der Captain hatte eine Wunde über die ganze Wange. Als wir hinliefen, um zu helfen, richtete er sich mühsam auf, warf einen Blick auf seine gestürzten und verletzten Kameraden, drehte ihnen dann den Rücken zu, ging zum Zeitmesser hin und fragte auf deutsch: «Was war unsere Zeit, bitte?»

Die Belgier stürzten ebenfalls an dieser Stelle. Einer von ihnen wurde verletzt, und sie hatten keinen Ersatzmann. Sie hatten sich im Rennen gut gehalten, und es fehlte ihnen nur noch eine Abfahrt zur vorgeschriebenen Zahl. Sie suchten alle Bars von Cortina ab, um irgendeinen Belgier zu finden, der die Abfahrt für die Ehre seines Landes mitmachen würde. Um Mitternacht fanden

sie ihn – einen reizenden, bescheidenen und vor allen Dingen ahnungslosen jungen Mann, der nichts vom Bobrennen verstand.

Wenn man einen schwarzen Hummer ins kochende Wasser wirft, wird er sofort rot. Noch rascher aber verfärbt sich ein Mensch von zartem Rosa zu bleichem Grün, wenn er ahnungslos auf einem Rennbob die Eisbahn hinuntergejagt wird.

Wie es ihnen gelang, den jungen Mann auf ihrem Schlitten festzuhalten, bleibt ein Geheimnis. Aber sie erzielten eine gute Zeit, und der junge Belgier wurde zu Recht der Held von Cortina.

Nach den ersten zwei Tagen gingen wir gemeinsam zu den Behörden, um heftigst wegen des gefährlichen Zustandes der Bahn zu protestieren. Sie beriefen eine Konferenz ein und erschienen bald darauf mit strahlenden Gesichtern wieder: «Morgen wird alles in Ordnung sein.»

Hoffnungsvoll eilten wir am nächsten Morgen vor dem Start an die Gefahrenstelle. Alles war völlig unverändert. Offensichtlich schienen die notwendigen Ausbesserungsarbeiten den Behörden zu umfangreich. Etwas war aber doch getan worden: Man hatte einen äußerst netten alten Herrn mit einem Trauerschnurrbart an die bewußte Stelle gestellt. In seiner Hand hielt er ein offenes Taschenmesser. Er sagte uns, seine Aufgabe sei, falls sich hier ein Unfall ereignen sollte, das Blut vom Eis abzukratzen, damit die Zuschauer nicht unter einem solchen Anblick zu leiden hätten.

Wir hatten für unser britisches Team keinen Ersatzmann, und so hatten wir uns für den Fall der Fälle mit Medikamenten gut eingedeckt. Denn wir waren entschlossen, verletzt oder unverletzt, unseren Bob irgendwie durch das Rennen zu bringen.

Am ersten Tag der Wettkämpfe hatten wir Pech. Wir zogen das schlechteste Los und mußten nach Sonnenaufgang auf einer bereits aufgetauten Bahn fahren. Die Deutschen waren uns um mehr als eine Sekunde voraus.

An den drei folgenden Tagen besserte sich die Lage. Wir brachen jedesmal den Weltrekord der Cortinastrecke und erzielten täglich bessere Zeiten – so daß wir schließlich vor den Deutschen durchs Ziel kamen. Es wäre übertrieben zu behaupten, daß sich alle über diesen Sieg freuten. Als wir die Hotelhalle betraten, um unsere Preise entgegenzunehmen, herrschte eine drückende Atmosphäre.

Eine Musikkapelle stand bereit, um die Nationalhymne zu spielen. Lag nun ein Mißverständnis vor oder hatte unser Sieg alle festen Voraussagen umgeworfen: jedenfalls setzte die Kapelle, als wir auf den Ruf «Großbritannien!» vortraten, um unsere Pokale entgegenzunehmen, kräftig mit «Deutschland, Deutschland über alles» ein.

Die Deutschen machten wütende Gesichter. Wir dagegen standen mit britischem Phlegma da und nahmen Haltung an. Die Gräfin aber warf der Kapelle einen Blick zu, der die Klänge des Deutschlandliedes fast erstickt hätte. Plötzlich brach sie in schrilles Gelächter aus.

Dann gab sie uns unsere Pokale, und wir verabschiedeten uns. Später verbrachten wir einen vergnügten Abend mit der amerikanischen Mannschaft. Wir plauderten zusammen über die Olympischen Spiele, die am Ende des schicksalsvollen Jahres 1939 in Garmisch stattfinden sollten. Einige von uns hofften, auch dort mitzumachen.

«The March of Time» von P. D. H.

*Sunday Express*, 9. März 1939

«Was wird Hitler jetzt tun? Jeder stellt sich diese Frage. Die ganze Welt wartet auf eine Antwort darauf.

Angesichts unserer so ungewissen Lage und angesichts eines Machthabers, der sich als vertrauensunwürdig und aufrichtiger Verhandlungen mit seinen Nachbarn unfähig erwiesen hat, haben wir jetzt eine Verpflichtung.

Wir dürfen keine Woche, keinen Tag, keine Stunde tatenlos vorbeigehen lassen. Was unsere Verteidigung betrifft, müssen wir unsere Wachsamkeit und Aktivität erhöhen.

Denn die Alarmglocke läutet, das rote Licht warnt. Alle Signale stehen auf Gefahr. Wir müssen unser Volk noch heute mobilisieren.

Längst ist die Zeit vorbei, wo wir es uns leisten konnten, mit Freunden zu diskutieren, ob wir uns freiwillig zur Landesverteidigung melden sollten oder nicht.»

In den letzten drei Monaten vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges zeigten sich die ersten Risse in Howards Ehe. Doë verbrachte viele Wochen mit den Kindern auf dem Land, während Peter bei seiner Arbeit in London blieb:

«Ich begann, zu Hause eine Maske zu tragen. Es war nur eine kleine Maske – aber sie war undurchsichtig. Ich entdeckte zu meiner Überraschung, daß mein Interesse für frische Lippen und sanfte Augen, für schöne Frauen und ihre Bewunderung mich nicht verlassen hatte. Mein Interesse war zwar akademischer Natur. Aber der Unterschied zwischen dem akademischen und dem wirklichen Interesse nahm im Laufe der Jahre langsam, aber beständig ab. Ich sagte mir: Was ich tue, ist harmlos, solange ich Doë keinen Kummer bereite. Wenn sie nichts weiß, kann sie deswegen auch nicht traurig sein.

Im Gegenteil. Ich entdeckte im weiteren Verlauf unserer ehelichen Reise, daß die von Bertrand Russell und anderen propagierten Ideen in meinem Herzen

und in meinen Begierden tief verwurzelt waren. Sie waren durch die glückliche Ehe mehr verdeckt als geheilt worden.

Manchmal ging ich abends aus. Ich mußte angestrengt arbeiten, um zu verdienen, und meinte, wenn sich ein Mann schon abmühe, habe er auch ein Recht auf Entspannung – welcher Art, das war seine Sache.

Natürlich kam ich am folgenden Abend früh nach Hause und brachte Doë vielleicht ein kleines Geschenk mit. Ich widmete mich ihr ganz. Wir gingen dann zusammen aus, vielleicht in ein kleines Kellercafé in Soho, um dort würzige französische Gerichte zu genießen, Französisch zu hören und zu sprechen und uns aneinander zu freuen. Dies waren die besten Abende unseres Lebens. Während eines solchen Abends schien es mir unvorstellbar, daß ich ihn je hätte anders verbringen wollen. Und doch, und doch...

So ging unsere Ehe weiter – wie ein kleiner Bach in der Heide, ein fröhliches Geriesel mit Licht und Schatten, mit plötzlichen scharfen Steinen und dann wieder mit ruhigen und tiefen Stellen.

Auf einmal, bevor man genau das Wie oder Warum erkennt, teilen sich die Wasser – und zwei Ströme fließen Seite an Seite, wo vorher nur einer war. Sie laufen plaudernd und lachend noch einige Zeit nebeneinander, dann vielleicht auseinander. In ihrem getrennten Lauf klingt es noch manchmal hell auf; aber sie verlieren die tieferen Töne.

Doë und ich stellten fest, daß jeder in seinem Leben Winkel hatte, die ihm allein gehörten und nicht beiden. Wir empfanden dies als normales Leben. Eine Frau habe ein Recht auf ihre eigenen Bekannten. Ein Mann müsse auch etwas für sich haben. Dies sagten wir einander mit unbefangener Miene und traurigem Herzen.»

Wenn auch diese Ehe nicht mehr ganz glücklich war, zeigte sich doch, an den Maßstäben von Fleet Street gemessen, kaum ein Riß, und Geld war reichlich vorhanden. Howard entschloß sich, sein Geld in eine Farm anzulegen, die er sieben Kilometer weg von seinem Haus entdeckte. Im September 1939 kaufte er für fünfundzwanzig Pfund pro Hektar die Hill Farm in Brent Eleigh bei Lavenham.

«Vieles war in verwehrlostem Zustand. Die Hecken überwucherten das Gelände und waren infolge jahrelanger Vernachlässigung hoch aufgeschossen. Das Land war hügelig und schlecht, die Gräben voller Schlamm und zum größten Teil verstopft.

Wir kauften die Farm in einem Anflug von Begeisterung und dachten später oft, daß wir etwas Verrücktes getan hatten. Wir hatten die romantische Vorstellung, daß der Strom von Geld, der in England so lange vom Land in die Stadt geflossen war, nun wieder auf das Land zurückfließen solle.»

Am 1. September 1939 brach der Zweite Weltkrieg aus. Die Howard-Kinder waren mit ihrer Nanny in Suffolk in den Sommerferien. Doë war in London. Peter bat sie, sofort nach Suffolk zu den Kindern zu fahren:

«Als der Krieg ausbrach, dachte ich blitzartig an mein Einkommen.

Ich begann, alle Ausgaben sorgfältig aufzuschreiben. Da ich Essen und Trinken stets genoß, hatte ich auch reichlich dafür ausgegeben. An diesen Dingen, schien mir nun, sollte als erstes gespart werden. Einen Monat lang hielt ich mich an eine Hungerkur. Meinen Freunden sagte ich, es sei für meinen Magen. Der wirkliche Grund aber war mein Portemonnaie. Es machte mir Sorgen, daß mit meiner Arbeit an der Zeitung vielleicht auch das Geld zu Ende gehen könnte. Wir haben es wahrscheinlich schon vergessen, aber viele andere hatten genau die gleichen Reaktionen, als der Krieg ausbrach.»

Die Howards verkauften ihr Haus in Holland Park – es wurde später von einer Bombe zerstört. Mittlerweile hatte Peter Howard wie alle Männer seines Alters seine Einberufung erhalten. Wegen seines lahmen Beines wurde er für dienstuntauglich erklärt. Außerdem waren Journalisten in einer Sonderkategorie, da ihre Arbeit in Kriegszeiten von nationaler Bedeutung war. Nach der Kriegserklärung setzte Beaverbrooks Zeitungskette der *Express Newspapers* alles für die Kriegsanstrengung ein. So schrieb Howard:

«The March of Time» von P. D. H.  
*Sunday Express*, 3. September 1939

«Nur einundzwanzig Jahre! Welch ein Umschwung unseres Schicksals in dieser kurzen Zeit!

Vor einundzwanzig Jahren schwangen wir uns mit einem Siegesruf auf, überzeugt davon, daß die zivilisierten Völker Europas nie wieder ihre Streitigkeiten dem fürchterlichen Schiedsspruch des Krieges unterwerfen würden.

Heute machen wir uns daran, uns wieder in den Dreck einzugraben, uns abzumühen und zu leiden und unsere Männer, Söhne und Freunde noch einmal im Kampf erschlagen zu sehen.

Sollten sich dazu noch die schlimmsten Prophezeiungen erfüllen, müssen unsere Frauen und Kinder dieses Mal den Bombenkrieg aus der Luft erleiden.

Im Vergleich zu 1914 haben wir viele Vorteile. Wir erwarten keinen leichten oder billigen Triumph. Wir kennen die Deutschen als einen starken und rücksichtslosen Feind.

Es ist uns klar, daß wir, wenigstens am Anfang dieses Ringens, Rückfälle und Enttäuschungen in Kauf nehmen müssen. Die sind jeder Nation zugedacht, die in den Krieg zieht. Wir sind darauf gefaßt.

Vor allem aber hat die ganze Welt erkannt – unsere Feinde ausgenommen –, daß unsere Sache die gerechte ist.

Beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges gab es in manchen Ländern und vor allem in den Vereinigten Staaten eine starke öffentliche Meinung, die den deutschen Bestrebungen gegenüber sympathisch eingestellt war.

Heute tragen England und seine Freunde die Hoffnungen und Gebete aller Menschen, die die Freiheit lieben, mit in den Kampf.

Und so marschieren wir.»

In den Tagen des sogenannten *phoney war* (*drôle de guerre*) hoffte Beaverbrook, der bis zuletzt an keinen Krieg geglaubt hatte, immer noch, daß sich der Krieg nicht ausdehnen werde:

«Eines Abends spät trafen wir uns in seinem Haus: Brendan Bracken<sup>1</sup>, Aneurin Bevan<sup>2</sup>, Frank Owen und ich. Beaverbrook wandte sich an mich mit der Frage: «Was hältst du eigentlich von diesem Krieg?»

Ich sagte: «Wir müssen ihn gewinnen. Dafür sind wir im Krieg. Politisch ist es ein Ding der Unmöglichkeit, uns herauszuhalten. Das englische Volk würde es nicht ertragen. Wir müssen Hitler schlagen.»

«Und was sollen wir mit Chamberlain machen?» fuhr Beaverbrook fort.

«Chamberlain ist kein Mann des Krieges», antwortete ich. «Er ist ein Mann des Friedens. Wir haben nur eine Chance: Chamberlain vor die Türe zu setzen und Churchill hereinzuholen.»

«Hinaus!» schrie Beaverbrook. «Hinaus mit dir! Du hast hier nichts zu suchen.» Er zitterte vor Wut.

Ich ging. Es war ein Uhr morgens. In der totalen Verdunkelung war ich schon über einen Kilometer gegangen, als ich hinter mir schlürfende Schritte hörte. Es war Beaverbrook – eine kleine asthmatische Gestalt, ohne Hut und Mantel.

«Peter», sagte er, «verzeih mir. Ich sollte nicht so mit dir umgehen. Du wirst es doch vergessen können?»»

Es wurde langsam offensichtlich, daß Englands Kriegsvorbereitungen in einer katastrophalen Weise vernachlässigt worden waren. Howard und seine Freunde Frank Owen und Michael Foot wurden immer ungeduldiger. Sie gaben alle Schuld der Regierung und denen, die sie unterstützt hatten – Lord Beaverbrook inbegriffen.

<sup>1</sup> Informationsminister 1941–1951.

<sup>2</sup> Gesundheitsminister 1945–1951.

«Recht und Unrecht» von P. D. H.  
*Evening Standard*, 6. Februar 1940

«... Lord Beaverbrook ist stets entschieden der Meinung, daß seine Ansichten die richtigen seien.

Nun muß ich Ihnen aber sagen, daß er sich auch manchmal irrt.

1938 sagte er: «Kein Krieg für England dieses Jahr!» Richtig.

Durch all die dunklen Tage stand er zu seiner Prophezeiung. Als es am 31. Dezember 1938 Mitternacht schlug, wurde er für sein gesundes Urteil gepriesen.

1939 sagte er: «Dieses Jahr für England kein Krieg!» Falsch.

Als um 11 Uhr morgens am 3. September die dunkle Stunde der Kriegserklärung schlug, wurde er als Narr, Bluffer und optimistischer Phantast verhöhnt.»

Am 10. Mai 1940 marschierte Hitler in Holland und Belgien ein. Beaverbrook rief Howard im Büro des *Express* an:

«Beaverbrook wollte die letzten Nachrichten der Invasion wissen. Dann sagte er: «Wenn du ein Tagebuch führst, dann schreibe hinein, daß Hitler heute den Krieg verloren hat.»

Jedermann sonst in London schien der Meinung zu sein, daß Hitler den Krieg gewinnen werde. Der blitzartige Angriff hatte manches tapfere englische Herz mit eisiger Vorahnung erfüllt.

Am Telefon sagte Beaverbrook weiter: «Hitlers Einfall in Holland und Belgien macht den Kriegseintritt der Vereinigten Staaten unvermeidlich. Wer weiß, ob nicht Frankreich als nächstes überrannt wird? Wer weiß, ob er nicht auch eine Invasion bei uns versuchen wird? Früher oder später aber wird Amerika eingreifen, und wenn Amerika eingreift, dessen kannst du sicher sein, wird Hitler besiegt werden.»

Am gleichen Tag noch wurde die Regierung Chamberlain gestürzt und Winston Churchill wurde Premierminister. Beaverbrook trat als Minister für Flugzeugbau in das Kriegskabinett ein. Das war unheilvoll für Howards politische Leitartikel. Denn, einmal in der Regierung, war Beaverbrook nicht mehr unbedingt glücklich, wenn die Minister jeden Sonntag im *Sunday Express* angegriffen wurden und er sie am Montag alle in der Kabinettsitzung wiedersehen mußte! Howard wußte dies noch nicht; aber am 7. Juli sollte seine Spalte «Politiker und Politik» zum letztenmal erscheinen.

Am Freitag, dem 31. Mai 1940, begann der Rückzug der englischen Truppen aus Dünkirchen. An jenem schicksalsschweren Wochenende fuhren Tausende



von kleinen Schiffen über den Kanal, um die britische Armee vom Dünkirchener Strand zu evakuieren. An diesem Freitag saßen Peter Howard, Michael Foot und Frank Owen in den Büros des *Evening Standard* und besprachen die hereinströmenden Nachrichten. Sie gaben die Schuld für diesen unseligen Rückzug voll und ganz Chamberlain und seinen Kollegen – die meisten von ihnen saßen noch in der Regierung Churchill. So entschlossen sie sich, ein Buch zu schreiben, in dem sie diese Männer und ihre halsstarrige Nachlässigkeit brandmarken würden.

Am Montag, dem 3. Juni, kamen Howard, Foot und Owen zurück nach London mit je acht Kapiteln, die sie während des Wochenendes geschrieben hatten. Sie nannten das Buch *Guilty Men* (Die Schuldigen). Sie schrieben es unter dem Pseudonym «Cato»; denn es war Cato gewesen, der Rom durch und durch gesäubert hatte.

Am Dienstag, dem 4. Juni, war das Buch fertig. Am Mittwoch wurde es vom Verleger Victor Gollancz angenommen. Die Stellen, die als Verleumdung hätten ausgelegt werden können – sie waren alle von Howard geschrieben –, wurden rasch abgeändert.

Die erste Ausgabe von *Guilty Men* erschien im Juli 1940. Es galt als unpatriotisch, eine englische Regierung in Kriegszeiten anzugreifen, und so weigerten sich W. H. Smith und Wymans (zwei große Londoner Buchhandlungen), das Buch zu verkaufen. Daraufhin stellten die Autoren einen Obsthändler mitsamt seinem Wagen an, auf dem dann der Fleet Street entlang das Buch verkauft wurde. Das löste eine Lawine aus, mit der die Herausgeber nicht gerechnet hatten. Sie hatten gehofft, 5000 Exemplare des Buches zu verkaufen. In den folgenden Monaten gingen aber über 200000 Stück weg.

Es wurde sehr daran herumgerätselt, wer wohl *Guilty Men* geschrieben habe. Einige beschuldigten Beaverbrook, andere Foot, Owen oder Howard. Niemand erriet, daß es alle drei zusammen gewesen waren.

Michael Foot schrieb im *Evening Standard* seine eigene Buchkritik:

«Eine mysteriöse Sache» von Michael Foot.

«Das *pamphleteering*, die Flugschriftenschreiberei, ist heute eine vergessene Waffe. Einmal aber war sie vielleicht die schärfste in der englischen Politik. Eine Flugschrift von Swift brachte den Herzog von Marlborough zu Fall. Und wieviel große Namen der englische Literatur findet man nicht im Zusammenhang mit dieser besonderen Kunst? Milton, Burke, Junius und Hunderte mehr.

Der Degen der Rache ist nun aus seiner Scheide gezogen. *Guilty Men* wurde von einem schüchternen und geheimnisvollen «Cato» geschrieben (Gollancz, 2 Schilling 6 Pence). Es verspricht, das politisch sensationellste Buch der Kriegszeit zu werden.

Es ist ein beißender, ätzender, aber dokumentierter Angriff auf jene Männer, die für die unzureichende Aufrüstung Englands verantwortlich sind. Zugleich ist es eine erstaunliche Rechtfertigung der Voraussicht unseres jetzigen Premierministers und zollt jenen Männern vollen Tribut, die in den letzten Wochen die Kriegsproduktion erhöht haben.

Diese dramatische Geschichte wird von einem berichtet, der sie – allem Anschein nach – von einem Sitz im Unterhaus aus beobachtet hat.

Manchmal ist sein Urteil nicht fair. Man entdeckt im Buch offensichtliche Unterlassungen. Aber wie immer es als Ganzes beurteilt wird, niemand kann seine unglaubliche Wirkung leugnen.

Wer ist dieser «Abgeordnete» Cato? Und warum versteckt er sein Feuerwerk unter einem Scheffel?»

Howard schrieb im *Daily Express* auch seine eigene Kritik:

«Ich muß der machtvollen Anklage meinen Tribut zahlen, die «Cato», der mysteriöse Autor von *Guilty Men*, in seinem Buch erhoben hat.

Er beginnt mit dem Blutbad von Flandern:

«Ein Bren-gun und ein Held gegen acht Heinkels...»

«Drei Bajonette und drei Helden gegen unzählige Maschinengewehre...»

«Wehrlos marschierende Männer gegen ständig angreifende Bomber...»

«Warum? Warum? Warum?»

«Fleisch gegen Stahl, eine Armee zum Tode verdammt, bevor sie noch auszog.»

Dann beleuchtet «Cato» die letzten vergeudeten Jahre. Er dramatisiert die groben Fehler, die gebrochenen Versprechen und nicht eingehaltenen Waffenlieferungen. Er zitiert Reden und führt uns hinter die Kulissen der schmachvollsten Geschehnisse in der englischen Politik seit vielen Jahren.

Im Epilog berichtet er von der neuen Entschlossenheit seit Churchills Regierungsantritt und von der Energie und Kraft, mit der Churchills drei Minister für Materialbeschaffung und Kriegsproduktion, Bevin, Morrison und Beaverbrook, daran gehen, England zu einer Festung zu machen.

Aber – und das sind «Catos» Schlußworte – unser Land ist bis auf den letzten Mann gecint in dem Entschluß, einen totalen Krieg zu führen.

Die schuldigen Männer sollen darum aus freien Stücken abtreten und so einen entscheidenden Beitrag zum Sieg leisten, zu dem sich alle unweigerlich entschlossen haben.»

Das Buch *Guilty Men* brachte die Regierung in solche Schwierigkeiten, daß Howard in das Büro von E. J. Robertson, dem Generaldirektor des *Daily Express*, gerufen wurde. Es wurde ihm bedeutet, daß er keine politischen Artikel mehr schreiben dürfe, solange Lord Beaverbrook im Kriegskabinet sei.

## 8

**H**oward war wütend über den Entschluß des Generaldirektors; denn seine Karriere und sein Ruf hingen von seinen Leitartikeln und politischen Kommentaren ab. Seine Lebensphilosophie war auf Angriff eingestellt, und seine Macht lag in der Angst der Politiker vor seinen Angriffen. «Wenn ich zuschlug, war es, um zu verletzen.» Und jetzt konnte er nicht mehr zuschlagen.

Er geisterte im Vorzimmer des Generaldirektors herum, beklagte sich bitter über diese Behandlung und verlangte eine Gnadenfrist. Im Vorzimmer traf er immer wieder auf die Sekretärin des Generaldirektors, Mrs. Edith Ducé. Ihre Aufgabe war es, Mr. E. J. Robertson vor Störungen zu bewahren:

«Edith Ducé war eine Frau mittleren Alters. Seit langer Zeit schon hatte ich ein Hühnchen mit ihr zu rupfen. An einer Party hatte ich zu viel getrunken und mich schlecht aufgeführt. Mrs. Ducé hörte davon, worauf dies dem ganzen Büro zu Ohren kam.

Ich verabscheute Mrs. Ducé deswegen. Tage und Monate vergingen, und wir grüßten uns nur mit jenem eisigen und künstlichen Lächeln, Kennzeichen des gegenseitigen Widerwillens. Ich hielt sie für eine gefährliche und ekelhafte Person. Jedesmal, wenn wir einander im Lift oder im Gang trafen, glaubte ich, meine Gefühle hinter diesem Lächeln verstecken zu müssen; denn sie war immerhin die Sekretärin des Generaldirektors, und eine solche Schwätzerin und Intrigantin konnte mir ja noch mehr Schaden antun.

Kurz darauf bemerkte ich eine ganz erstaunliche Änderung in Edith Ducé. Statt in ihrer säuerlichen Art betrachtete sie jetzt das Leben mit mehr Wohlwollen. Sie schien zufriedener und glücklicher.

Als ich eines Tages mit meinem entschlossenen Lächeln im Gang an ihr vorüber eilte, rief sie mir «Peter!» nach. Es war das erste Mal, daß sie mich mit meinem Vornamen ansprach. Ich war empört darüber, daß mich eine Sekretärin, auch wenn es die Sekretärin des Generaldirektors war, innerhalb des *Express*-Gebäudes mit «Peter» anredete. Edith Ducé bat mich, in ihr Büro zu kommen. Nach einigem höflichen Palaver, bei dem ich auf der Hut blieb und es schien, als ob sie nach Worten suche, sagte sie, sie sei sich dessen bewußt, daß sie in der Vergangenheit versucht habe, mir böswillig durch ihre scharfe Zunge

zu schaden. Sie entschuldigte sich dafür und hoffe, daß wir in Zukunft besser miteinander auskommen würden. Dann sagte sie etwas, was ungefähr so klang: «Ich bin anders, als ich bisher war. Mir schien, Sie sollten wissen warum. Ich bin zu dem Schluß gekommen, daß ich mein Leben nur auf einer christlichen Grundlage weiterführen kann.»

Mrs. Ducé sagte mir all dies auf sehr einfache Art ohne Verlegenheit. Ich war wie erschlagen und murmelte: «Danke, danke. Sehr interessant. Einmal müssen Sie mir dann mehr davon erzählen»; dann machte ich mich wie ein Angsthase aus dem Staub.

Ich erinnere mich noch genau, daß ich plötzlich mit einem Ruck stehenblieb. Denn mir kam der verwegene Gedanke, daß ich da auf etwas gestoßen sei, mit dem ich Mrs. Ducé lächerlicher und verächtlicher machen konnte, als sie es mit ihrem Geschwätz über mein Benehmen an jener Party mit mir getan hatte.

Dem ganzen Haus erzählte ich, daß Mrs. Ducé unter einem religiösen Wahn leide. Aber sie war mir zuvorgekommen. Viele hatten die Geschichte schon von ihr selbst erfahren. Mir war ein journalistischer Volltreffer entgangen. Denn Mrs. Ducé war keine Wald-und-Wiesen-Bibelauslegerin; sie war der Oxford-Gruppe beigetreten, und bis zu ihrem Tod wurde sie eine «Buchmanitin» (Buchman-Anhängerin) genannt.

Sie wurde wegen ihrer «verderblichen Prinzipien» oft beschimpft und manchmal verfolgt.

Ich wußte schon um diese «verderblichen Prinzipien». Das heißt, ich hatte alles gelesen, was in der Presse darüber erschienen war, und wußte alles, was man sich in Fleet Street über die Oxford-Gruppe zuflüsterte.

Vieles davon glaubte ich. Denn mit meinem ganzen Temperament war ich damals auf Angriff aus. In jedem Menschen und in jeder Situation suchte ich den wunden Punkt.

Als ich eines Tages im Vorzimmer, in dem Mrs. Ducé arbeitete, auf den Generaldirektor wartete, machte ich mir Luft über gewisse Männer, die meiner Meinung nach für die Kriegsführung ein Hindernis waren. Solche Männer sollte man erschießen, sagte ich.

Mrs. Ducé hörte auf zu tippen. Sie sagte: «Sie haben natürlich das Recht, das zu sagen, Peter, vorausgesetzt, Sie helfen selbst, wo immer Sie können.» Ich muß verdutzt dreingeschaut haben; denn sie fuhr fort: «Haben Sie in der letzten Zeit hier wirklich Ihr Bestes geleistet? Stellen Sie sich jemals diese Frage?» Meine Antwort lautete: «Ich glaube, ja.»

Die nächste Episode begann damit, daß am Donnerstag um die Mittagszeit mein Bürotelefon klingelte.

«Peter», sagte Mrs. Ducés Stimme, «haben Sie einen Augenblick Zeit?»

«Ja», sagte ich.

«Kommen Sie doch bitte für einige Minuten herunter, ich habe etwas für Sie.»

Mrs. Ducé schlug Howard an jenem Morgen vor, einen Mr. Garth Lean zu treffen.

«Ich hatte nicht die geringste Lust, mich mit dieser zweifelhaften Gesellschaft einzulassen. So fragte ich Mrs. Ducé: «Wer ist Garth Lean?» – «Er ist einer meiner Freunde in der Oxford-Gruppe», antwortete Mrs. Ducé, «und ich glaube, er könnte Ihnen vielleicht helfen.»

«Sehr nett von Ihnen», sagte ich, «aber das schlägt nicht in mein Fach, das wissen Sie ja. Ich bin kein religiöser Mensch. Ich bin Agnostiker. Und darum interessiert mich so etwas nicht.»

«Schade», sagte Mrs. Ducé. Ich verließ ihr Büro.

Als ich wieder oben vor meinem Schreibtisch saß, kam mir, von meiner Phantasie angespornt, ein zwingender und reizvoller Gedanke. Hier endlich war die Gelegenheit, auf die ich gewartet hatte. Schon beschimpften fast alle in Fleet Street die Oxford-Gruppe oder die «Buchmaniten», wie die Journalisten sie gerne nannten. Man sagte, sie seien Schwindler, deutschfreundlich usw. Aber noch hatte niemand gewagt, die Geschichte in dieser Form zu drucken.

Könnte ich nicht Mrs. Ducés Einladung als Vorwand nehmen, mich Garth Lean vorstellen lassen und die ganze Sache ans Licht bringen?

Ich ging wieder hinunter zu Mrs. Ducé. «Ich habe mich anders besonnen», sagte ich. «Ich würde Ihren Freund Bath Green, oder wie immer er heißen mag, doch gerne treffen.» So wurde von Mrs. Ducé abgemacht, daß ich noch am gleichen Tag mit Lean in einem Appartement im Temple<sup>1</sup> essen sollte.»

Howards Lunch mit Garth Lean wurde zu einer interessanten Begegnung:

«Er machte auf mich keinen sehr günstigen Eindruck. Er ist ein struppig aussehender Mensch mit einer beginnenden Glatze und einem Lachen, das mich jetzt amüsiert, mich aber damals außerordentlich irritierte. Vor allem waren mir zwei Dinge bei Garth Lean widerwärtig: erstens sprach er mit Respekt, aber ohne Verlegenheit von Gott. Solche Leute machten mich höchst mißtrauisch; es ekelte mir vor diesen Dingen.

Zweitens schien er kein Mitgefühl zu empfinden, als ich ihm von meinem Ärger und Kummer im *Express* erzählte.»

Howard mochte weder Edith Ducé noch Garth Lean leiden. Mit beiden waren seine Absichten heimtückisch und unehrlich. Das muß beiden offenbar gewesen sein. Erstaunlicherweise entmutigte es sie aber beide nicht, obwohl

<sup>1</sup> Rechtsanwaltsinnung.

Howard eines der ersten Exemplare von *Guilty Men* Garth Lean schenkte mit der Bemerkung: «Dieses Buch spuckt bittere Galle wie ich.»

«Beim Mittagessen im Temple erzählte mir Lean, daß er an Gott glaube. «Ich nicht», sagte ich. «Warum nicht?» wollte er wissen. Irgendwie fiel es mir schwer, eine überzeugende Antwort auf diese Frage zu finden, obwohl meine aalglatte Sprache ohne Mühe mit Regierungsmitgliedern fertig wurde.

Ich schluckte einen Bissen, um etwas Zeit zu gewinnen. Dann sagte ich: «Warum glauben Sie denn an Ihn?»

Er antwortete: «Es ist ebenso töricht, darüber zu diskutieren, ob es einen Gott gibt, wie es dumm ist, vor einem elektrischen Schalter zu stehen und darüber zu diskutieren, ob es das Licht gibt. Der eine sagt ‚ja‘, der andere ‚nein‘. Man muß doch nur den Schalter drehen, und man sieht es. Damit hört die Diskussion auf.»

Was er damit meine, fragte ich Lean. Er erwiderte, daß man Gott ebenso auf die Probe stellen könne; er spreche zu jedem, der bereit sei zu horchen und zu gehorchen.

Ich sagte, das scheine mir nun doch übertrieben. Aber ich wußte, er glaubte an das, was er sagte. Sein Leben hatte einen anderen Rhythmus als meines, und in seinen Augen war ein Frieden, den ich mir ersehnte, aber nie erlangt hatte.

Als ich ihm wiederholte, daß ich nicht an Gott glaube, entgegnete er lächelnd: «In diesem Fall werden Sie nichts dagegen haben, einmal auf ihn zu horchen, nicht wahr? Sie erwarten ja doch nicht, etwas zu hören.»

Erstaunlicherweise versprach Howard, es zu versuchen. Er tat es, «weil ich wußte, daß Garth Lean mich fragen werde, ob ich auf Gott gehorcht hatte. Ich wollte mich völlig in sein und der anderen Vertrauen einschleichen, so daß ich die ganze Wahrheit über sie erfahren konnte.»

Das Mittagessen ging zu Ende. «Wir verabschiedeten uns. Meine Absicht war, die Oxford-Gruppe mit einem dramatischen Coup in der Presse zu entlarven. So schlug ich ein weiteres Treffen vor.»

Howard traf Garth Lean wieder, dieses Mal im Hauptsitz der Oxford-Gruppe in London. Dort wurde Howards Ankunft mit gemischten Gefühlen erwartet. Einige von Leans Kollegen wollten ihn dazu überreden, die Einladung abzusagen. Sie glaubten in Anbetracht von Howards Ruf, daß sein Bericht nur feindseliger Art sein könnte. An Howards aufrichtigem Interesse konnten sie nicht glauben. Darin hatten sie recht. Es spricht für Lean, daß er darauf bestand, Howard zu empfangen.

«Eines wurde mir bald klar. Man konnte zwar eine Abneigung gegen diese Leute haben; schaute man sich die Sache aber unbefangen an, so konnte man

ihnen nicht mißtrauen. Aufrichtigkeit und guter Wille sprachen aus jedem Menschen in diesem Gebäude, und eine anregende Atmosphäre herrschte überall.»

Das war eine Überraschung für Howard. Er hatte Beweismaterial erwartet, mit dem er die Fleet Street-Gerüchte bekräftigen könnte. Er fand nichts. Niemand kann behaupten, daß er es nicht gesucht hätte. Er blieb einige Tage und Nächte im Hauptquartier; er traf alle, stellte Fragen, hielt seine Augen offen und erinnerte sich an alles, was gesagt wurde. Er verließ das Haus, überzeugt, daß die Oxford-Gruppe zwar nichts für ihn sei, aber mit der Gewißheit, daß die Gerüchte über sie unwahr seien.

Im August dieses Jahres wurde die Oxford-Gruppe viermal im *Daily Express* in der von William Hickey geschriebenen Spalte angegriffen. Der Autor dieser Spalte war damals Tom Driberg<sup>1</sup>. Er hatte sich im *Daily Express* einen Namen gemacht, als er zwölf Jahre zuvor den ersten öffentlichen Angriff auf Dr. Buchman und die Oxford-Gruppe führte. Es war nicht Howards Grundsatz, seiner Zeitung zu widersprechen; aber nach seinen neuesten Erfahrungen glaubte er nicht, die Angelegenheit auf sich ruhen lassen zu können:

«Ich las die Angriffe Hickeys, und es schien mir zumindest fair, daß auch die andere Seite zu Worte komme. Im Interesse des Journalismus und der Wahrheit mußten beide Seiten gezeigt werden. Das Publikum konnte sich dann sein eigenes Urteil bilden.»

So entstand Howards «Antwort an Hickey»:

«Aus faulen Äpfeln wird guter Most gemacht. Sogar im Krieg entstehen erstaunliche Dinge.

Etwas Neues wächst aus dem Staub und Schmutz dieser Zeit: die Toleranz. Antisemitische Gefühle und der hysterische Fremdenhaß, der uns bis vor kurzem noch überschwemmte, verschwinden.

Im Brennpunkt dieses Kreuzzuges der Gerechtigkeit für Juden und Fremde steht William Hickey.

Darum erstaunt und erschreckt es mich, daß er eine Gruppe von Menschen ihrer Glaubensanschauung wegen derart brutal verfolgt. Damit meine ich nämlich den anhaltenden Angriff Hickeys auf die Oxford-Gruppe oder die «Buchmaniten», wie er sie gerne nennt.

Daß William Hickey diese Leute verabscheut, ist offensichtlich. Er erhebt dunkle und düstere Anschuldigungen gegen sie.

<sup>1</sup> Später Abgeordneter der Labourpartei.

An diesen Geschichten ist nichts Neues. Viele Leute in Fleet Street haben sie mir erzählt, und ich habe sie geglaubt und weitererzählt.

Aber dann habe ich etwas getan, wozu sich bisher meines Wissens wenige in Fleet Street die Mühe genommen haben. Ich bin der Sache auf den Grund gegangen.

Ich suchte die Oxford-Gruppe auf, ging zu ihrem Hauptsitz, befreundete mich mit den Leuten. Ich tat mein Äußerstes, um an den Anschuldigungen, die bekannte Journalisten gegen sie erhoben, das Wahre und das Unwahre festzustellen.

William Hickey sagt, daß arglose und einfältige Menschen sich von der Oxford-Gruppe täuschen lassen. Die Oxford-Gruppe habe ihnen «etwas aufgebunden».

So muß ich meine Fähigkeit, die Anschuldigungen gegen die Oxford-Gruppe zu untersuchen, unter Beweis stellen. Ich halte mich weder für arglos noch für einfältig. Meine Feder befaßt sich mit Politikern – so verdiene ich seit Jahren meinen Lebensunterhalt. Es ist mein Geschäft, über Abgeordnete und Minister unseres Königreichs die Wahrheit zu entdecken, die sie selbst ungern enthüllten. Es sei hier gesagt, daß ich darum kein Interview beginne, ohne nicht auf der Hut zu sein, daß jemand mir etwas «aufbinden» will. Ich habe scharfe Augen.

Nach diesen Feststellungen muß ich bezeugen, daß ich nach einigen Wochen gründlicher Untersuchungen und Kreuzverhöre, nach Einsicht in Briefe und Dokumente – die man mir gerne zur Verfügung stellte – zu der klaren Überzeugung gekommen bin, daß an dem Vorwurf, die Oxford-Gruppe sei des Pazifismus und des Pro-Faschismus (bewußter oder unbewußter Art) schuldig, nichts Wahres ist.

Hätte ich Beweise für eine nazifreundliche Haltung gefunden, so hätte ich sie der Presse enthüllt und dem Innenministerium bekanntgegeben. Statt dessen will ich, weil es fair ist, meine Schlußfolgerungen ziehen:

Tausende von Männern und Frauen der Oxford-Gruppe dienen in unseren Streitkräften, viele in den Jagdgeschwadern, die gegen die Nazi-Bomber eingesetzt werden.

Männer der Oxford-Gruppe arbeiten in der Kriegsindustrie und sind bemüht, Reibungen zwischen Unternehmern und Arbeitern zu beseitigen, Streitigkeiten durch offene Verhandlung und nicht durch Streiks zu lösen und dafür zu sorgen, daß die Produktion steigt. In vielen Fällen ist ihnen das in erstaunlicher Weise gelungen.

Ich gebe meine wohlherwogene Auffassung zu Protokoll, daß die Oxford-Gruppe alles unternimmt, um die Einmütigkeit und Kampfbereitschaft unseres Landes zu steigern. Und es gelingt ihr.



Nun wird man mich fragen: «He, Peter Howard, bist du ein Mitglied der Oxford-Gruppe geworden?»

Meine Antwort lautet, daß für mich die Grundsätze, die sich die Oxford-Gruppe zum Ziel setzt, schwer auszuführen sind. Ich würde sie aber gerne ausführen. Ich will es versuchen.

Zwei dieser Maßstäbe sind absolute Ehrlichkeit und absolute Selbstlosigkeit. Ich kann nicht glauben, daß diese Ziele irgend jemandes Hohn und Spott verdienen. Meinen jedenfalls nicht.

Ich bin enttäuscht, daß William Hickey, ein Mann von Fähigkeit und Einfluß, sich im Haß gegen die Oxford-Gruppe verausgabt.»

Zu Howards Befremden erschien dieser Artikel im *Daily Express* nicht. Arthur Christiansen, der Herausgeber, sagte ihm offen, es sei besserer Journalismus, die Oxford-Gruppe (Moralische Aufrüstung) anzugreifen, anstatt beide Seiten der Sache zu veröffentlichen. Jetzt war Howard in einer schwierigen Lage. Er war sicher, daß die Leute der MRA aufrichtig zu ihren Überzeugungen standen, und waren diese unwiderlegbar, dann war alles andere Nebensache. Aber Howard wußte, welch gewaltige Feindschaft er sich zuziehen würde, wenn er das zugäbe:

«Ich fürchtete Verachtung und Spott. Es scheint vielleicht seltsam, daß ich bereit war, einen Artikel an den Herausgeber des *Daily Express* zu senden, mich aber gleichzeitig davor scheute, das gleiche offen auszusprechen. Aber das war der Fall. Ich war wie ein Zuschauer bei einem Fußballspiel. Wenn ich meinte, es sehe mich niemand, war ich bereit, für die unpopuläre Seite «Hurra» zu schreien. Ich war sogar davon überzeugt, daß diese Seite letzten Endes gewinnen werde. Aber mir war es in meinem molligen Übermantel mit meiner Whiskyflasche in der Tasche viel zu wohl, als daß ich mich in Turnhosen hinaus auf das schlammige Feld und in den Tumult stürzen wollte.»

Howard schrieb seine Artikel für den *Express* ununterbrochen weiter. Anfangs waren sie noch im gewohnten Stil, aber man spürte eine neue persönliche Haltung dahinter:

«Die meisten Menschen verfolgen jene, die anderer Meinung sind als sie selber, wenn man ihnen die Möglichkeit dazu gibt. In dieser Zeitung habe ich Gelegenheit gehabt, in solcher Verfolgung zu schwelgen. Ich habe gewütet, getreten, geflucht und die Politiker kurz und klein geschlagen. Trotzdem sind die Knöchel meiner Faust immer noch ganz und die Häupter unserer Politiker weiterhin ungebeugt. Mit einem Wort, alles ist noch ziemlich beim alten.

Mit den Jahren werde ich weniger grausam. Ich tauche meine Feder in Honig, nicht in Vitriol. Meine Heftigkeit klingt ab. Jetzt hoffe ich, mit den sanften Tönen einer Flöte da zu werben, wo ich trotz Trommelgewirbel und Einschüchterung versagt habe.»

Und da hätte Peter Howard stehenbleiben können. Aber tief in ihm brannte ein Gefühl der Dringlichkeit, der Unruhe und der Bestimmung – man kann es nennen, wie man will –, das ihn vorwärtstrieb. Aber das war nicht genug, um aus einem agnostischen Journalisten einen leidenschaftlichen christlichen Revolutionär zu machen. Howard fühlte eine große Erfahrung greifbar nahe, die er sich nur durch einen Willensentschluß zu eigen machen konnte. Diesen Entschluß faßte er, nicht im Gehetze von Fleet Street oder im Rampenlicht einer Massenversammlung, sondern allein in einem kleinen Zimmer in London:

«Ich ging in mein Dachzimmer in die Northumberland Avenue zurück. Ich las noch einmal jene vier absoluten Maßstäbe der Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe durch und jene Anweisungen, die mir jemand, man mag ihn Gott oder auch anders nennen, am Morgen früh so leuchtend klargemacht hatte. Ich dachte mir: «Man kann alles einmal versuchen. Wenn es nicht geht, weiß ja niemand etwas davon. Es kann ja nichts schaden.» Trotzdem sagte mir etwas im Innern, wenn ich es tue, werde ich nie wieder derselbe sein.

Ich kniete in meinem Zimmer nieder und betete etwa so: «Gott, oder wer du auch sein magst; wenn es dich gibt, will ich tun, was du mir sagst, wenn du mir die Kraft dazu gibst. Aber ich kann diese Dinge nicht tun, wenn du mir nicht hilfst.»

Von dem Augenblick an, als ich zum erstenmal im Leben mich entschloß, Gott – wenn er da sei – die Möglichkeit zu geben, mir etwas zu sagen, und darüber wirklich ehrlich mit mir selbst zu sein, da war mein Leben verwandelt.

Soll das heißen, daß ich von dieser Stunde an vollkommen wurde? Natürlich nicht – weit davon entfernt. Ich stolpere und taste mich auf jenem dornigen und engen Pfad entlang, der von den blutbefleckten Fußspuren unserer Geschichte gezeichnet ist. Oft fällt man und stößt auf viele Schwierigkeiten. Paulus, John Bunyan und viele andere haben diesen Weg beschrieben und ihn uns gewöhnlichen Menschen vorgezeichnet.

Es ist eine begeisternde und befreiende Erfahrung, die Gewißheit einer Berufung zu spüren und eine bestimmte Aufgabe in einer großen, wachsenden Armee zu übernehmen, die unter Gottes Führung marschiert, um die Welt neu zu bauen. Doch kann jeder von uns diese Erfahrung machen.»

Howards Erfahrung zog weite Kreise. Bei seinem Bruder John entschuldigte er sich für seine Eifersucht. In Oxford zahlte er seine Schulden an die Stipen-

dienkommission zurück, weil er nicht, wie versprochen, Lehrer geworden war. Dann fuhr Howard nach Suffolk zu seiner Frau und sprach sich offen mit ihr aus. Das war das Schwerste. Doë hatte, ohne daß Peter es wußte, schon die Moralische Aufrüstung kennengelernt. Ohne Doës Verständnis und Ermütigung hätte Howard zweifellos nie den Mut gefunden, ihr die volle Wahrheit zu sagen. Schon einige Male hatte er das aufgeschoben. An einem kalten Montagmorgen auf dem Weg zum Bahnhof wandte sich Doë zu ihrem Mann und sagte: «Ich werde dich immer lieben, Peter, was du auch getan haben magst.» Später schrieb Howard:

«Unsere Ehe ist verwandelt worden. Unser Leben ist verwandelt worden. Nach all den gemeinsamen Jahren haben wir ein beschwingteres Leben und eine größere Befriedigung gefunden, als wir es uns damals für unsere Zukunft vorstellten, als wir in Dover an Land gingen, ein jung verheiratetes Paar, in Glanz und Glut der Flitterwochen.

Heute kennen wir die Antwort auf all die großen und kleinen Dinge, die über das Glück in der Ehe und im Leben einen Schatten werfen können. Eine Einigkeit ist uns geschenkt worden, die weder von unserem Aussehen noch von Reichtum, Gesundheit, Stimmung oder der körperlichen Intimität abhängt, an der die Jahre doch nagen können.

Wir wissen, daß Gott uns beide besser versteht und mehr liebt, als wir uns selber lieben oder verstehen können. Es liegt nicht in Gottes Plan, daß die Ehe aufreibend, langweilig oder voller Konflikte sei. Sein Plan für die Ehe ist der, daß sie als freie, freudige menschliche Beziehung beginnt und immer so bleibt.»

Obwohl Howard oft in seinem Leben von den Folgen seiner Entscheidung in seinem Zimmer im Constitutional Club sprach, so waren sie nicht das wichtigste an seiner Erfahrung. Darüber sprach er selten. Doch war es das Wunder des Glaubens, das ihm mehr bedeutete als alles andere im Leben. Dieser Glaube war es, der ihn durch die Stürme hindurchtrug, die heftiger denn je über ihn hereinbrachen. Garth Lean, der Howard damals öfters traf, beschrieb diese Zeit:

«Die Änderung, die aus dem brillanten Journalisten Peter Howard einen nicht weniger brillanten Führer der Moralischen Aufrüstung machte, hat viele Menschen verblüfft.

Er hatte eine einfache, aber tiefgreifende Erfahrung der Kraft von Jesus Christus gemacht. Man kann sie mit derjenigen John Wesleys vergleichen oder mit der des heiligen Ignatius im Krankenhaus von Loyola. Später machte Howard diese Erfahrung dann für Tausende in vielen Ländern greifbar.»

Das war die einzig mögliche Erklärung. Wie sonst konnte ein junger Mann von dreiunddreißig Jahren, der keine Vorliebe für die Menschen der Moralischen Aufrüstung hatte, der Frank Buchman noch nie getroffen und keinen Glauben an Gott hatte, plötzlich ganz anders werden?

«Ich war immer auf der Suche nach etwas. Es ist nicht leicht, einen Namen dafür zu finden. Ich nannte es Glück – groß geschrieben. Rückblickend glaube ich, daß ich nach einer alles beherrschenden Leidenschaft suchte, der ich mich ganz geben konnte, die meinem Leben Ziel und Kraft geben und die mir ermöglichen würde, am Neubau der Welt mitzuwirken.

Das suchte ich in meiner Arbeit, in meiner Familie und in meinen ehrgeizigen Plänen. Obwohl all diese Dinge mir viel gaben, blieb mein Herz zuinnerst unbefriedigt.

Jetzt habe ich das törichte, aber beglückende Gefühl, eine neue Entdeckung gemacht zu haben. So muß es James Watt zumute gewesen sein, als er den Deckel von seinem Kessel abspringen sah, und Newton, als er den zu Boden fallenden Apfel beobachtete.

Ich habe entdeckt, daß der wirkliche Sinn unseres Daseins und das Herz unserer Schöpfung schon die ganze Zeit da waren, genau wie die Anziehungskraft der Erde oder die Dampfkraft. Nur ist mir jetzt das Geheimnis enträtselt worden.

Werden mir andere mein Geheimnis glauben? Gewiß nicht alle. Ich bin aber von einer Hand berührt worden, die da ist, selbst wenn andere sie leugnen oder nicht sehen wollen.

Ich glaube an die Zukunft der Menschheit. Ich glaube, daß aus diesem Krieg – sogar noch während dieses Krieges – eine neue Art Leben, schöner, herrlicher, auf Erden entstehen kann.

Doch weiß ich, daß für eine bessere Zukunft nicht die geringste Hoffnung besteht, wenn nicht Millionen und Millionen von Männern und Frauen auf unserer Erde diese Wahrheiten lernen. Hier liegt die einzige Heilung für die Nöte der Welt. Bald wird es wie ein Lauffeuer über die Erde gehen, die Herzen der Menschen erwärmen und die dunklen Winkel im menschlichen Geist erhellen.»

Howards Entscheidung sprach sich herum. In Fleet Street war die Reaktion elektrisch. «Mein Gott», rief Percy Cudlipp, damals Chefredakteur des *Daily Herald*, aus, «wer wird der nächste sein?» Einige waren feindselig, andere ungläubig, die meisten aber spotteten: «Howard ist weich geworden. Der alte Beaverbrook wird diese Schöntuerei nicht mehr lange dulden.» Andere wieder waren erfreut, wagten aber nicht, es zu sagen.

Im Unterhaus war die Reaktion positiver:

«Eine Abgeordnete – eine Dame, die mich nicht leiden konnte und seit Jahren kein Wort mehr mit mir gewechselt hatte – hielt mich plötzlich in der Wandelhalle des Unterhauses an: «Um Himmels willen, Peter Howard», sagte sie, «was ist denn mit Ihnen passiert? Sie sehen ja zehn Jahre jünger aus!»»

Zu Hause in Suffolk war die Wirkung auf die Familie Howard nicht weniger überwältigend:

Doë an P. D. H.

Liebster, es ist nicht einfach, sich an Dich zu gewöhnen. Ich hatte mich damit abgefunden, daß Du gewisse Dinge unser Leben lang tun würdest. Daß Du mich zum Beispiel vor anderen lächerlich machst, Dich dreimal im Jahr be-trinkst und daß Du ein ärgerliches Gesicht machst, wenn ich Dich um Geld bitte. Ich kann mich nicht ganz daran gewöhnen, das alles zu verlieren. Es bringt mich aus dem Konzept. Ich hatte eine ganze Technik dagegen aufgebaut, jetzt brauche ich sie nicht mehr und bin etwas unsicher. Sei jetzt nur nicht zu lieb mit mir. Ich bin nur deswegen ordentlich geworden, weil Du so unordent-lich warst. Jetzt darf ich aber nicht nachlässig werden, nur weil Du mich nicht mehr auf Deine Art bessern willst.

Plötzlich fand Howard Zeit für seine Kinder. Anstatt den üblichen Eßlöffel Bier am Sonntagmorgen zu bekommen, wurden sie in die Sonntagsschule ge-bracht. Daheim spürten die Kinder jetzt Frieden, Glück und Freude, auf die sie ansprachen, ohne zu begreifen, wie es gekommen war. Howards Artikel im *Express* klangen auch anders:

«The March of Time» von P. D. H.

*Sunday Express*, 27. Oktober 1940

«Schaut man sich das jetzige Treiben unserer ehemaligen französischen Aliierten an, wäre es ein leichtes, voller Verdruß und Enttäuschung zu sein. Leicht wäre es auch, die Franzosen Verräter und Feiglinge zu nennen, wenn man sieht, wie diese jämmerlichen Herrscher einer gefallenen Republik heute speichelleckend am Tisch ihrer Nazi-Gebieten sitzen.

Aber vergessen wir eines nicht: wir stehen bei den Franzosen in Schuld. Monatelang haben sie in diesem Krieg hart gekämpft. Niemals hätten wir unsere Truppen aus Dünkirchen zurückziehen können, wenn die französischen Truppen nicht – während des Rückzugs – die Wucht der Nazi-Angriffe auf

sich genommen hätten. Unsere letzten Soldaten schifften sich ein, während die Männer Frankreichs die Nachhut hielten.

Unsere Hochachtung vor den Leistungen der französischen Kriegsmarine bei diesem Rückzug war so groß, daß wir dem kommandierenden französischen Admiral dafür einen Orden verliehen.

Jeder Engländer, dessen Freund oder Angehöriger bei Dünkirchen lebendig herauskam, sollte sich mit Dankbarkeit an das Frankreich von gestern erinnern.

Anstatt heute zu schmähen und töricht zu beschuldigen, müssen wir die Ursache des Zusammenbruchs von Frankreich suchen, damit wir selber in diesen Tagen der Prüfung aus dieser Lehre Gewinn ziehen.

Wo war die Ursache für den totalen Zerfall der Struktur Frankreichs – jenes Volkes, dessen Bollwerk so stark schien, dessen Festungen jahrelangen Angriffen hätten standhalten sollen?

Die Ursache war Zersetzung – heimtückisch und schon lange andauernd – bis in die Grundmauern des Staates selbst.»

«The March of Time» von P. D. H.

*Sunday Express*, 1. Dezember 1940

«Selbstzufriedenheit ist ein teuflisches Gift. Sie schafft ein geistig verfettetes und verkommenes Volk. Im vergangenen Winter haben wir durch unsere Selbstsicherheit, mit der wir einfach hofften, daß die Deutschen zusammenbrechen würden, ohne daß wir selbst unser Letztes hergaben, die Schlacht um Frankreich verloren.

Hüten wir uns davor, in diesem Winter noch einmal in die gleiche Falle zu geraten.

Es ist eine Tatsache, daß wir als Volk zur Selbstzufriedenheit neigen. Diese Tendenz zeigt sich in den überoptimistischen Erklärungen einiger Minister oder in dem Ton, womit die BBC-Ansager Siegesnachrichten melden. Man spürt es überall, in den Zeitungen und in Gesprächen am Familientisch.

Darum dürfen wir nie das Ausmaß der noch vor uns liegenden Aufgabe vergessen. Unsere Herzen mögen bei jedem Sieg höher schlagen; aber wir sollten nicht aus jedem kleinen Triumph ein wochenlanges Festessen machen. Beifall – ja; Spöttere – nein.

Hüt' dich zu prahlen  
und großzutun;  
wer am meisten redet,  
der kommt zu Fall.»

«The March of Time» von P. D. H.

*Sunday Express*, 5. Januar 1941

«Engländer sind nie, nie, nie im Unrecht. Das ist das neue Schlagwort, das wir uns anscheinend für die Dauer des Krieges ausgesucht haben.

Unsere alberne Selbstzufriedenheit blendet uns so weit, daß wir meinen, unfehlbar zu sein. Wir glauben törichterweise, daß es ein Zeichen von Schwäche sei, die eigenen Fehler zuzugeben.

Unser Denken ist durch eine dumme Doktrin stumpf geworden: da wir ja immer die letzte Schlacht gewinnen, muß man uns auch unsere Trägheit und Unfähigkeit – sozusagen auf dem Weg zum Sieg – entschuldigen.

Müssen wir wirklich jedesmal gelitten und geblutet haben und bis an den Rand des Abgrunds kommen, bevor wir uns wirklich anstrengen?»

«People I Meet» von P. D. H.

*Sunday Express*, 9. März 1941

«Durch politische Systeme, Pläne und Träume wird eigentlich nichts wirklich entschieden. Werden Sie mir darin zustimmen, daß die einzig wirksame Besserung der gegenwärtigen Lage durch einen grundsätzlichen Wandel – im Leben und in den Herzen von Millionen von Menschen – auch in unserem eigenen Land – kommen kann?

Völker werden weiter untergehen und verbluten, bis eine höhere Vorstellung von der Pflicht ihren Nachbarvölkern gegenüber in ihnen Wurzel faßt. Das kann und muß geschehen, wenn uns aus diesem Krieg, den wir gegen Hitler führen, etwas von dauerhaftem Wert bleiben soll. Natürlich gibt es genug Leute, die denken, daß bei uns ein anderer Geist herrschen würde, könnte man sich nur jener Leute entledigen, die uns jetzt regieren, und statt dessen selber regieren.

Davon weiß ich etwas. Denn ich bildete mir ein, daß es mit unserem Glück so lange weiter bergabgehen müsse, bis man Peter Howard gewisse Machtbefugnisse gewähre.

Können wir nicht jetzt damit anfangen, ein neues England des Glaubens und der Toleranz zu schaffen? Oder gehen wir in das Zeitalter der «Vernunft», das ungeniert behauptet, Gott sei nur ein Mythos, und der Mensch solle sich zu seiner Rettung und seinem Glück auf seine eigene Kraft verlassen (wie in den letzten zwanzig Jahren schon)?»

Nachdem Peter Howard so eindeutig Farbe bekannt hatte, fand er ein größeres Echo bei seinen Lesern als je zuvor:

«Einige Leute behaupten törichterweise, wenn ein Mann in Fleet Street die christlichen Grundsätze der MRA zu seinen eigenen mache, werde er automatisch zu einem weniger fähigen Journalisten. Meine Artikel wurden monatelang, nachdem ich meine Verbindung mit der MRA bekanntgegeben hatte, weiter veröffentlicht und von den Redakteuren gepriesen. Selbstverständlich versuchte ich nicht, über die MRA zu schreiben; denn das wäre mir nicht erlaubt worden.

Es waren schwierige Tage. In meiner eigenen Zeitung wurden Artikel veröffentlicht, die versteckt andeuteten, daß die MRA nazifreundlich sei. Den Angestellten wurde gesagt, daß man Mitglieder der MRA in diesem Haus nicht dulden werde. Andere Leute wieder warnte man davor, mit mir über die MRA zu sprechen.

Für Fleet Street waren diese Versuche, mir Hindernisse in den Weg zu legen, so natürlich wie Salz in der Suppe. Genau wie ich lachten die meisten Menschen über solche Warnungen. Niemand schenkte ihnen viel Beachtung.

Nun erreichte die Kampagne ihren Höhepunkt. Ein Teil meiner Arbeit bestand darin, den Leitartikel des *Sunday Express* zu schreiben. An einem Samstag lobte der Chefredakteur noch meinen Artikel – er hatte mir selbst das Thema dazu vorgeschlagen –, und er wurde in der Druckerei gesetzt.

Einige Stunden später entdeckte ich zufällig, daß der gleiche Redakteur insgeheim einen anderen Leitartikel geschrieben hatte, in dem er beschrieb, wie ein verräterischer Angestellter den Deutschen bei ihrem Einmarsch in Paris das Tor zu einer großen Zeitung geöffnet hatte. Der Artikel ging dann auf die Frage der Quislinge und der Fünften Kolonne ein und schloß mit der Forderung, daß die Männer und Frauen, die ganz für die MRA arbeiten, zwangsweise eingezogen werden sollten.

Ich wußte, daß die Anspielungen in diesem Artikel falsch waren, und sprach mit dem Chefredakteur darüber. Aber am nächsten Morgen lag dieser Artikel dennoch auf anderthalb Millionen Frühstückstischen.»

Auch von anderer Seite wurde auf Howard Druck ausgeübt. Ein gewisser Redakteur und ein Regierungsmitglied luden Howard zum Essen ein. Sie sagten, daß nach ihren Informationen Dr. Buchman (Gründer der Oxford-Gruppe) noch am gleichen Tag, an dem Amerika in den Krieg eintrete, verhaftet werde. Howard verlangte Beweise. Dies wurde abgelehnt: «Wir haben diese Information aus höchster Quelle.»

Nun wußte Howard, daß Präsident Roosevelt das Programm der MRA in Amerika unterstützt hatte; so nahm er die Andeutungen seiner Gastgeber mit Vorsicht auf.



«Ich beschloß, ein Buch zu schreiben, das die Wahrheit über die MRA darlegen sollte. Ich bat den *Express* um Erlaubnis, dieses Buch zu veröffentlichen, und erhielt eine Antwort, zu der der *Express* dem Buchstaben nach berechtigt war: daß ich ein Buch über irgendein Thema meiner Wahl schreiben könne, nur nicht über die MRA. Wollte ich es dennoch tun, dann müsse ich den *Express* verlassen.

Das war ein schwerwiegender Entschluß. Aber etwas in mir sagte, es sei wichtiger, die Wahrheit über eine große, weltweite Bewegung zu veröffentlichen, als sich um das Schicksal eines Journalisten – sogar eines mir so wichtigen Journalisten wie ich selbst – zu sorgen. So nahm ich meinen Hut vom Nagel und sagte Fleet Street mit Bedauern *au revoir*.»

Die Entscheidung, die Howard dazu brachte, den *Express* zu verlassen, wurde nicht von Lord Beaverbrook gefällt. Dieser war damals vollauf damit beschäftigt, Flugzeuge für England herzustellen; auch nicht von Generaldirektor Robertson, der damals krank war, sondern vom stellvertretenden Generaldirektor Leslie Plummer, der schon lange gegen die MRA eingestellt war. Lord Beaverbrook erzählte Peter Howard viele Jahre später, daß ihn dieses Ereignis damals beunruhigt habe. Er versuchte Howard zurückzuholen. Es gelang ihm nie. In späteren Jahren versuchte Beaverbrook es auch nicht mehr; denn er erkannte, daß Howard für andere Aufgaben bestimmt war.

Howards Abgang von Fleet Street bestürzte seine Freunde; sein Eintritt in das Lager der MRA erschreckte alle. Er hatte eine orkanähnliche Persönlichkeit, die über anerkannte Auffassungen hinwegfegte. Wenn Fleet Street meinte, daß Howard nun beim Verlassen des *Express* seine Dynamik verloren habe, so täuschte sie sich. Diese Dynamik steigerte sich bis zu seiner letzten Stunde. Aber in jenem Augenblick mußte er sich überlegen, wie er seine Familie erhalten könne:

«Als ich das *Express*-Gebäude zum letztenmal verließ, rannte ich die Treppe hinunter, hinaus in den Verkehr der Fleet Street. Meine Arbeit war mein Schlaf, mein Traum, mein eigener Atem gewesen. Jetzt war ich arbeitslos. Ich ging zu Fuß zum Liverpool Street-Bahnhof, stieg in einen Zug und fuhr nach Suffolk. Ich wollte Landwirt werden.

Befreundete Bauern hatten uns gesagt, daß es fünf Jahre dauern werde, bis sich unser Hof bezahlt mache. Aber damals hatte ich noch meinen Verdienst vom *Daily Express*. Jetzt war die Lage plötzlich anders. Stelle und Lohn waren über Nacht verschwunden. Von der landwirtschaftlichen Theorie verstand ich nur wenig, von der Praxis fast gar nichts.

Es ist ein großer Unterschied, ob ein Mann in einer gutbezahlten Stelle in Fleet Street ein Gut besitzt und viel Geld darin anlegen kann – oder ob ein Ex-

journalist einen alten Bauernhof hat, der Geld schluckt und gleichzeitig die einzige Einkommensquelle für ihn, seine Frau und seine Kinder ist.

Als ich im Zug nach Suffolk in der Ecke meines Abteils dritter Klasse saß, fühlte ich deutlich das Prickeln der Angst. Ich sah mich dem zeitlosen und endlosen Problem der Menschen gegenüber, wie man dem hartnäckigen Schoß der Erde einen Lebensunterhalt entreißen kann. Würde das Land mein Herr oder mein Diener sein? Würde ich den alten Hof besiegen oder an ihm zerbrechen? Eines von beiden mußte geschehen.»

# 9

In den alten Tagen in Suffolk,  
Da zogen die Rosse den Pflug,  
Ihr Atem blies die Trompete,  
Und welche Last ich auch trug,  
Nie beugt ich die Schulter wie heut’.

Wir wußten: die Sonne muß sinken,  
Wie hoch sie immer auch steht,  
Die Amsel, sie ruft und wird stumm,  
Und alles Leben vergeht.  
Wir lachten – frag nicht warum!

Die Hecken stehn ohne Blätter,  
Von Frost bereift sind die Schwingen,  
Es dröhnt, heult, tobt das Wetter –  
Wir lachen, gehn vorwärts, wir singen,  
Was immer das Leben auch bringt.

Komm Winter, komm eisiger Krieg,  
Willkommen die Feindschaft der Mörder,  
Verrat der Freunde im Rücken!  
Wir werden uns dennoch nicht bücken,  
Denn unser ist der Sieg.

P. D. H. 1963

**E**s war im Frühling 1941, als Peter Howard in Lavenham aus dem Zug stieg, um heimzukommen. Als er durch das Dorf und auf der Straße nach Brent Eleigh schritt, sah er die ersten hellgrünen Knospen in den Hecken aufspringen, die ersten Schlüsselblumen und wilden Veilchen blühen; überall regte sich neues Leben. Nach der zweiten Brücke ging er nach rechts den Hügel zum Hof hinauf. Der Weg war holperig, voller Löcher und großer Pfützen.

Auf dem Hügelrücken zeichneten sich die ersten dunklen Schatten der strohbedeckten Scheunen ab, dann der Hof selbst:

«Er hatte noch den Nachklang vergangenen Glanzes um sich – genau wie viele englische Höfe und Güter dieser neureichen Zeit, in der die Landwirtschaft vernachlässigt und verachtet wird. Der Glanz war vergangen, er konnte aber wiederkehren. Das Haus hatte noch echten Charakter, obwohl viele Räume mit unzähligen Schichten von grellen Tapeten bezogen waren, unter denen sich dunkles Eichengebälk versteckte.

Am Abend steckten Doë und ich die Kinder in ihrem kahlen Zimmer ins Bett, dann kampierten wir in der unfertigen Küche und bereiteten uns auf einem Primuskocher eine Suppe.

In unseren Fleet Street-Zeiten aßen wir oft mitternachts im Savoy, umgeben von Kerzen, Schminke und Parfüm, dem Wein und der Musik eines reichen und synthetischen Zeitalters.

Jetzt löffelten wir unsere Suppe und hatten als einzige Gefährtin eine Öllampe, die auf einem Tisch aus Kiefernholz brannte. Eine neugierige Maus steckte verstohlen ihre Nase durch einen Ritz in der alten Mauer. Ich warf meinen Löffel nach ihr, traf aber daneben.

Laut lachten wir auf, Doë und ich, gingen nach oben und schauten uns beim Licht der Öllampe unsere Kinder an. Sie atmeten leicht und ruhig in ihrem Schlaf. Was würden sie zu unserer Entscheidung sagen, wenn sie einmal alt genug waren, sie zu begreifen?

Wir spürten das Zerren der Angst in unseren Herzen, aber auch das Hämmern der Entschlossenheit. Bevor wir zu Bett gingen, knieten wir nieder und baten Gott um Kraft und Mut.»

Die Howards konnten Kraft und Mut gebrauchen. Howards Buch *Innocent Men* (über die Moralische Aufrüstung) wurde im April veröffentlicht. 155000 Exemplare wurden verkauft, aber er erhielt kein Geld dafür. Er gab die Honorare von diesem wie auch von allen seinen späteren Büchern und Theaterstücken der Moralischen Aufrüstung.

Die Reaktion in Fleet Street auf *Innocent Men* war ein Gemisch von Erstaunen, Wut und widerwillig gezollter Bewunderung. Beaverbrook bat Michael Foot und Frank Owen, Howards ehemalige Kollegen, auf seinen Landsitz Cherkley hinaus. Er hatte ein Exemplar von *Innocent Men* auf dem Tisch liegen. Während des Abends lasen es die drei Männer; Foot und Owen waren wütend über den Titel.

Michael Foot rief Doë in Suffolk an und sagte ihr zwanzig Minuten lang seine Meinung. Doë war wie gelähmt und konnte nicht einmal den Hörer auflegen.

Foot und Owen trafen sich mit Howard in einer Kneipe der Fleet Street und legten ihm nahe, daß er im Geist der «absoluten Selbstlosigkeit» auch auf das Honorar von *Guilty Men* verzichten solle – eine gleiche Andeutung hatte Philip Jordan schon im *News Chronicle* gemacht. Howard antwortete ihnen, daß er lieber bei der ursprünglichen Abmachung bleiben wolle – das Honorar von *Guilty Men* war nämlich sein einziges Einkommen.

Cassandra<sup>1</sup>, der berühmte Kommentator des *Daily Mirror*, beklagte den Abgang «eines begabten Burschen, der eine gute Dosis vom alten Adam in sich gehabt habe», aber der jetzt ein «Hochwürden Howard» geworden sei, «der seine Seele auf die Theke wirft. Dort stinkt sie wie ein Fisch, der schon zu lange aus dem Wasser heraus ist.» Aber im *Sunday Pictorial* erschien eine ganzseitige Rezension von *Innocent Men* mit dem Kommentar: «Ein mutiger Mann. Ich bewundere ihn.»

Die allgemeine Reaktion in Fleet Street war ähnlich wie die Cassandras: «Peter Howard ist übergeschnappt. Er hat doch kein eigenes Geld. Da steht er nun – seit Jahren hat er dafür gearbeitet, sich im *Express* einen Namen zu machen. Beaverbrook hat ihn für einen seiner gescheitesten Burschen gehalten. Bestimmt wäre er bald ein Mitglied des Vorstands geworden. Jetzt wirft er alles über Bord und läßt sich kaltstellen, nur wegen dieser MRA – was immer das auch sein mag.»

Andere Stimmen tönnten noch unangenehmer. Sie beschuldigten Howard des Verrats, nicht des Wahnsinns. Sie sagten, er sei Pazifist, Kommunist, Faschist und unehrlich. Diese Angriffe in der Presse beunruhigten die Howard-Familie. Seine Eltern, die so stolz auf ihn gewesen waren, schämten sich jetzt seiner. Seine Mutter schrieb:

Wealden Way, Little Common  
April 1941

Wir sind beide äußerst unglücklich über Dich und Deine Angelegenheiten. Wir haben das deutliche Gefühl, daß Du Dir Sorgen machst und daß es nicht gut geht. Die «Buchmaniten» haben Dich eingefangen. Können wir denn gar nichts tun, um Dich zu retten, bevor Du ganz verloren bist? Jetzt, wo die Welt in einem so schrecklichen Zustand ist, soll Dich Dein Stolz nicht hindern. Nur zu gerne würden wir Dir helfen, damit Du wieder zu Verstand kommst, denn Du hast ihn anscheinend ganz verloren.

Ich schreibe Dir mit einem vom Unglück gebrochenen Herzen, Deine

Mum

<sup>1</sup> Sir William Connor.

Seine Großmutter schien die einzige in der Familie zu sein, die ihn verstand:

Mein geliebter Peter,

53 B, St. Anne's Crescent, Lewes  
Sonntag, 20. April 1941

Danke für Dein Buch. Ich habe es gelesen. Ich werde es mit großem Interesse noch einmal lesen.

Es ist ja keine neue Idee, die von Gottes Führung und seiner Hilfe, und gewiß haben wir die vergangenen Jahre nicht ohne sie gelebt. Beides ist wesentlich für uns. Vielleicht hast Du von Gott einen besonderen Ruf, und wenn dem so ist, mußt Du gehorchen und dorthin gehen, wo Er will. In der Vergangenheit haben viele das gleiche erlebt. Was für ein Vorrecht, auserwählt zu sein.

Wenn wir uns nur einmal sehen könnten! Heute strahlt die Frühlingssonne, der Sommer ist nicht mehr fern und damit die Hoffnung, daß wir den Sieg und auch den Frieden wieder haben werden.

In Gedanken bin ich immer bei Dir,

Grannie.

Howard hatte weder viele Freunde, an die er sich wenden konnte, noch hatte er Geld. Und doch mußte sich Hill Farm bezahlt machen:

«Weil ich es nicht besser wußte, sagte ich manchmal den Männern, sie sollten pflügen, wenn sich das Wetter dazu nicht eignete, oder ich befahl ihnen, den jungen Weizen zu walzen, wenn es geschadet hätte.

Wenn ich solche Anordnungen gab, schauten sich die Männer nur an, aber waren zu höflich, um etwas zu sagen. Sie gingen aufs Feld, kamen nach einer halben Stunde zurück und sagten: «Es klappt heute nicht, Herr.»

Die Hecken waren in den Acker hinausgewachsen, manchmal bis über zehn Meter.

Wir pflügten mit unseren Traktoren zäh und unverdrossen um diese Hecken herum – von morgens früh bis zum Sonnenuntergang. Mit aufgesprungenen Händen kurbelten wir die Motoren schon beim ersten Tageslicht an. Als nach einigen Minuten der Motor warm war, schalteten wir von Benzin auf Öl um. So ging es den ganzen Tag lang, feldauf, feldab. Alle Knochen taten uns vom Vibrieren der Motoren weh, und wir wurden von den Auspuffgasen schwindlig. Vom Nordseewind waren wir durchblasen und durchfrozen, vom Sprühregen durchnäßt, aber angespornt und glücklich über die geraden Furchen, die fein säuberlich dort, wo vorher noch Wildnis gewesen war, in der guten Erde hinter uns lagen.

Abends arbeiteten wir daran, dem Haus seine alte Pracht wiederzugeben. Als wir die sechzehn Lagen Tapeten abrissen, entdeckten wir auf dem Grund eine

alte Zeitung aus dem Jahr 1832 mit einem Bericht über einen Bullen, der im Dorf Bury St. Edmunds Amok gelaufen war und einen Hund totgetrampelt hatte, bevor man ihn wieder einfing. Dann kam die eisenharte Schönheit des Eichengebälks noch mit den Kerben der Queraxt darauf zum Vorschein. Ebenso entdeckten wir einen alten Kamin und fanden in einer Ecke das Zeichen des Baumeisters, das er vor Jahrhunderten mit seinem Zirkel eingeritzt hatte.

Doë und ich unternahmen Dinge, die wir noch nie getan hatten. Wir planten und bauten unser erstes Gebäude: an einem düsteren Morgen steckten wir den Grundriß mit Ästen und einer Schnur im klitschnassen Gras einer Wiese ab. Wir hieben die Eckpflocke ein, legten die Dachneigung fest und sägten die Balken und Schutzbretter. Dabei wurden unsere Hände wund und unser Kopf wirr von der ungewohnten Arbeit. Wie dieses Haus letztlich fertig wurde, ist mir heute ein Rätsel. Aber es steht noch. Wir machten Fehler um Fehler, Doë und ich; aber jedesmal lernten wir etwas.

Sehr rasch lernten wir die bittere Lehre von jener stattlichen Kuh, die mit glänzendem Fell und vollem Euter stolz vor den Händlern und Versteigerern auf dem Dorfmarkt stand. Man nimmt sie mit nach Hause und entdeckt ein paar Tage später, warum ein so schönes Tier zu verkaufen gewesen war!

Wir hofften, unsere Kuhherde zu vergrößern, um die darbenden Felder zu düngen, die seit Jahrzehnten kaum Kuhmist gerochen hatten und zu hügelig waren, um gepflügt zu werden.

Wir zerhackten und zersägten ein Vierteljahrhundert altes, dichtes Unterholz und verbrannten das Gestrüpp. Die Asche von diesen Feuern klebte uns an Stirn und Händen. Maschinen kamen und brachen die zähe Lehmschicht auf, die sich durch jahrelanges zu flaches Pflügen über unsere Felder gelegt hatte.

Viele Erinnerungen an jene ersten Tage unseres Abenteuers auf dem Lande rauchen in mir auf – die meisten sind mit Doë verbunden.

Sie hatte immer in der Stadt gelebt. Ihre Kleider und Hüte kamen oft aus Paris, der Stadt Europas, die sie am besten kannte. Ihr Haar war gepflegt und gelockt, ihre Nägel wie ein köstlicher, blaßrosa Schatten.

Sie fürchtete sich vor dem Leben auf dem Lande; sie meinte, es würde sie zu einer Art Gemüsefrau machen.

Das Landleben zog aber den leuchtenden, unbezwingbaren Stahl in Doës Geist aus der Scheide, in welches das Fleet Street-Leben ihn gesteckt hatte.

Ich sehe sie noch jetzt, wie sie harkte und immer weiter harkte, während der Schweiß von ihrer Stirn auf die brütende Sommererde fiel, bis es Zeit wurde, das Abendessen zu richten.

Ich sehe sie noch, wie sie sich aufrichtet, mit der einen Hand den schmerzenden Rücken reibt und mit der anderen das Haar aus den Augen streicht.

Ich sehe sie noch im Winter in einem alten Regenmantel und mit einem Sack über Kopf und Schultern, ihren Körper wie einen Bogen gegen den waagrecht peitschenden Dezemberregen gespannt, wie sie aus den durchnäßten Hühnerställen die Hühner rettet und triumphierend eine Handvoll Eier für unser Mahl nach Hause bringt.

Am besten erinnere ich mich ihrer an den Abenden, wenn nach der Tagesarbeit neue Schwierigkeiten auftauchten und Pläne gemacht werden mußten: ob wir uns überhaupt weiter durchbeißen oder der Versuchung nachgeben sollten, den Hof mit Gewinn zu verkaufen.

Doë zauderte nie. Sie war von Anfang an standhaft, ruhig und aufrecht. Ihre Herzenskraft und ihr Gottvertrauen machten es anderen schwer, ihr eigene Angst zu verheimlichen oder zu behalten.

Heute sind Doës Hände aufgesprungen, rau und voller Flecken. Aber sie scheinen mir jetzt lieblicher als in den Tagen der teuren und duftenden Maniküren im Londoner Westend – lieblicher in dem Sinne, daß man sie mehr lieben muß. Denn es sind Hände, die von einem reifen Geist sprechen, der durch dunkle Tage hindurch aufrecht geblieben ist. Sie hat den Kampf mit der Not gekämpft und ihn gewonnen.»

An diesem Kampf hatten alle in der Familie ihren Anteil. Abends, wenn Philip, Anne und Anthony schon in ihren Betten lagen, hörten sie das ständige Kratzen unserer Messer, wenn wir unten an den Wänden die letzten Gipsreste von den Eichenbalken schabten. Aber frühmorgens oder an heißen Sommertagen waren die Kinder draußen und zogen Disteln und Ackersenf zwischen den Reihen des jungen Weizens heraus.

Anfangs waren kaum Helfer auf dem Hof, außer Fuller, dem Gutsverwalter, Fred, dem Pferdeknecht, und Tommy Beeton. Eines Tages war Tommy auf seinem Fahrrad den Hügel heraufgefahren und hatte Peter Howard um Arbeit gefragt. Howard sagte ihm, daß er den Hof auf der Grundlage von absoluter Ehrlichkeit zwischen Boß und Arbeiter führen wolle. Tommy nahm die Arbeit an. Ein paar Wochen später kam er zu Howard und gab ein Seil und anderes Material zurück, das er genommen hatte. Was er nicht mehr zurückgeben konnte, wolle er aus seinem Lohn zurückerstatten. Howard war damit einverstanden. Das war der Anfang einer Freundschaft, die ein Leben lang dauerte:

«Toms Gesicht, seine Arme und Hände sind von der Sonne gebräunt, vom Regen gewaschen und vom Wind vieler Jahre ledern geworden. Er kann nicht wie ein Lehrer lesen und schreiben; aber er kann den Pulsschlag der Erde fühlen. Er versteht sich auf die Tierpflege – von der Zeugung bis zum Verkauf auf dem Markt, von der Züchtung bis zum Schlachthof. Er kennt den Rhythmus jedes Feldes, vom Pflügen und Säen bis zur Ernte. Es liegt in seiner Natur,



eine plötzliche Katastrophe gegen den großen, geregelten Ablauf der Jahrzehnte und Jahrhunderte abzuwägen. Unbewußt, instinkthaft hat er etwas von Gottes Weisheit in sich.

Schüttelt man seine Hand, so fühlt sie sich knorrig und warm an, wie die Rinde eines Baumes, noch warm von der Sonne. Er kann große Lasten auf seine Schultern heben, aber auch das Stroh so fein flechten, daß es auf dem Dach jedem Wind und Wetter standhält. Seine Hände können mit dem Taschenmesser Eingriffe an Schweinen und anderen Tieren rasch und schmerzlos vollziehen, ohne Fehler und ohne Betäubung; gleichzeitig können diese Hände im Winter glühendheiße Maschinenteile mitten auf dem Feld flicken.»

Von Tom lernte Howard die Geheimnisse, die das Land in sich birgt. Diese Lehren waren ihm wertvoller als ein Kurs in der Landwirtschaftsschule. Er erfuhr von Tom nicht nur, was zu tun sei, sondern auch wann es zu tun sei. Langsam ging es mit dem Hof aufwärts. «Der alte Thorpe», ein benachbarter Bauer, schickte einmal zwei Männer und eine Fuhre Zuckerrüben nach Hill Farm. «Der junge Mann da oben hat sicher noch Schwierigkeiten, geht und hilft ihm», hatte er ihnen gesagt. Die Leute waren großzügig. Sie sagten nicht viel; aber alle wußten, daß Howard vor einem Berg stand. Sie verstanden, was es an Arbeit und Sorge kostete, bis die Zukunft von Hill Farm gesichert war.

Im Sommer 1941 konnte man sich schwer vorstellen, welchen Ausgang der Krieg nehmen werde. In Suffolk meinten viele, es könnte noch zu einer deutschen Invasion kommen. Alle Wegweiser wurden abgenommen. Niemand konnte nach dem Weg fragen, selbst wenn er in der Gegend bekannt war. Keiner gab eine Auskunft. Die Bürgerwehr war stark in Lavenham; Howard trat ihr bei:

«Wir erwarteten die Nazi-Invasion. Männer, Frauen und Kinder – wir alle – waren kampfbereit. Doch besaßen wir nichts, mit dem wir hätten kämpfen können. In unserem Teil von Suffolk hatten wir sieben Gewehre und hundertzwanzig Schuß Munition für einen Abschnitt von achtzehn Kilometer Länge und sechs Kilometer Tiefe.

Jeden Abend, wenn Doë und ich die Kinder in ihren Betten zudeckten, sagten sie: «Mummy, Daddy, kommen jetzt die Deutschen?» Doë und ich schauten uns dann über ihre Köpfe hinweg an und machten als Antwort irgend-einen Scherz.

Jeden Abend nach der Arbeit trafen sich Männer und Frauen überall in den Eastern Counties (den Provinzen Südostenglands), und es wurden selbstgemachte Bomben aus Teer, Benzin und Watte hergestellt. Wir sollten die Watte mit einem Zündholz anzünden und dann die ganze Erfindung unter einen rollenden Tank werfen – in der Hoffnung, daß er so Feuer fangen würde.

Wir hoben Gräben aus und bauten Verstecke im Gestrüpp an allen Straßen, die von der Küste wegführten, damit die Nazis uns nicht sehen könnten, bevor wir unsere selbstfabrizierten Bomben gegen sie werfen würden.

Wir versteckten Nahrungsmittel dort, wo die Deutschen sie nicht finden konnten, und bestimmten geheime Sammelpätze für den Fall einer plötzlichen Invasion.

Jede Nacht hielten wir Wacht auf unseren Kirchtürmen, an den Straßenkreuzungen und allen anderen wichtigen Stellen, falls die Deutschen plötzlich mit Fallschirmen auf uns niedergehen sollten.»

Oft war Hill Farm das Ausgangslager der Bürgerwehr. Für die Kinder war es fast alltäglich, einen Soldaten aus einem Butterfaß im Kuhstall steigen zu sehen: «Sch! Ich bin ein englischer Soldat!» Wenn aber ein Soldat aus einem Heuhaufen herauskroch, den Stahlhelm mit Stroh getarnt und «Ich bin ein Deutscher!» rief, dann liefen die Kinder voller Schrecken ins Haus.

Auf dem Schießstand außerhalb von Lavenham stand nur ein einziges Maschinengewehr. Da traf sich die Bürgerwehr zu Schießübungen. Viele waren Jugendliche, die kaum darauf warten konnten, auch «dranzukommen». Howard und Leutnant Pryke waren verantwortlich für die Zielscheiben. An einem Sommerabend, als das Schießen schon aufgehört hatte, wollten sie die Scheiben wegholen. Plötzlich ließ hinter ihnen jemand eine Salve aus dem Maschinengewehr los. Pryke und Howard warfen sich flach auf die Erde. Die Geschosse pfften dicht an ihnen vorbei. Sie hörten, wie der Feldwebel einen der Jungen am Gewehr andonnerte: «Was zum Teufel fällt dir ein?» – «Sie haben doch gesagt, ich könne drankommen», sagte der Junge. «Nächste Woche», brüllte der Feldwebel zurück. Solche Fehler kamen damals öfters vor.

Die Männer und Frauen der Moralischen Aufrüstung hatten sich zu den Streitkräften gemeldet, und es blieben nur elf Männer, um die gesamte Organisation in England aufrechtzuerhalten. Diese Männer waren in die Gruppe der «Laienprediger» eingeordnet und vom Militärdienst befreit. Der damalige Arbeitsminister, Ernest Brown, hatte wegen ihrer wertvollen Tätigkeit diese Kategorie für alle Laienmitarbeiter der verschiedenen Konfessionen geschaffen.

Nachdem im Jahr 1940 Ernest Bevin zum Arbeitsminister ernannt worden war, kündigte er an, daß jetzt sämtliche Männer der MRA einberufen würden. Das hieß, daß er die MRA jetzt in eine andere Kategorie als die übrigen christlichen Körperschaften einreichte. Die Erzbischöfe von Canterbury und von York protestierten gegen diesen Entschluß, ebenso die Vorstände der englischen Freikirchen. Bevin aber blieb bei seinem Beschluß. In den darauffolgenden

«Kampf der elf Männer» wurde Howard direkt verwickelt. In einem entscheidenden Augenblick ließ er die Farm in Doës Händen und fuhr nach London. Dies bedeutete für Doë eine riesige Verantwortung. Denn sie kannte weder die Landwirtschaft noch England gut.

P. D. H. an Doë

4 Hay's Mews, London W. 1.  
August 1941

Bis jetzt haben sich schon über vierzig Abgeordnete für unsere Sache entschieden. Ihre Zahl wächst von Tag zu Tag. Was immer der Ausgang der gegenwärtigen Verhandlungen sein wird, unsere Arbeit macht in fast allen Teilen des Landes bedeutende Fortschritte.

Ob richtig oder falsch, wahr ist es auf alle Fälle, daß ich Dich oft schmerzlich vermisse. Es ist schon eine Freude, nach so langen Jahren der Ehe und mit noch vielen Jahren vor uns, sich so tief und echt zu lieben. Du hältst mein Herz in Deiner Hand, und ich lebe in Gedanken bei Dir.

Heute morgen wurde am Radio gesagt, daß Bauern um Hilfe für die Ernte bei den lokalen Militärkommandanten anfragen können. Wahrscheinlich solltest Du dies tun.

P. D. H. an Doë

London W. 1.  
August 1941

Ein Hof ist eines der seltenen Unternehmen, in dem Mann und Frau volle Partnerschaft haben können. Anders als in fast allen anderen Betrieben können Du und ich in jeder Entscheidung, die den Hof angeht, als Mannschaft denken und handeln. Jemand muß für das Land die neue Philosophie ausarbeiten: man muß hineinstecken, statt nur herausholen; zuerst dienen und dazu in allen Einzelheiten perfekte Arbeit leisten.

Eines glaube ich noch, liebste Doë: wir haben zum erstenmal eine große Aufgabe, die wir von Anfang an zusammen erlernen können; was zum Landwirtschaftsbetrieb gehört, wieviel Weizen per Hektar zu säen ist, wie das Melken von Anfang bis zum Ende organisiert werden muß. Ich freue mich schon darauf, denn endlich werden wir wirklich im gleichen Schritt, mit gleicher Verantwortung und mit der gleichen Bestimmung vorangehen können.

P. D. H. an Doë

London W. 1.  
August 1941

Im ersten Jahr hat der Hof uns einen Verlust von £ 1 200 gebracht – ich hatte mit £ 1 000 gerechnet. Das bedeutet, daß die von uns erwartete Steuerrechnung

von £ 500 sich auf wenige Pfund reduziert hat. In der Betriebsabrechnung erscheinen £ 316, die wir letztes Jahr für Saatgut ausgegeben haben und deren Investition sich in der diesjährigen Ernte auswirken wird. Unser Buchhalter schätzte, wir hätten letztes Jahr fast £ 600 durch Abgang in unserer Herde verloren. Ich erwarte für dieses Jahr bessere Ergebnisse.

Die Verluste auf der Farm wuchsen aber ständig. Erst im Jahr 1943 trug der Hof den ersten Gewinn ein.

P. D. H. an Doë

London W. 1.  
September 1941

Dank für Deine Briefe, die mich ermutigen und stärken.

Verzeih, daß ich Dir den Eindruck gab, mich drückten Geldsorgen. Ich habe mich vergewissert, daß wir bei sorgfältigem Haushalten vom Gewinn des Hofes leben können. Aber wir müssen natürlich vorsichtig sein. Auf alle Fälle werde ich versuchen, diesen Winter zu schreiben, um damit etwas Geld zu verdienen.

Am Dienstag, dem 7. Oktober 1941, sprach Bevin in einer zweieinhalbstündigen Debatte im Unterhaus zur Frage der «elf Männer». 174 Abgeordnete hatten einen Antrag zur Unterstützung der MRA unterschrieben. Die Debatte war ernst, leidenschaftlich und manchmal giftig. Bevin hatte der Regierung mit seinem Rücktritt gedroht, falls er in dieser Debatte geschlagen würde. Die «Whips»<sup>1</sup> standen bei der Abstimmung an den Türen, und Bevin bekam, was er wollte. In der Debatte hatte er die «elf Männer» beschuldigt, sie seien Kriegsdienstverweigerer und nicht «Laienprediger». Die Tatsache, daß die öffentliche Meinung stark auf ihrer Seite stehe, sei «undemokratische Beeinflussung».

P. D. H. an Doë

London W. 1.  
8. Oktober 1941

Ich lege einen wortgetreuen Bericht über die gestrigen Vorgänge im Parlament bei. Das gleiche steht heute morgen in der *Times*.

Das wichtigste ist natürlich, daß Bevins Argumente in dieser Sache zu einer viel grundsätzlicheren Frage führen als nur die der «elf Männer» allein. Er stellt unsere ganze Arbeit in Frage – ihre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Es ist der schärfste Angriff, der bis jetzt gegen uns unternommen wurde.

<sup>1</sup> Fraktionseinpeitscher.

Doch ist er leicht zu widerlegen, sofern man es mit fair denkenden Menschen zu tun hat. Denn unsere Arbeit ist schon vielen Tausenden in der ganzen Welt bekannt. Manche mögen vielleicht die Art oder die Methode nicht, aber niemand kann daran zweifeln, daß es sich um religiöse Arbeit im umfassendsten Sinn des Wortes handelt.

Es ist eine ernste Sache, wenn ein englisches Regierungsmitglied in aller Öffentlichkeit eine Ansicht ausspricht, von der Millionen wissen, daß sie auf falschen Informationen beruht. Es ist um so ernster, als es Menschen wie mich selbst betrifft, die ihren Glauben einer engen Berührung mit der MRA verdanken. Unser Gewissen darf nicht ruhen, bis dieses Urteil rückgängig gemacht wird, und zwar genauso öffentlich, wie es verkündet wurde.

London W. 1.

P. D. H. an Doë

Oktober 1941

Gestern hat der Generalrat der Freikirchen eine einmütige und in starken Worten geprägte Resolution zu unseren Gunsten verfaßt. Diese Körperschaft vertritt ungefähr vier Millionen Menschen. Ihre Resolution kann nicht ohne Wirkung bleiben. Andererseits hat einer unserer Freunde hier vom zuständigen Minister einen Brief bekommen, dessen Ton von solcher Verstocktheit ist, daß offensichtlich nur großer Druck ihn je umstimmen kann.

Die Presse hatte der Kontroverse viel Platz eingeräumt; sie zitierte aber vor allem Bevin und andere Kritiker der «elf Männer». Andere Stimmen kamen kaum zu Wort. Howard suchte diese Angriffe mit Artikeln zu widerlegen, von denen aber kein einziger erschien. Darum begann er ein neues Buch zu schreiben, das sich in Einzelheiten mit dieser Frage befaßte. Es hieß *Fighters Ever* (Immer Kämpfer), wurde im November 1941 veröffentlicht, und über 330000 Exemplare wurden davon verkauft.

P. D. H. an Doë

Oktober 1941

Das Buch macht Fortschritte. Es ist eine langwierige und mühsame Arbeit: aber im großen und ganzen gesehen ist dieses Buch reifer und mindestens so interessant wie *Innocent Men*. Sobald die Texte bereit sind, sollst Du sie zu lesen bekommen und mir dann Deinen Rat und Dein Urteil geben – 28000 Worte, etwas über die Hälfte von *Innocent Men* – es wird einen halben Schilling kosten.

Einmal werden wir, Du und ich, abends auf dem Hof bei Lampen- oder Gaslicht zusammen ein Buch schreiben. Wir werden uns Zeit dazu nehmen, und es wird ein geschliffenes, kräftiges und herzerwärmendes Dokument sein.

David Robertson (Abgeordneter von Streatham) rief gestern aus heiterem Himmel an. Er hatte in der Debatte für uns sprechen wollen, konnte aber einfach das Wort nicht erhalten. Er war enttäuscht über den Ausgang und meinte, daß Bevin den grundlegenden und verhängnisvollen Fehler gemacht habe, nicht zu begreifen, wie nahe der Ausgang dieser Sache vielen Leuten geht.

Was die Abgeordneten betrifft, glaube ich dies: Zwar wurden einige schwächere Brüder von der Hitze des Gefechts verängstigt, doch sind die meisten unserer Freunde in ihrer Überzeugung bestärkt worden. Es mag seltsam klingen, aber ich glaube, wir haben letzte Woche – wann war es eigentlich? Ich habe jedes Zeitgefühl verloren – einen Sieg errungen. Wahrscheinlich fiel es den Aposteln auch schwer, die Kreuzigung als Sieg zu sehen. Doch war es genau das. Ebenso können aus dieser brutalen Abweisung im Unterhaus Fortschritte für unsere Arbeit wachsen.

Howard kehrte nach Hill Farm zurück. Acht Landdienstmädchen waren angekommen, um auf dem Hof zu helfen. Sie wohnten im Haus und wurden während der letzten Kriegsjahre ein Teil der Familie Howard. Einige von ihnen verloren Vater, Bruder oder Freund im Laufe dieser Zeit. Sogar für Männer war die Arbeit auf der Erde von Suffolk – meistens zäher Lehmboden – hart; für Frauen jedoch war sie besonders schwer. Sie wurden dabei stark und wettergebräunt. Obwohl man eng zusammen lebte, verlor das Haus nie die Familienatmosphäre, die Peter und Doë Howard so gut zu schaffen wußten.

Frühmorgens kamen die Männer aus dem Dorf, um die Kühe zu melken. Howard selbst machte ihnen das Frühstück, bevor sie gingen; er stand immer um drei oder vier Uhr morgens auf. Wenn eine Arbeit getan werden mußte, war er stets eine halbe Stunde früher da und ging erst weg, wenn alle anderen schon heimgekehrt waren.

In späteren Jahren, wenn er nur wenig Zeit auf Hill Farm verbringen konnte, bot er sich an Wochenenden an, die Tiere zu füttern, so daß seine Leute frei waren. Solche Tage brachten ihm wieder jene ersten Jahre in Erinnerung, wo man auf der Farm von der Hand in den Mund leben mußte. Bei seinen Tieren fand er Frieden, oft auch Weisung für den nächsten Schritt.

Ende Dezember geschahen unerwartete Dinge in Suffolk:

«Alle rüstigen Männer wurden in die Dorfhalle gerufen. Auf dem Boden standen große Holzkisten. Daraus wurde jedem von uns ein Gewehr und zwanzig Schuß Munition gereicht. Zum erstenmal seit Dünkirchen hatten wir nun etwas, womit wir uns verteidigen konnten. Unsere Herzen schlugen höher. An dieses Gefühl werde ich mich immer erinnern.

Diese Gewehre waren die ersten Waffen, die uns in den Eastern Counties aus den USA erreichten. Es war, als ob ein Freund uns in letzter Minute eine Waffe in die Hand gäbe, da wir schon mit dem Rücken zur Wand standen und uns nichts anderes als der Glaube blieb.»

Im Februar 1942 kamen die ersten amerikanischen Offiziere in England an, um für die Ankunft der 8th Airforce Vorbereitungen zu treffen. Eine Reihe neuer Flugplätze wurde in East Anglia angelegt.

«Die Flugplätze wurden oft auf Englands bestem Ackerboden gebaut. In gewissen Gegenden wuchs hier mehr Getreide per Hektar als irgendwo sonst in der Welt. Die Landvermesser, die vom Luftfahrtsministerium gesandt wurden und die Flugplätze auswählen mußten, suchten natürlich nach dem flachsten Land. Aber das ist auch das beste Land und kann am leichtesten mit Pferden und Traktoren beackert werden. Die fähigsten Bauern haben sich dort angesiedelt.

Landwirte, die seit Generationen den gleichen Grund und Boden besaßen, wurden plötzlich enteignet. Sie mußten manchmal drei oder vier Jahre lang warten, bis sie von der Regierung eine Entschädigung erhielten. Diese war natürlich weit unter dem Marktpreis ihres Besitzes, und doch klagten sie nicht.

Bald wurden kilometerlange Zementpisten dort angelegt, wo vorher hektarweise Getreide gewachsen war. Wenn die Abenddämmerung fiel, fuhren wir im Wagen um die neuangelegten Landebahnen herum und schossen mit Sportgewehren aus den Wagenfenstern auf die heimkehrenden Rebhühner.

Die ersten Amerikaner starrten uns voller Erstaunen an. Wenn wir in der Dämmerung vorbeierollten, müssen wir wirklich wie eine Wagenladung Gangster ausgesehen haben.

Die wenigsten von unserer Gegend waren je in den Vereinigten Staaten gewesen. Nun kamen die Staaten zu uns. Sie kamen in der Stunde unserer größten Not – Zehntausende junger Männer, unbekümmert, fröhlich, voller Selbstvertrauen und Mut.»

Die Kinder in East Anglia begriffen die Gefahren jener Monate kaum. Dafür war aber die Aufregung über die amerikanischen Lastwagenzüge groß: Rief man laut genug «chewing gum, Kamerad!», konnte man ein ganzes Päckchen zugeworfen bekommen. Die ersten Weihnachtsfeste, die die Kriegskinder miterleben konnten, wurden damals auf den amerikanischen Flugplätzen gefeiert. Peter Howards drei Kinder waren unter den Glücklichen, die zu einem solchen Fest gehen konnten:

«Da stand ein riesiger, geschmückter Baum. Es gab Spiele, ein Geschenk für jeden Gast, Haufen von Süßigkeiten, die sich die Soldaten von ihren Rationen abgespart hatten, und vor allem große Portionen Eiscreme.

Als die Jeeps und Lastwagen in der Dunkelheit wieder in die Dörfer zurückfuhren, purzelten die Kinder heraus, ihre Augen glänzten wie Sterne, und ihre Backen waren vor lauter Aufregung rot wie Äpfel. «Schau, was mir die amerikanischen Onkels gegeben haben! O Mummy, es war herrlich.»

Wie auch alle anderen Kinder konnten Philip, Anne und Anthony Howard es schwer begreifen, daß in den großen Bombern, die über ihre Köpfe hinweg in Richtung Deutschland dröhnten, jene jungen Amerikaner saßen, die sie eingeladen hatten, und daß davon einige nie wiederkehren würden. Die Kinder kletterten auf die hohen Heustapel hinter den Scheunen, legten sich auf den Rücken und zählten die Flugzeuge, die ostwärts flogen. Wenn sie dann das Brummen der heimkehrenden Bomber hörten, kletterten sie wieder auf den Stapel und zählten sie. Oft kamen die Bomber verkrüppelt zurück, mit einem gebrochenen Flügel; jedesmal fehlten auch einige. Schweren Herzens und unerklärlich betrübt, trottetten die Kinder in der Dämmerung dann heim.

Freunde rieten Howard, die Kinder doch nach Kanada oder Amerika in Sicherheit zu bringen, wie es Tausende von Familien taten. Er lehnte dies ab. Die Frage hatte sich schon in der ersten Woche seiner Begegnung mit der MRA entschieden. Damals hatten ihm Freunde in der Zeitung angeboten, die Reise seiner Familie nach Amerika zu bezahlen. Er hatte aber beschlossen, sie in England zu lassen. Die Leute im Dorf konnten ja auch nicht weg. Er fühlte damals, daß er ein Beispiel geben mußte. Genauso empfand er es jetzt.

In der Zeit des Londoner «Blitz» waren die Nächte über East Anglia vom Lärm der Luftschlachten erfüllt. Dann kamen jene Angriffe, bei denen Bomben und Luftminen von fliehenden Bombern auf die ahnungslose Landbevölkerung abgeworfen wurden. Eine solche Mine explodierte nur hundert Meter vom Haus entfernt. Alle Fenster wurden zerschmettert, doch das alte Tudorgebäude erzitterte nur und setzte sich wieder auf seine Grundmauern fest. Zum Schluß kamen dann noch die V1- oder *Doodle-bugs* mit blinkendem Licht und hohem Summton. Manchmal setzte der Motor aus, bevor sie über London waren, und sie fielen lautlos durch die Nacht. Meistens aber begann der Summton nach ein paar Sekunden wieder. In dieser kurzen, aber ewig scheinenden Pause lagen die Kinder wie erstarrt in ihren Betten, die Finger in den Ohren. In solchen Augenblicken war Anthony der Philosoph: «Es hat doch keinen Sinn zu heulen», sagte er, «es hat schon Bums gemacht, und uns kann nichts mehr passieren.»

Howard ging Schwierigkeiten nicht aus dem Weg – so wollte er es auch für seine Kinder. Es steckte in ihm die Leidenschaft, der Angst ins Auge zu sehen,



auch dem armseligen Essen und dem Mangel an heißem Wasser. Für die kargen Speisen erfand er magische Namen, so daß die Kinder sie aßen. Jeden Morgen schickte er sie mit einem Ponywagen nach Lavenham zur Schule. Abends brachten sie oft ein Nachbarskind mit, für das trotz der vielen Leute auf dem Hof immer noch ein Platz am Tisch gemacht wurde. Die Kinder mußten das Geschirr für die fünfzehn Menschen, die zu den Mahlzeiten kamen, abgewaschen, abgetrocknet und alles aufgeräumt haben, bevor sie spielen durften. Über diese Disziplin wurde manchmal gemurrt, aber sie wurde nie bedauert.

Im Haus herrschte Fröhlichkeit und doch Ruhe. Howard war oft zu Scherzen und Späßen aufgelegt; aber unnötigen Lärm konnte er nicht leiden – das Türenschielen, das Rennen durchs Haus und lautes, grelles Lachen. Hörte er es doch, so ging er direkt zu den Schuldigen und sagte ihnen seine Meinung. Am nächsten Morgen sprach er nochmals kurz davon, danach geschah es selten wieder.

Als junger Mann war er sehr unpünktlich gewesen, jetzt wurde er äußerst genau. Keine Mahlzeit wurde angefangen, bis nicht alle da waren. Wer zu spät kam, mußte den Ärger und die Entrüstung der Hungrigen auf sich nehmen. Howard selbst hatte die Arbeitskleider abgelegt und erschien pünktlich zu jeder Mahlzeit.

Trotz der Schatten des Krieges herrschte viel Freude auf der Farm. Die Arbeit auf dem Feld war schwer. Der Verlust auf dem Hof betrug £ 2614 in den ersten zwei Jahren. Seine Angst und Sorgen zeigte Howard aber den Kindern nie. Er war ein wunderbarer Vater. Nach der Arbeit organisierte er oft ausgelassene Spiele, die man mit Energie betrieb. Howard war nicht dafür, ältere Leute der Kinder wegen verlieren zu lassen. Jeder mußte spielen, um zu gewinnen. Sicher war er oft erschöpft, zeigte es aber nie. Gab es ein Wettrennen, so hüpfte er auf seinem gesunden Bein, und die Kinder liefen neben ihm her. Er konnte auf dem einen Bein fast zwei Meter vierzig weit springen. Sogar als seine Kinder schon Teenager waren, konnte er sie in einem solchen Rennen noch schlagen.

An den langen Winterabenden erfand und erzählte er köstliche Tiergeschichten. Die Hauptfiguren waren natürlich allen auf dem Hof bekannt. Als die Kinder in Internatsschulen kamen, schrieb er ihnen jede Woche eine Fortsetzung dieser Geschichten. Später machte er daraus ein Märchenspiel für seine Enkel.

Howard war nicht nur streng in seiner Disziplin, er hatte auch ein ungewöhnlich tiefes Verständnis für Menschen. Man konnte leicht mit ihm reden und doch auch lange mit ihm über die Felder gehen, ohne daß ein einziges Wort fiel. Er liebte das Land mehr als alles, aber er wollte es nicht mehr als Zuflucht gebrauchen:

«Als ich den Hof kaufte, war er in die unterste Stufe C eingereiht. Im allgemeinen wurden einem in dieser Kategorie die Höfe abgenommen und während des Krieges von einem besonderen Komitee verwaltet. Da ich aber neu in der Gegend war, gab man mir eine Frist. Sie wollten abwarten und sehen.

Eines Tages fuhr ein paar Herren in einem Wagen auf dem Hof vor. Es waren Mitglieder des Komitees, die unser Land besichtigen wollten. Schweigend gingen wir von einem Feld zum anderen. Sie stellten einige Fragen über den Stand des Getreides und machten sich Notizen. Dann schüttelten wir uns die Hand, und ihr Wagen fuhr wieder ab. Einen Monat später erhielt ich folgenden Brief:

Sehr geehrter Mr. Howard,

Wir haben die Freude, Ihnen mitteilen zu können, daß auf Vorschlag des Distriktkomitees Ihre Farm jetzt in die Kategorie A eingestuft wird. Wir möchten Ihnen hiermit auch unsere Anerkennung aussprechen. Ihre Mühe hat sich gelohnt.

Ihr ergebener

gez. ein Mitglied des Komitees

Die Kategorie A ist die höchste, die man in unserem Distrikt erreichen kann. Doë und ich schauten uns über den Tisch an. Es war uns also gelungen. Wir wußten nun, was immer mit uns in Zukunft geschehen würde, ob wir auf dem Land oder in der Stadt lebten, arm oder reich waren, für uns würden die Dinge nie wieder dieselben sein.»

Die Erfahrungen, die Howard durch sein Ringen um den Boden erlangt hatte, waren unschätzbar. Von nun an konnte er auch Tausende von Kilometern entfernt sein und doch seinen Leuten genaue und zuverlässige Anweisungen geben.

Als Howard 1965 starb, war der Verdienst aus der Farm pro Jahr auf £ 6000 gestiegen. Zwei Jahre später betrug er über £ 9000. Aber 1943 war Howards Hauptsorge, wie er für England mehr Nahrung erzeugen konnte, in einer Zeit, da die Ernährungslage verzweifelt ernst war.

Hunderte von Menschen besuchten Hill Farm während des Krieges. Manche hatten Howards Bücher gelesen. Alle hatten gehört, daß eine einzigartige Atmosphäre auf diesem Hof herrsche. Viele nahmen etwas von diesem Geist mit.

Die Ankunft deutscher Kriegsgefangener, die zur Arbeit auf die Bauernhöfe in ganz England eingeteilt wurden, verursachte nur wenig Aufregung. Die Leute auf dem Land sind von Natur aus zurückhaltend. Den Howardkindern aber machten sie Angst. Sie hatten von den Deutschen nur als von «den Feinden» gehört, und nun waren sie auf Hill Farm. Als Rudi und Willi an

jenem Morgen aus dem Lastwagen stiegen, mußten sie diese drei kleinen, dunklen Augenpaare, die sie anstarrten, etwas beunruhigend finden. Die beiden Männer arbeiteten still und gründlich. Der Lagerkommandant hatte angeordnet, daß man ihnen nichts zu essen geben und sie nicht ins Haus einladen solle. Sie sprachen fast kein Englisch und dachten automatisch, daß niemand mit ihnen sprechen wolle. Statt dessen versuchte Howard, sich mit ihnen anzufreunden. Das brauchte einige Monate. Howard schrieb an den Kommandanten und bat um Erlaubnis, ihnen jeden Tag eine warme Mahlzeit zu geben. Sie wurde gewährt. Willi und Rudi konnten eine solche Mahlzeit gebrauchen – sie aßen mit Heißhunger.

Wenn Willi und Rudi manchmal an einem Frühlingsmorgen die lange Reihe von Zuckerrüben entlang hackten, liefen die Kinder mit aufs Feld. Plötzlich hörten die Männer von weitem den Lärm deutscher Flugzeuge. Sie erkannten ihn lange vor allen anderen, denn sie waren in der Luftwaffe gewesen. Ohne Zögern nahmen sie Anne und Anthony unter den Arm. «Schnell, schnell», riefen sie und liefen mit den Kindern zu einem Graben. «Still jetzt», sagten sie. Die Kinder blieben regungslos, bis der schwarze Schatten vorübergeglitten war. Dann lachten sie vor Erleichterung auf und liefen aufs Feld zurück. Rudi und Willi folgten ihnen lächelnd und kopfschüttelnd nach. Den Kindern entging die Ironie solcher Augenblicke. Aber Howard war den Männern dankbar.

Am 17. September flog Howards Bruder John mit seinem Fallschirmjägerregiment nach Arnhem:

«An diesem Herbstmorgen ging ich zwischen noch duftenden Hecken einen versteckten Pfad entlang zur Arbeit. Generationen mit schweren Arbeitstiefeln hatten die Erde hier hartgestampft.

Ich nahm meine Mistgabel und begann den feuchten schwarzen Mist aus den Ställen in einen Schubkarren zu schaufeln.

An diesem Morgen konnte ich bei meiner Arbeit nicht singen. Mein Rücken fing an zu schmerzen, und mein Herz schmerzte auch im Gefühl einer unheilvollen Vorahnung – denn über mir, Stunde um Stunde, in ununterbrochenen Verbänden flogen die Schlepper mit ihren Gleitflugzeugen ostwärts gegen Arnhem. In einem dieser Flugzeuge war mein jüngerer und einziger Bruder.

Ob John wohl auf unsere Farm herunterschaute? Er kannte den Hof und liebte ihn. Er hatte mit uns Rebhühner gejagt und war mit mir über die Felder gegangen. Noch vor wenigen Wochen hatte er geschrieben und angefragt, ob er nach dem Krieg hier arbeiten könne.

Ich konnte ihn mir gut vorstellen – so fröhlich und tapfer. Ich richtete meinen steifen Rücken auf, stützte mich auf meine Gabel und strengte meine Augen an, um jene Himmelskavallerie vorüberziehen zu sehen.

Seine Augen waren blaugrün, und sein Haar war goldblond. Den ganzen Krieg hatte er bisher mitgemacht: als Gefreiter in der Artillerie, dann in Kommando-Raids auf die Inseln des Ärmelkanals und die Lofoten; später wurde er Offizier im Royal Sussex Regiment, wurde in Alamein verwundet und war nun Hauptmann in jener Luftlandedivision auf dem Weg nach Arnhem. Als ich ihn das letzte Mal sah, sagte er: «Es wird mehr als einen Nazi brauchen, um mich zu erwischen.»

John kam nicht aus Arnhem zurück. Die meisten seiner Kompanie fielen. Sie standen genau im Kreuzfeuer der Schlacht. John war rasend über den Tod so vieler seiner Freunde. Zuletzt wurde er von einem englischen Späher gesehen, drei Kilometer von der Hauptkampflinie entfernt. Er war allein in einem Graben und schoß aus dem Hinterhalt auf den Feind. Der Späher schlug ihm vor, doch zur Hauptkampflinie zurückzugehen. «Danke, mir geht es gut hier», antwortete John. Der Späher gab ihm etwas Zwieback und ein Stück Käse und ließ ihn dann, von Feinden umgeben, in seinem Graben allein.

Es ist schwer, sich einen so jungen und temperamentvollen Menschen wie ihn jetzt still unter der Erde vorzustellen. Viele unter uns haben in so vielen Ländern heute solche unschätzbaren Erinnerungen – wie kostbare Perlen auf dem ewigen Faden unseres Gedächtnisses – an jemanden, den wir eine Weile geliebt und dann verloren haben.

Für mich ist das schwerste an dieser schmerzvollen Trennung der Gedanke, wie anders ich gehandelt hätte, wenn wir jetzt noch zusammen wären. Hätte ich doch das nicht gesagt... hätte ich nur dies nicht getan... hätte ich nur... Ich hatte diesen Jungen so sehr geliebt und es ihm oft so wenig gezeigt.»

Willi und Rudi teilten Howards Kummer um den Verlust seines Bruders. Es fiel ihnen nicht leicht, es auszudrücken. Und dennoch kam es in stockendem Englisch heraus: «Es tut uns leid.»

Das Jahr 1944 ging zu Ende. Willi und Rudi waren ein Teil der Familie geworden. Es war eine echte Freundschaft. Der Krieg schien gottlob dem Ende zuzugehen. Vielleicht konnten die deutschen Kriegsgefangenen bald heimkehren. Howard schrieb an das Kriegsministerium und bat um die Erlaubnis, Willi und Rudi zum Weihnachtstag auf Hill Farm einzuladen. Es war eine ungewöhnliche Anfrage, und erst nach langem Hin und Her wurde die Erlaubnis erteilt.

Für die Familie Howard war es für die nächsten zwei Jahre das letzte gemeinsame Weihnachten. Die Vorbereitungen für das Fest waren aufregend. Warme Mützen und Socken wurden für Willi und Rudi gestrickt, der Baum wurde auf deutsche Art mit roten Äpfeln geschmückt, und die Kinder lernten das *Stille Nacht*. Alle Knechte wurden mit ihren Frauen eingeladen, die Mädchen vom

Landdienst kamen, die Nachbarn und alle anderen, die die Howards in den Kriegsjahren kennengelernt hatten.

Das Staunen auf Willis und Rudis Gesichtern, als sie in das warme Wohnzimmer kamen, wird unvergeßlich bleiben. Sie konnten es kaum glauben – es war wie ein Traum. Sie saßen verlegen am Tisch, aßen von Porzellantellern und mit Silberbesteck – längst vergessene Dinge. Nach dem Essen saßen sie um den Baum und schrieben die ersten Briefe an ihre Familien in Ostdeutschland. Dann öffneten sie ihre Geschenkpakete und hörten den Weihnachtsliedern zu. Nach und nach begannen sie deutsche Weihnachtslieder zu singen. Die Kinder sahen zum erstenmal erwachsene Männer weinen.

Bald nachher verließen Willi und Rudi England. Zweimal noch schrieben sie von zu Hause. Dann nicht mehr. Aber sie erzählten ihren Freunden: In England, da war ein Hof, der war anders. Dort fühlten wir uns zum erstenmal nicht als Gefangene.

Im Mai 1945 kam der V.-E.-Tag (*Victory-over-Europe Day*), und im Juli fanden die Parlamentswahlen statt, in denen Churchill geschlagen wurde und eine Labour-Regierung an die Macht kam. Peter Howard hatte für Churchill gestimmt. Wäre John Howard am Leben gewesen, hätte er für Attlee gestimmt:

«John hatte sein ganzes politisches Hoffen auf die Labour Party gesetzt. Er sagte mir auch warum: «Ich weiß wenigstens, wofür die Labour Party steht. Sie will Gerechtigkeit für dich und mich, genug zu essen, ein Heim und Arbeit für alle, die arbeiten wollen. Sie ist für gleiche Chancen für alle und für eine gerechte Verteilung des Reichtums in der Welt – nicht Zigarren im Ritz Hotel für die einen und Hungersnot in den Rhondtdälern für die anderen; nicht eine gebratene Gans für die einen und Almosen für die anderen. Ob sie es allerdings erreichen wird, weiß ich nicht.»

Ich erinnere mich, wie er einmal etwas wehmütig an einer Pfeife zog, die viel zu groß für ihn war: «Weißt du, draußen in der Wüste mit der Achten Armee, da herrschte ein toller Geist. Das war echte Kameradschaft. Könnten wir nur diesen Geist behalten, wenn der Krieg vorbei ist – aber wahrscheinlich ist das für Friedenszeiten ein Ding der Unmöglichkeit.»

Jetzt ist die Labour Party an der Macht, die Partei, auf die John seine politischen Hoffnungen gesetzt hatte. Sie hält die Träume nicht nur der Männer wie John in ihrer Hand, die für die Freiheit in fremden Ländern, auf fremden Meeren und unter fremdem Himmel starben, sondern auch die Sehnsucht der Männer jeder politischen Schattierung, die jetzt heimkehren, um die neue Welt zu bauen, nach der wir uns alle sehnen.

Im englischen Volk ist ein gewisses Maß an Zynismus weit verbreitet; der Glaube, daß Kriege vielleicht unvermeidlich sind, daß wir doch nie die Welt



Dr. Frank Buchman und  
Peter Howard in Amerika  
1960



Der US-Abgeordnete  
John F. Powers,  
S. E. Kardinal Cushing  
und Peter Howard in  
Boston 1964



Peter und Doë Howard in  
Tokio 1963



Howard und Rajmohan  
Gandhi 1964

haben werden, die wir uns für unsere Kinder wünschen, daß die Menschheit wie ein stummes Tier in einer Falle sitzt, auf ewig verdammt, in Unsicherheit und Verzweiflung zu leben.

Diese Politik der Resignation nehme ich nicht hin. Die Labour Party und mit ihr die englische Arbeiterschaft hat heute eine goldene Chance von Millionen von Menschen anvertraut bekommen. Es ist eine einzigartige Gelegenheit, zu einer Zeit, da die Konflikte und Gefahren dunkler sind als je in unserer Geschichte. Aber die Tatsache allein, daß Labour an der Macht ist, reicht an sich nicht aus, um ein neues Zeitalter einzuleiten.

Nein. Labour regiert uns – aber von welchen Ideen wird die Labour Party regiert? Wird es eine Arbeiterschaft sein, die, von Gott geführt, unsere Welt neu gestaltet – oder wird die Arbeiterschaft an der Nase herumgeführt und wird das Schlamassel wieder von vorne anfangen?»

1945 veröffentlichte Peter Howard zwei Bücher. Das erste, *Ideas Have Legs* (Ideen haben Beine), wurde während der letzten Jahre in Hill Farm geschrieben. Es hatte schlagartigen und dauernden Erfolg. Unzählige in der ganzen Welt verdanken diesem Buch einen neuen Anfang für ihr Leben. Das andere Buch hieß *Men on Trial* (Männer vor Gericht) und war eine Sammlung von Porträts der führenden Politiker der ersten Nachkriegsjahre.

Howard beendete *Men on Trial* im September und fuhr sofort danach zum erstenmal nach Amerika. Er wollte dort einen Mann treffen, den er noch nicht kannte, der aber schon mehr als irgendein anderer sein Leben beeinflußt hatte. Dieser Mann hieß Frank Buchman.



## IO

**D**er Herbst 1945 brachte vielen tausend Familien ein Wiedersehen. Für Peter Howard begann damals eine zwanzig Jahre dauernde Arbeit; in dieser Zeit konnte er nur wenige Monate zu Hause mit seiner Frau und den Kindern verbringen. Es war nicht seine eigene Wahl; sie zu verlassen fiel ihm jedesmal sehr schwer. Aber es gehörte zu seiner Verpflichtung. Er sagte oft: «Mein Leben gehört nicht mir selbst.» Von nun an gab er seine Zeit und seine Kräfte unaufhörlich anderen Menschen.

Howard reiste mit drei Freunden nach Amerika: mit George Light, dem Vorsitzenden des Englischen Gewerkschaftsklubs, Roland Wilson, dem Geschäftsführer der Moralischen Aufrüstung in England, und Andrew Strang. Sie gingen in Fowey (in Cornwall) an Bord des Liberty-Schiffes «David B. Johnstone», das dreißig Passagiere und eine Ladung Kaolin nach Portland im US-Staat Maine beförderte. Doë begleitete ihren Mann nach Cornwall; die Trennung fiel ihr besonders schwer. Das Leben nach dem Krieg war in England nicht einfach. Zu den meisten Familien kamen endlich die Männer heim und konnten helfen. Doë hatte drei Kinder und mußte nun die Farm allein bewirtschaften. Peter Howard schrieb ihr beinahe jeden Tag.

P. D. H. an Doë

An Bord  
September 1945

Unter unserem Schiff ist das Meer zweitausend Faden tief. Man spricht so leicht von dreitausend Meilen Ozean; aber um diese ungeheure Distanz zu erfassen, muß man sie einmal auf einem Schiff hinter sich bringen. Seit unserer Abfahrt ziehen Vögel ununterbrochen hinter uns her.

Unsere Schiffsroute heißt der Große Kreis. Da die Erde rund ist, ist sie um hundertdreißig Meilen kürzer als die scheinbar direkte Route. Wir haben einen stürmischen Tag hinter uns und mußten zweimal den Kurs wechseln, da das Schiff böß schaukelte.

Der Kapitän spricht noch immer von Dir. Du siegst eine wunderbare Frau, meint er – ich natürlich auch. Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß ich immerzu an Dich denke und daß mich während des Tages die Geräusche und Gerüche

von Hill Farm nicht verlassen. Wenn ich die Augen schließe, ist es mir, als ob Du jeden Augenblick über das Deck auf mich zukommen würdest. Unsere Familie ist mir unendlich kostbar, und Du hast Dein Herzblut darein gelegt. Glaub mir, das wärmt das Herz und ich fühle mich als ein Teil von Euch, wie weit ich auch von Euch entfernt bin.

P. D. H. an Doë

An Bord

September 1945

Es ist doch ein Geschenk Gottes, daß man trotz allem Trennungsschmerz seinen Lieben über dreitausend Meilen Ozean näher sein kann als so manche, die miteinander am selben Kamin sitzen.

Von den einundzwanzig Soldaten, die mit diesem Schiff den europäischen Kriegsschauplatz verlassen, kehren fünf nur heim, um sich von ihrer Frau scheiden zu lassen. Jeden Abend holt der Zahlmeister seine Medikamente und verabreicht sie den Geschlechtskranken. Allem Anschein nach sind es recht viele. Einer der Männer war vier Jahre und zwei Monate in Übersee und kehrt mit kaum anderthalb Dollar in der Tasche zurück. Sie rechnen die Zukunft in Dollarnoten aus – alles setzen sie in Dollars um. Trotzdem muß man sie gern haben, diese tatkräftigen und unabhängigen jungen Männer.

Die Verluste an Menschenleben waren in diesem Krieg für die Demokratien leichter als im letzten. Aber sie mußten einen viel höheren moralischen Tribut zahlen: für Millionen ist heute Unrecht nicht mehr unrecht.

Die Labour Party ist aus echter Menschenliebe, nicht aus Haß entstanden. Ihre wahre Kampflinie heißt Liebe gegen Haß, Brüderlichkeit gegen Bitterkeit, Gottes Plan gegen menschlichen Intellekt und Gottes Herrschaft gegen Klassenherrschaft. Ohne Änderung wird alles beim alten bleiben, nur das Tempo nicht, mit dem sich die Probleme vermehren und die Menschheit spalten. MRA bedeutet rascheres Handeln, radikal veränderte Menschen und einen resoluten Angriffsgeist.

Wir werden erkennen müssen, daß die Demokratie selbst im Niedergang ist, auch wenn sie Diktatoren mitsamt ihrer Macht und Waffengewalt bezwungen hat. Echte Demokratie gibt es heute seltener als zu irgendeiner anderen Zeit in den letzten hundert Jahren. Im Krieg konnte das Parlament rasche, überzeugende und einmütige Entschlüsse fassen. Die Gefahr war so drohend, daß sowohl einzelne wie auch die Parteien ihren Eigennutz begruben. Der Friede aber hat jenen Funken Selbstlosigkeit, den die Gefahr angefacht hatte, schon ausgelöscht.

Es ist interessant, daß alle Mächtegern-Diktatoren im Austausch für persönliche Freiheit materiellen Wohlstand anbieten. Diese Wohlstandsgier kann

den Tod der Demokratie bedeuten; die Diktatoren wissen es und nützen es aus. Demokratie ist eine Lebenshaltung. Wo immer ein starkes, partikularistisches Selbstinteresse bestrebt ist, auf Kosten des Ganzen zu profitieren, bricht die Demokratie zusammen. Wenn sich viele den materiellen Wohlstand als Hauptziel nehmen, ist die Freiheit schon beinahe verloren.

Das Ziel der Labour Party war es, an die Macht zu kommen. Diese Macht ist aber auch alles, was sie bis jetzt erreicht hat. Ob die Labour-Regierung steht oder fällt, hängt davon ab, ob sie in England ein neues moralisches Klima schaffen kann.

Das Gegenteil von moralischer Aufrüstung ist jene Demoralisierung, die durch Europa und die Welt fegt. Die Völker werden rascher an dieser Demoralisierung zugrunde gehen als am Einmarsch fremder Armeen. Moralische Aufrüstung ist nicht nur eine Wahl zwischen Gut und Böse. Sie entscheidet über Leben und Tod.

Ich bin dankbar für Dich, Doë. Dein Herz und Dein Heim umspannen die Welt.

Wir werden bald anlegen, so muß ich schließen. Denke an meine Eltern und an Pamela am 17. September, dem Jahrestag von Arnhem.

Am 16. September 1945 kam Howard in Amerika an. Zuerst fuhr er nach Mackinac Island in Michigan, um Frank Buchman dort zu treffen.

Die Begegnung zwischen Buchman und Howard verlief überraschend, denn beide Männer waren an Alter, Herkunft und Anschauung sehr verschieden. Buchman war darauf gefaßt, einen jungen, anmaßenden Fleet Street-Journalisten zu treffen; er entdeckte aber einen Charakter und eine Tiefe, die ihn erstaunten. Howard hatte erwartet, einem ernsten, kränklichen Mann zu begegnen; denn Buchman war siebenundsechzig und hatte zwei Jahre vorher einen Schlaganfall erlitten, der nicht ohne physische Folgen geblieben war. Statt dessen entdeckte er einen Verstand und Witz, eine Energie und einen Realismus, die ihn überraschten. Howard wurde von Buchman sofort mitten in die Arbeit gestellt und blieb nur wenige Tage in Mackinac. Während der sechs Monate, die er in Amerika und Kanada verbrachte, besuchte er über zwanzig grössere Städte.

P. D. H. an Doë

Montreal  
September 1945

Seit unserer Ankunft habe ich buchstäblich keinen Augenblick für mich allein gehabt. Es ist eine fabelhafte Zeit, aber auch die härteste Arbeit, die man mir je gegeben hat.

Welch ein Land der erstaunlichen Fülle ist doch Amerika! Es schwimmt in Milch und Honig. Die zweitklassigen Hotels in der Provinz bieten Mahlzeiten und einen Service, wie man sie heute in London nirgends mehr findet.

Unser Schiff lief in Portland an der felsigen Küste von Maine ein. Die Schiffsbesatzung hatte Lobeshymnen über das amerikanische Wetter gesungen; paradoxerweise lagen wir dann längere Zeit wegen dichten Nebels außerhalb des Hafens vor Anker.

Die nächtliche Bahnfahrt nach New York machte mir Spaß. Wir fuhren durch New England, und alle Ortsnamen waren englisch. Stell Dir vor, wie mein Herz schlug, als wir in Haverhill ankamen und der Schaffner den Ort im echtsten ostenglischen Akzent aussprach! Die Wagen sind fast genau wie die unseren, nur sind sie klimatisiert und haben heißes Wasser, Handtücher und Seife in der Toilette. Diese kleinen Dinge machen einem einen starken Eindruck, wenn man zum erstenmal nach Amerika kommt.

New York ist wie aus Stahl, überwältigend und diabolisch. Du kannst Dir das Klima hier und in Washington nicht vorstellen – eine dampfende Hitze, so daß man in Schweiß gebadet aufwacht und den ganzen Tag über so bleibt. Die meisten Gebäude haben Klimaanlage.

Steht man auf dem Dach des Empire State Building, so ist es, als ob man auf der Spitze eines Riesenzahnes mitten in einem weit offenen, dampfenden Maul balancieren müßte. Da oben begreift man die Gewalt der Versuchungen Christi. Alle Städte der Welt liegen dir zu Füßen; die *Queen Mary* im Hafen sieht wie ein Spielzeug aus; Wolkenkratzer, zwei- oder dreimal so hoch wie die Nelsonsäule in London, sehen wie winzige, kümmerliche Straßenlaternen aus, und Autos ziehen wie disziplinierte Ameisen durch Staubfurchen, die in Wirklichkeit viel breitere Straßen als unser Whitehall sind. «Alle Städte der Welt will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest», sagte Satan. In gewisser Hinsicht hat New York genau das getan. Unvorstellbarer Reichtum, aber etwas Metallenes haftet selbst den Gebäuden und den Gesichtern der Menschen an – ein Hetzen, Drängen, Stoßen und Kassieren. Vor allem Kassieren. New York ist das Mekka derer, die den Mammon anbeten. Es ist so explosiv wie eine Atombombe. Sein Vorwärtsdrang, seine Energie und Kraft sind kolossal – beinahe unglaublich. Es erscheint einem heute wie die Verkörperung eines Alptraums. Aber es könnte zu einem Kraftwerk werden, das die Träume der Menschheit verwirklicht.

Die Amerikaner sind prächtige Menschen, gerade und vital. Sie lassen nicht mit sich spaßen, sind scharfsinnig und von einer köstlichen Offenherzigkeit.

Ich schicke ein paar Geschenke für die Kinder: den Zauberkasten für Philips Geburtstag, die Buntstifte für Annes Geburtstag; die anderen kleinen Sachen sollen Anne und Ant bekommen. Ich denke oft an sie.

Washington D. C.  
Oktober 1945

P. D. H. an Doë

Washington wird Dir gefallen. Mit seinen schönen, breiten Boulevards und den alten, weißen Häusern aus dem 18. Jahrhundert, die hinter gepflegten Rasenflächen stehen, hat es eine erstaunliche Ähnlichkeit mit Paris.

Kanada ist ganz anders, ein Land der Überraschungen. Grenzenlose Gebiete sind noch nicht erforscht oder zumindest noch nicht erschlossen. Elf Millionen Menschen leben in einem Land, das mindestens zweihundertfünfzig Millionen erhalten könnte. Meilenweiter Urwald, den der Herbstfrost mit großen ockerfarbenen, roten und goldenen Strichen bemalt hat.

Wenn man fern von der Heimat ist, beginnt man sie und ihre Menschen weit mehr zu lieben als zuvor.

Mackinac Island  
8. Oktober 1945

P. D. H. an Doë

Es ist schon spät, ich sitze im Bett mit dem Schreibblock auf den Knien, denn am Donnerstag fliegt ein französischer Freund zurück und nimmt diesen Brief mit.

Am Samstagnachmittag tat Buchman etwas, was typisch für ihn ist: Vierhundert Leute waren hier, dazu eine Anzahl von Menschen, die die ganze Zukunft entscheiden können, und niemand hatte eine klare Vorstellung, was man mit ihnen machen sollte. Da wandte sich Buchman zu mir und sagte: «Peter, übernimm du das Meeting», und fügte mit lebhafter Stimme hinzu, «alles hängt davon ab, wie du es machst.» Dann ging er weg. Zum erstenmal wurde mir zwei Stunden lang die ganze Sache angehängt.

Am kommenden Samstag haben wir eine große Veranstaltung in Grand Rapids. Ich soll im Rathaus dort zu dreitausend Leuten sprechen. Ich bin etwas müde, denn wir haben ein ziemlich hektisches Programm.

Gott segne Dich und die Kinder und die ganze Familie. Du fehlst mir jeden Tag sehr, das weißt Du.

Mackinac Island  
11. Oktober 1945

P. D. H. an Doë

Buchman verschwendet niemals Zeit damit, den Mantel nach dem Wind zu hängen. Es interessiert ihn nicht. Seine Kommentare würden so manche, die sich über Härte beklagen, aus der Haut fahren lassen – und doch ist keine Härte in dem, was Buchman sagt.

Er möchte Dich gerne bald kennenlernen und interessiert sich für jede Kleinigkeit, die ich ihm von Dir und den Kindern erzählen kann. Neulich kam er zu mir und sagte: «Peter, du wirst der Drummond<sup>1</sup> nicht nur für diese Generation, sondern auch für die Welt werden.» Ich erwiderte: «Dann mußt du mir helfen, Frank.» Er antwortete: «Ja, das will ich.»

Vorgestern abend ging ich zu einem Fußballmatch. Es spielten Oberschüler, und wir saßen inmitten von ungefähr achttausend Teenagern – niemand schien älter als siebzehn zu sein. Sie sahen genau wie unsere jungen Leute aus, die nachts durch Picadilly ziehen. Es war ein Meer von Gesichtern, manche mit falschen Augenwimpern; die Jungens, einige nicht älter als Philip, sahen aus wie wilde Falken. Verschiedene waren betrunken. Die Jugend hier ist auf einer abschüssigen Bahn: Sex, Trinken, auch Rauschgift, sagte man mir. Darunter aber spürt man fast schmerzlich, wie voller Tatendrang und frischen Mutes sie eigentlich sind, dabei so nachdenklich und liebebedürftig. Sie brauchten die Leitung einer älteren Generation, die aber selbst die Richtung verloren hat.

Peter Howard sandte seiner Mutter zum Geburtstag ein Exemplar seines Buches *Ideen haben Beine* und legte ein Gedicht bei, das er für sie geschrieben hatte. Über seinen Bruder John wußte man noch immer nichts, doch wurde angenommen, daß er gefallen sei.

Evangeline Howard an P. D. H.

Wealden Way, Bexhill-on-Sea  
11. November 1945

Dein schönes Gedicht hat mich glücklich gemacht. Wahrscheinlich hat keine andere Mutter eine, wie ich fürchte, so unverdiente Huldigung bekommen. Aber laß es gut sein, es hat mein Herz sehr erfreut.

Heute ist Gedenktag für alle Gefallenen, aber ich kann all die Andachten und Gottesdienste nicht ertragen, so schreibe ich lieber Dir. Wir vergessen John nicht; aber wir sprechen nie von ihm. Wenn er vor mir hinübergegangen ist, wird es schön sein, ihn dort wiederzusehen. Auf alle Fälle glaube ich und war dessen stets gewiß, daß alles, was geschieht, zu unserem Besten dient; wie rebelliert man aber manchmal gegen dieses Beste!

Das Buch habe ich schon zweimal gelesen. Es ist weitaus das beste, das Du bisher geschrieben hast. Vater ist auch dieser Meinung. Es ist ein wunderbares Buch und wird viel Gutes tun. Unser eigenes Exemplar mit Deiner mir so

<sup>1</sup> Henry Drummond, berühmter Professor an der Universität Edinburg, der am Ende des letzten Jahrhunderts vielen Studenten zu einem Glauben verhalf.

teuren Widmung leihe ich auf keinen Fall aus. Ich kaufe noch drei Exemplare dazu.

Bei allem, was Du tust, um die lieben Kinder vor einem weiteren Krieg zu bewahren, stehe ich mit ganzem Herzen zu Dir. Was hat denn schon der Tod unseres lieben John geholfen? Es kann ja auch sein, daß ihm viel Schweres erspart geblieben ist. Die Welt ist in einem entsetzlichen Zustand. Doch Sorge Dich nicht, bald kommt der Frühling.

In herzlicher Liebe,

Deine Mum

Dieser Brief bereitete Howard große Freude. Seit 1940 hatte seine Mutter mit aller Macht versucht, ihren Sohn von seiner Verpflichtung zur MRA abzubringen. Als er sie einmal mit Doë in Bexhill besuchte, wurde sie so heftig, daß Howard sich entschloß, für eine Weile von weiteren Besuchen abzusehen. Seine tiefe Liebe für sie blieb unverändert; aber es konnte keinen Frieden geben, solange sie nicht verstand, daß seine Bindung an Gott vor seiner Bindung an sie kam. Unterdessen hatte sie es begriffen.

Bisher hatte Evangeline Howard oft der Kritik geglaubt, die gegen ihren Sohn vorgebracht wurde. Am 29. Dezember 1945 erschien in der Londoner *Times* ein Brief, der mithalf, ihre Meinung zu ändern. Die Unterzeichner dieses Briefes waren Lord Ammon, Vizepräsident des Oberhauses; Harold Clay, Vorsitzender der Londoner Labour Party; der Bischof von Lichfield; Lord Courthope, Präsident aller konservativen Organisationen; Sir Lynden Macassey, Direktor der Reuter-Presseagentur; Sir Cyril Norwood, Rektor des St. John College in Oxford, und Sir David Ross, Provost des Oriel College in Oxford. Dieser Brief handelte von einem Geheimbericht, der 1935 vom Gestapo-Hauptquartier verfaßt und 1942 an alle Gestapo-Einheiten verschickt worden war. Darin wurden die Gestapo-Leute vor dem Einfluß der MRA in Europa gewarnt. Dieser Bericht wurde von den Alliierten bei ihrem Vormarsch im Elsaß entdeckt:

«Dieses Dokument», schrieben die Autoren des Briefes in der *Times*, «zerstreut endgültig die weitverbreiteten Entstellungen, die über diese christliche Bewegung im Umlauf sind.»

Auf diesen Brief hin gab auch Evangeline Howard zu, daß sie unrecht gehabt hatte.

Am 5. Dezember wurde in Somerby ein Gedenkgottesdienst für die in Arnhem gefallenen Männer des 10. Bataillons des Fallschirmjägerregiments abgehalten. In diesem winzigen Dorf in der Grafschaft Leicestershire waren die Männer für die Landung in Arnhem ausgebildet worden. Peter Howard konnte nicht teilnehmen; aber Doë vertrat ihn.

Doë an P. D. H.

Hill Farm

6. Dezember 1945

Ich schreibe heute, damit Dich dieser Brief bis zum 17. Dezember noch erreicht. Dieses Jahr feiern wir unseren Hochzeitstag auf seltsame Art – so weit voneinander entfernt. Aber mir scheint, dieser Tag solle nicht so sehr ein Anlaß zur Freude sein als ein Gelöbnis, unseren eigenen Bund für die Familien in der ganzen Welt zu gebrauchen – für die zerbrochenen, die verwaisten und heimatlosen. Johns Opfer ist wie ein Ansporn für uns beide, alles zu geben.

Als ich die Gesichter der Männer betrachtete, die an seiner Seite gekämpft hatten, war ich stolz darauf, zu Deiner Familie zu gehören. Und sie waren stolz auf John und alle anderen.

Wir fuhren vor der kleinen Kirche mit den goldgelben Mauern vor. Die Angehörigen der Gefallenen waren aus allen Enden des Landes in Autobussen gekommen und zogen gerade in die Kirche ein. Fast alle, Reiche und sehr Arme, waren in Schwarz. Einige trugen kleine Kränze und sorgsam eingewickelte Blumensträuße. Die Fallschirmjäger des Regiments mit ihren weinroten Baskenmützen standen Spalier. Minuten später gab es keinen freien Platz mehr in der winzigen Kirche. Über uns spannten sich die dicken Deckenbalken mit geschnitzten Köpfen an jedem Ende. Im Seitenschiff saßen die Soldaten des Regiments alle zusammen. Während ihrer Ausbildung im Sommer 1944 sind sie wohl Sonntag um Sonntag, John mit ihnen, dort gesessen.

Wir standen für die Nationalhymne auf. Dann sangen wir Kirchenlieder. Generalmajor Urquhart ging an die Seitenmauer der Kirche, und alle Augen folgten ihm. Er zog den Union Jack von der Gedenktafel. Sie ist ganz einfach: nur ein goldenes Kreuz auf schwarzem Grund und das Abzeichen der Fallschirmjäger dazu. Du mußt sie bald sehen.

Langsam ging die Kirchentür auf, und der Zapfenstreich erklang, und damit brach jedem das Herz in dieser übervollen Kirche. Man konnte Schluchzen hören und den Schmerz und schweren Kummer mitfühlen. Die Kirche schien fast zu klein, um so viel Trauer zu fassen. Ein paar Gesichter sind mir unvergeßlich geblieben: ein großer weißhaariger, gutaussehender Vater – aufrecht, geradeaus blickend, keine Träne in den Augen, und doch stand ihm die Qual um seinen toten Sohn auf dem Gesicht geschrieben. Ein junger Fallschirmjägeroffizier mit lockigem Haar und einem halb weggeschossenen Kinn – er mußte sich an einer Bank festhalten. Ein zwölfjähriger Junge mit flachblondem Haar in einem langen, schwarzen Mantel – er weinte nicht, aber hatte den wunden Blick tiefen Elends in den Augen. Und neben ihm seine Mutter, eine wohlhabende Frau im schwarzen Pelz, schon älter und etwas beleibt. Sie weinte, ohne sich die Tränen abzuwischen. Die Trompetenklänge schienen



nicht aufzuhören. Dann beteten wir und sangen «Für alle Heiligen...». Schulter an Schulter gingen wir dann hinaus, während Kränze unter der Tafel niedergelegt wurden.

P. D. H. an Doë

10. Dezember 1945

Ich bin etwas traurig, daß wir weder unseren Hochzeitstag noch meinen Geburtstag, noch Weihnachten, noch Anthonys Geburtstag, noch unseren besonderen Silvesterabend zusammen feiern können. Aber trotz allem fühle ich mich Euch seltsam nahe und bin sehr dankbar.

Am 17. Dezember hatten die Howards ihren dreizehnten Hochzeitstag. Es war noch nicht möglich, von England nach Amerika Geschenke zu senden. Statt dessen schrieb Doë einen Brief – «An meinen Mann, der in der Ferne kämpft»:

«Als ich Dich noch nicht kannte, bedeutete mir England schon viel. Aber nicht das, was es mir heute bedeutet.

In meiner Kindheit war England vor allem unser Kindermädchen, die schwächliche Londonerin mit ihrem Cockney-Akzent, den wir uns aus unerklärlichen Gründen nicht aneigneten. Sie wäre für uns durchs Feuer gegangen. Meiner Schwester gab sie einen Monat vor ihrer Hochzeit noch eine Ohrfeige und mir eine am Tag, nachdem ich Dich kennengelernt hatte. Dennoch hatten wir sie fest ins Herz geschlossen. In Notzeiten war sie wie ein Fels – zäh wie eine schottische Highland-Division und standhaft wie ein Flottillenkommandant. Dreißig Jahre seines Lebens den Kindern anderer Leute zu geben, das gehört auch zu England.

Zu England gehörten auch die Passagiere der P.-&-O.-Luxusdampfer, die uns zu Hause in Marseille besuchten: Frauen mit heller Haut, hellen Haaren, blassen Augen und langen, schmalen Schuhen, die wie Paddelboote aussahen. Sie trugen dazu Kleider aus hellem Voile – alles wirkte wie ein Pastellgemälde. Die Männer waren meistens hochgewachsen, von gemütlicher Verbindlichkeit und trugen Tweedanzüge. Sie schienen so genau zu wissen, wozu sie auf der Welt waren. Sie waren sicheren Gemüts, weil sie taten, was von ihnen erwartet wurde.

Zu England gehörten die rußigen Überfahrten von Calais nach Dover. Man war dabei ganz sicher, daß sich diese jämmerliche Reise nicht lohnte, nur um einen verregneten Monat an einem kalten Strand zu verbringen. Zu

England gehörte aber auch ein Galopp durch die Rotten Row (Reitweg im Hyde Park) im tadellosen Reitanzug, in froher Ungezwungenheit – denn niemand wußte, wie alt ich war, die x-te Generation kleiner Mädchen, die stramm und außer Atem an den Zügeln hingen.

Dann wurde ich erwachsen. In meinen Studienjahren war ich nicht gerade pro-englisch. Wir verulkten die schwerfällige, in Ballspiele jeder Art verliebte englische Jugend: «Mit fünfzehn Jahren haben wir schon Examen hinter uns, die sie in England erst in Oxford machen! Auf die Intelligenz kommt es an, auf die klare französische Intelligenz. Nicht auf Sport und Spiele. Was hatten die für einen Sinn?»

Heute erinnere ich mich, wie ich während der Katastrophe von Dünkirchen betete – ich, die nie betete –, daß doch der Mut, der Charakter und die Zusammenarbeit, die in jenen englischen Jungen bei ihrem von uns so verachteten Sport entstanden waren, uns jetzt durchbringen und mich und meine Kinder vor etwas Schlimmerem als dem Tod bewahren sollten.

Das war mir England damals.

Und wie ist es heute? England ist unser Hof mit seinen starken und schönen Eichenbalken, dem Tudor-Kamin, an dem wir so oft gesessen sind und wo wir gelernt haben, zu beten und Gott um Führung für den nächsten Schritt zu bitten.

Auch die hügeligen Felder von Suffolk sind England, die dunkelbraunen Äcker und die silbernen Stoppelfelder, das neue Grün der Gemüsebeete, das goldene Getreide.

England ist auch in all den versteckten Ecken Londons, die wir zusammen besucht haben, und das ist fast unser ganzes, geliebtes London.

Und jene Nacht vor nicht allzulanger Zeit, in der ganz London den Sieg über Japan feierte – V.-J.-Nacht! Wir standen Arm in Arm vor dem Palast, und unsere vielgeliebte königliche Familie, die ein Weltreich zusammenhält, trat gemeinsam auf den rotdrapierten Balkon und winkte. Immer fester wurde in uns die Gewißheit, daß hier, in einer geeinten Familie und gleichzeitig in Millionen solcher Familien, die Hoffnung der Welt ruht.

Unsere drei Kinder sind das Beste, das England mir gegeben hat – mit ihren dunklen Augen und roten Backen, ihrer Fröhlichkeit und Natürlichkeit. Philip mit seinem Gefühl für die Klassiker und seinem Sinn für «Fairness»; Anne, deren Herz für die Schwachen und Hilflosen schlägt und die sich jeder verlorenen Sache leidenschaftlich annimmt; Anthony mit seinem Hang zu eigenem Grund und Boden und zu jeder Arbeit auf dem Hof, mit seiner starkköpfigen Entschlossenheit, nichts, was er einmal anpackt, aufzugeben.

Und Du vor allem bist mir England – mit Deiner Kraft und Standhaftigkeit, Deiner Treue und Deinem Mut. Du legst die Hand an den Pflug und schaut nicht zurück. Möge die Furche, die Du ziehst, immer gerader und tiefer werden.

Und so wie Du Tag für Tag zu dem Mann wirst, wie Gott ihn haben will, möge England ein Land werden, wie Gott es haben will.

Du bist England, Du, den ich liebe. England ist für alle Zeiten zu jeder Faser meines Herzens und Wesens geworden.»

Peter Howard verbrachte die Weihnachtstage in Los Angeles. Am 26. Dezember ging er mit Frank Buchman zum Flugplatz, um sechs Männer der MRA abzuholen, die vom Dienst in den amerikanischen Streitkräften zurückkehrten. Howard schilderte später dieses Wiedersehen:

«Frank Buchman wartete mit einigen Freunden auf dem Militärflugplatz. Sie standen im grellen Licht der Scheinwerfer, über ihnen leuchtete ein blasser Mond. Die Männer kamen über die Betonpiste auf ihn zu, und eine ganze Minute standen sie schweigend beisammen. Es fiel kaum ein Wort.

Aber die Tränen liefen Frank Buchman über das Gesicht, und nicht nur ihm. Dann wandte er sich zu den wartenden Wagen und sagte: «Ihr seid also zurück. Und nun an die Arbeit, der Kampf geht weiter.»

Los Angeles

P. D. H. an Doë

30. Dezember 1945

Morgen fange ich ein neues Buch an. Es wird *That Man Frank Buchman* (Jener Mann Frank Buchman) heißen, soll aber keine Biographie werden. Menschlich fühle ich mich der Sache nicht gewachsen, und die Umstände hier sind schwierig. Es ist niemand da, der mit mir arbeiten könnte, es ist keine Sekretärin da und auch kein ruhiges Zimmer. Achtzehn Stunden am Tag geht es wie in einem Tollhaus zu.

Ich muß viel über das Leben lernen, wenn möglich von Gott selbst. Wenn nicht so, dann eben durch Fehler; aber ich muß demütig und gerne lernen und immer daran denken: solange ich auf dieser Welt bin, gibt es unendlich mehr zu lernen, als ich schon weiß.

Gestern ging ich in den «Frühstücksclub von Los Angeles». Es war die reinste Burleske – eine Kreuzung von einem Bierabend und einem Oxforder Studentenfrühstück. Sechshundert Männer und Frauen saßen da, dazu eine Schar spärlich bekleideter Revuegirls mit blaßroten Rosen und ein Geistlicher, der am Mikrophon komische und vulgäre Geschichten über die Kirche zum besten gab. Dann verteilte er löffelweise Erbauliches über alte Schullieder, die einem über ein verlorenes Fußballspiel hinweghelfen und freundschaftliche Gefühle ausdrücken sollten. Eine Gruppe alter Herren, die sich «Die Hähne» nannten, saßen beisammen, machten sich über alles lustig und bewarfen die

Leute mit Grapefruits. Zwei Nackt tänzerinnen traten auf – versuche Du einmal, solche Damen zusammen mit Eiern und Schinken zum Frühstück zu genießen! Ein Mann spielte auf einem Xylophon, ein Mädchen die Ziehharmonika, und ein Männerchor sang dazu. Der Präsident der Universität von Kalifornien sagte auch etwas Erbauliches, und zwei Männer wurden in den Frühstücksclub eingeführt. Das ging so vor sich: mit verbundenen Augen mußten sie in eine Schüssel mit rohen Eiern greifen; gleichzeitig legte man ihnen ein Stück gekochten Schinken auf die Hände.

Am 16. Januar soll ich also da sprechen, und wenn es den «Hähnen» einfallen sollte, etwas nach mir zu werfen, so werden sie sich wundern, was sie von mir zurückbekommen.

Gestern sagte Buchman unerwartet: «Gehen wir aus, Peter.» Ich zog meinen Mantel an, und wir gingen in ein Symphoniekonzert, in dem Artur Rubinstein spielte. Das Klavier hat ein paar tüchtige Hiebe abbekommen. Einmal war er tatsächlich mit allen vieren in der Luft und landete mit beiden Händen auf den Tasten. Ich wäre gar kein so schlechter Klavierspieler, wenn meine Hände nur an der richtigen Stelle landen könnten!

Los Angeles

P. D. H. an Doë

3. Januar 1946

Das Buch ist harte Arbeit. Um fünf Uhr stehe ich auf und schreibe bis acht. Es ist die einzige Tageszeit, während der im Haus einigermaßen Ruhe herrscht. Ich habe einen kleinen Gasofen entdeckt – den zünde ich mir an und arbeite drauflos. Ich schreibe ungefähr ein Kapitel pro Tag und hoffe, den ersten Entwurf bis zum 22. Januar fertig zu haben.

Buchman ist ganz unpersönlich in seiner Kritik. Man hat nie das Gefühl, daß er seine eigene Sache vertreten muß, aber er sagt deutlich, was er denkt. Wenn jemand zu lange spricht, sagt er es ihm. Wenn er es wieder tut, läßt er ihn eben nicht mehr sprechen.

Einer seiner Lieblingssprüche heißt: «Verdammt nochmal, jetzt soll er aber zum Donner gehen!» Er fügte hinzu: «Sage ich nicht hin und wieder (verdammt), Peter, so hören sie überhaupt nicht auf mich.»

Wir haben noch immer viel zu tun: heute ein Mittagessen für den Stadtrat; den Vormittag verbringe ich morgen mit Flannery, der das Buch *Assignment to Berlin* geschrieben hat; am Nachmittag holt er mich für ein Radiointerview ab.

Am 1. Januar frühstückten wir alle um halb sieben mit Buchman, und um halb acht fuhren wir im Wagen nach Pasadena, wo um neun Uhr fünfzehn die berühmte Neujahrs-Rosenparade stattfand. Dann weiter zum großen Rose Bowl-Fußballmatch zwischen Alabama, der besten Mannschaft der Ostküste, und der Universität von Süd-Kalifornien, dem Fußballmeister der Westküste.

Ein Bursche in dem Spiel hätte Dich begeistert. Er wog (laut Programm) 300 Pfund. Er tat eigentlich nichts anderes, als sich mit voller Wucht auf den Haufen Spieler zu werfen, die nach einem Tor den Torschützen umringten.

In vielem tritt hier eine metallharte Geldgier zutage; Spaß und Unterhaltung bestehen in der Flasche und im Kampf um Geld und Macht. Man bekommt das Gefühl, daß es mit einem mächtigen Volk bergab geht. Die zweite Generation der Aristokratie ist entweder zu weich oder zu hart. Wir werden eine neue Aristokratie schaffen müssen.

Los Angeles

P. D. H. an Doë

8. Januar 1946

In der letzten halben Meile eines Rennens gibt ein Vollblut oft sein Bestes her. Du bist genauso, und wir sind in dieser letzten halben Meile des Rennens, Du und ich. Es begann für uns, als wir uns am Quai von Fowey auf Wiedersehen sagten. Du in Deinem grauen Kleid und mit Deinen dunklen Augen, die ich so liebe. Es war ein gutes Rennen, und das Wiedersehen ist nahe.

Was mich betrifft, so bin ich körperlich und geistig erschöpft. Das Tempo, in dem ich schreibe, kann ich nicht mehr lange durchhalten. Oft habe ich das Gefühl, ein Riese habe mir einen Strohhalm in den Magen gesteckt und sauge mir seit Monaten die Eingeweide aus. Hier findet man nicht immer die Erholung und den Auftrieb, der einen auf unserer Farm so wunderbar belebt.

Mitten in der Radiosendung fragte mich der Reporter plötzlich: «Und nun, Mr. Howard, was ist eigentlich die Moralische Aufrüstung?» Ich mußte vom Fleck weg antworten und sagte: «Sie ist die Antwort der Demokratie auf den Anspruch des Totalitarismus. Sie ist keine Organisation, sondern ein Organismus. Wie Hefe in einem Teig, so breitet sich die Arbeit der Moralischen Aufrüstung in der ganzen Welt aus und gibt dem Leben und Denken der Menschen Inhalt und Ziel. Sie gibt der Demokratie auch das, was ihr in der Zeit zwischen den zwei Weltkriegen gefehlt hat: eine inspirierte Ideologie. Manche sagen, sie sei eine neue Religion. Sie ist nichts dergleichen. Sie ist eine neue Kraft, die endlich den Ideen, die wir als die richtigen erkennen, Beine gibt und sie in Bewegung setzt. Sie ruft alle Menschen guten Willens zur Änderung, zur Einigkeit und zum Kampf für eine Zukunft in Freiheit auf.»

Vor ein paar Tagen war ich zum Abendessen in einem Lokal, in dem man nichts bezahlen muß, wenn man nicht zufrieden ist; man zahlt, was einem die Mahlzeit wert scheint! Beim Ausgang hängt ein großes Plakat: «Nahrung für die Seele ist auch wichtig.» Das Lokal hat bunte Lampen und einen Wunschbrunnen, den ältere Damen für fünf Cents gern in Anspruch nehmen. Alle fünf Minuten regnet es künstlichen Regen auf das Dach herab, so daß man meint,

man sei im Freien. Dann gibt es eine Kapelle, in der man meditieren kann, und eine elektrische Orgel, die sowohl Jazz wie auch Kirchenlieder spielt. Die Innendekoration besteht aus Palmen und Papageien. Der Besitzer sagte mir ganz stolz: «So etwas haben Sie wohl noch nirgends gesehen.» Dem mußte ich zustimmen. Er bemerkte: «So etwas gibt es auf der ganzen Welt nicht wieder.» Dann zog er fünfzig Prozent von meiner Rechnung ab.

Los Angeles

P. D. H. an Doë

15. Januar 1946

Mehr als je zuvor in der Geschichte hat England jetzt Freunde nötig, doch es hat deren weniger denn je. Es war ganz heilsam, hier zu entdecken, wie viele Leute uns hassen und verachten. Als England allmächtig war, haben es viele nicht gewagt, ihre Gefühle auszudrücken; aber jetzt ist es anders.

Mit dem Buch geht es schnell vorwärts. Ob es auch gut wird, ist eine andere Frage. Wenn Du diesen Brief bekommst, wird der Entwurf fertig sein. Es ist kurz – bisher nur ungefähr 25000 Worte –, und es ist anders als alles, was ich bisher versucht habe. Eigentlich ist es ein Tatsachenbericht.

Los Angeles

P. D. H. an Doë

1. Februar 1946

Früher hast Du manchmal angedeutet, daß ich mich bei Symphoniekonzerten nicht ganz so benehme, wie es sich gehört. Nun ging ich gestern abend mit Artur Rodzinski<sup>1</sup> in ein Konzert und versuchte mir zu merken, wie man sich benehmen soll. So werde ich Dir in Zukunft keine Schande mehr machen.

Wir saßen in der Mitte des Parketts. Auf dem Programm stand eine Suite aus der Zwischenaktmusik zu Maeterlincks «Die Verlobten». Mittendrin hatte Rodzinski einen Niesanfall. Dabei hielt er seinen Hut vor die Nase und nieste kräftig hinein, lachte laut auf, und alle Leute machten Sch! Sch! Nach diesem Stück sagte er: «Solche Musik schadet jedenfalls niemandem.»

Die nächste Nummer war Chaussons Symphonie in B-Dur. Rodzinski sagte mir, sie sei schwierig zu spielen. Er dirigierte energisch von seinem Platz aus und ermunterte das Orchester mit lauten Zurufen. Als der Trompeter ein düsteres Solo von sich gab, sagte Rodzinski mit vernehmlicher Stimme: «Wenn der in meinem Orchester wäre, würde ich ihn erschießen.»

Dann folgte das Violinkonzert in D-Dur von Tschaikowski. Der Geiger war Isaac Stern, ein Wunderkind von fünfundzwanzig Jahren. «Didl-dum,

<sup>1</sup> Damals Dirigent des New Yorker Philharmonischen Orchesters.

Didl-dum, Didl-dumdi», sumnte Rodzinski laut zur Melodie der Solopassagen. Er erklärte mir genau, wie lange es noch dauern würde: «Mein Gott, noch fünf Minuten. Noch zwei Minuten. Vierzig Sekunden – dum, dum, di, dum. Zwanzig Sekunden. Vier Sekunden – Schluß!»

Nachher traf er das Orchester hinter der Bühne, und alle schrien sich in den verschiedensten Sprachen an.

Der Entwurf des Buches ist an den Verlag abgegangen. Ich fühle mich total ausgelaugt und wünsche mir nur, ein paar Tage ausspannen zu können – das Schiff nach Hause wird der reinste Himmel sein.

Im Zug nach Chicago

12. Februar

P. D. H. an Doë

Diesen Brief gebe ich morgen in Chicago auf. Die letzten Tage in Los Angeles waren mehr als hektisch. Am Sonntag nahm ich von Buchman Abschied. Lawson Wood<sup>1</sup> half mir beim Packen. Wir werden uns am 28. Februar gemeinsam einschiffen; es ist das erste Schiff, auf dem wir Platz finden konnten.

Am letzten Tag gab Buchman ein Essen für mich. Er sagte großzügige Worte: «Im Geist geboren, lebt er aus der Fülle der Gnade. Das ist etwas Außergewöhnliches. Seitdem Peter hier ist, habe ich neu gelernt, was es heißt, aus der Gnade zu leben.» Später sagte er vor einer großen Versammlung im Auditorium der Universität: «Peter Howard hat in Amerika den Begriff der Ideologie entstehen lassen. Es ist schwer in Worte zu fassen, was das Land ihm schuldet. Er hat überallhin eine lebendige Erfahrung von Jesus Christus gebracht.»

Er kam mit einer ganzen Schar zum Bahnhof, um uns zu verabschieden. Drei Monate lang bin ich ständig an seiner Seite gewesen. Ich glaube, wir hatten fast jede Mahlzeit zusammen. Ich verstehe ihn jetzt und liebe ihn. Er ist keineswegs ein Heiliger im frommen Sinn des Wortes. Seine Worte und seine Art wären für einige unserer Freunde ein Schock. Es ist seltsam, daß Buchmans Persönlichkeit als solche einem nicht immer gefällt. Aber er ist ein lebendiges Beispiel dafür, wie die Herrschaft des Heiligen Geistes eine menschliche Persönlichkeit überragt.

Auf dem Bahnhof sangen wir «Auld Lang Syne». Ich stand am Fenster des Zuges und war sehr bewegt. Das ist eigenartig; denn nichts im Leben hatte ich mir mehr gewünscht, als Dich jetzt wiederzusehen.

Diese Reise zu Dir beginne ich noch freudiger, ja viel freudiger als die Reise damals zu unserer Hochzeit nach Marseille. Ist das nicht wunderbar – nach

<sup>1</sup> A. Lawson Wood aus Aberdeen, später stellvertretender Geschäftsführer der MRA in England.



Howard spricht zu Hafearbeitern in Rio de Janeiro 1965





Howard und sein ältester Sohn Philip mit Kikujuhäuptling in Kenia 1955



Howard trifft amerikanischen Indianerhäuptling in Neu-Mexiko 1964

dreizehn Jahren? Die Monate fern von Dir haben mir bewiesen, welch lebenswichtiger Teil meines ganzen Wesens und Geistes Du doch bist.

Ich habe das Gefühl, daß noch kein Engländer bis jetzt Amerika so gesehen und erlebt hat wie ich. Ich war zu Gast in allen Familien, mit denen Buchman befreundet ist. Von Anfang an hat er mir vertraut und mich in alles miteinbezogen. Wenn ich ihn einmal fragte, was ich bei irgendeiner Gelegenheit sagen solle – und ich muß mindestens hundertfünfzig Reden gehalten haben –, erwiderte er: «Ich würde niemals versuchen, die Reden für dich zu schreiben.»

Auf dem Weg nach England kam Howard nochmals nach Washington und wurde dort von Präsident Truman im Weißen Haus empfangen. Truman war einer der Männer, über die Howard in *Men on Trial* geschrieben hatte:

«Manche sagen, daß Truman in seiner Politik von den internationalen Schwergewichten wie Churchill und Stalin verdrängt werden wird. Ich bin dessen nicht so sicher. Ich sage voraus, daß Truman als Staatsmann alle Erwartungen übertreffen wird. Denn er hat ein großes Kräfte-reservoir, er ist ein Mann mit unbeugsamen Grundsätzen.

Die jüngste Geschichte liefert ein klassisches Beispiel seines standhaften Mutes. Als er den Zustand der amerikanischen Industrie überprüfte, kam er mit den Männern der Moralischen Aufrüstung in Kontakt. Nach dieser Begegnung sagte er: «Ich kann mir keinen industriellen Engpaß vorstellen, der nicht in wenigen Wochen überwunden werden könnte, wenn man dieser Gruppe das grüne Licht für freie Fahrt gäbe.»

Gewisse Gruppen innerhalb der amerikanischen Presse begannen eine Verleumdungskampagne gegen die Moralische Aufrüstung und wollten Truman unter allen Umständen dazu zwingen, der Moralischen Aufrüstung seine Unterstützung zu versagen. Statt dessen rief er Vertreter der amerikanischen Presse zusammen und gab eine Erklärung ab, in der er unter anderem sagte: «Ich habe mir die Sache gründlich überlegt und bin der eindeutigen Meinung, daß das Programm der Moralischen Aufrüstung eine wirksame Antwort auf die dringlichsten Probleme unserer gesamten Produktion ist.» Für Truman wäre es leichter gewesen, nichts zu sagen.

Nun hat Truman die schwierigere Aufgabe, den Siegernationen zu zeigen, daß sie nach ihrem Sieg vielleicht selbst von den totalitären Systemen angesteckt werden könnten, gegen die sie zu Felde gezogen sind. Er muß nicht nur den neuen Mechanismus nationaler und internationaler Harmonie aufbauen helfen, sondern muß die öffentliche Meinung dahin lenken, wo sie erkennt, daß es weitere Katastrophen geben wird, wenn dieser Mechanismus nicht einen neuen Geist erhält.»

Präsident Truman zeigte lebhaftes Interesse für das, was Howard ihm zu sagen hatte. Ende Februar fuhr Howard auf der *Queen Elizabeth* nach England zurück. In Southampton warteten Doë und die beiden jüngeren Kinder auf ihn; an einem nebligen Morgen im März erschienen die Umrisse des riesigen Schiffes. Die Wiedersehensfreude war unbeschreiblich. Anne und Anthony bekamen die ersten Bananen, die sie je gesehen hatten. Sie versuchten, sie mit der Schale zu essen. Im Zug nach London gab es so viel zu erzählen und noch mehr, was Worte gar nicht ausdrücken konnten.

Aber Howard sollte nicht lange daheim sein. Im Sommer 1946 kam Frank Buchman zum erstenmal seit dem Krieg nach Europa. Dieser Besuch erforderte viele Vorbereitungen, für die Howard einige Monate lang durch Europa reisen mußte.

Im Herbst 1946 kamen Anne und Anthony in ein Internat – Anthony in die Cheam School, wo Philip schon war, und Anne nach Bexhill. Die Schule in Bexhill war keine glückliche Wahl. Anne schrieb traurige Briefe nach Hause und bat, aus dieser Schule genommen zu werden. Anfang 1947 kam Howard zu einem Besuch; er stand kurz vor einer neuen Reise in die Vereinigten Staaten, dieses Mal mit Doë. Auf der Rückfahrt in die Schule erklärte Anne im Auto ihren Eltern, sie könne es dort nicht mehr aushalten, besonders wenn die Eltern fort seien. Es war keine leichte Entscheidung für Howard. Er sagte ihr: «Es war ein Fehler von uns, dich hierher zu schicken, ich bedaure es. Aber wenn ich dich jetzt herausnehme, wirst du dein Leben lang vor allem davonlaufen.»

So begannen für Anne drei trübselige Jahre – und doch war es eine weise Entscheidung. Die Howards schrieben den Kindern regelmäßig aus Amerika, und ebenso regelmäßig kamen die Tiergeschichten für die Kinder in ihrer Schule an. Philip, Anne und Anthony waren keine außergewöhnlichen Kinder. Die Briefe der Eltern beschrieben viel Interessantes; die Antworten waren typisch für Schulkinder:

Anne an P. D. H.

Bexhill-on-Sea

Es tut mir leid, daß ich so unglücklich war, als Du wegfuhrst. Es muß schrecklich gewesen sein für Dich. Es war so schön, Dich zu sehen. Jede Nacht denke ich an Dich.

Ich bin Zehnte in meiner Klasse und habe ein eigenes Pult. Sag es Mummy und zeige ihr diesen Brief. Ich habe mich mit fast allen Mädchen in der Klasse angefreundet.

Ich habe Deine Photographie vor mir und schaue sie jedesmal an, wenn ich Dir schreibe.

Viel Liebes,

Anne

Anthony an P. D. H.

Cheam School

Du wirst Dich freuen, zu hören, daß die Mäuse tot sind. Philip bringt seine Henne mit nach Hause und ich eine Katze.

Hoffentlich gibt man Dir manchmal Yorkshire Pudding.

Alles Liebe,

Ant

Philip an P. D. H.

Cheam School

In Latein war ich von neun Schülern der Fünfte und in Mathematik der Dritte. Gestern hatten wir eine tolle Schlacht, aber der Ausgang blieb unentschieden. Wir drangen in die feindliche Festung ein, wurden aber zurückbeordert, weil die «Schwarzen Schatten» unsere Nachhut angriffen. Ich kommandierte eine Batterie.

Gestern hatten wir eine Stunde über das Tauchen. Der Lehrer brachte seine ganze Taucherausrüstung mit und auch ein paar Stäbe Dynamit und andere Explosivstoffe. Er erzählte uns, daß er in einer Schule in Kent, wo er auch eine Stunde gegeben hatte, einen Stab aus Sprenggelatine (die zweimal so viel Explosivkraft hat wie Dynamit) fallen ließ. Aber das hat ihn scheint's gar nicht aus der Fassung gebracht, denn er warf die Sprenggelatine immer wieder in die Luft und fing sie wieder auf.

Ich habe keine Bonbons und auch keine Marmelade mehr.

Mehr als die Hälfte der Schule bekam gestern Besuch. Einer von den Jungen, die Besuch hatten, schenkte mir ein Schokolade-Eis, ein anderer führte mich mit seinen Eltern zum Tee aus.

Alles Liebe,

Philip

Peter und Doë Howard verbrachten die Weihnachtstage in Richmond in Virginia.

Washington D.C.

P. D. H. an seine Kinder

Januar 1948

Amerika ist das Land der Freiheit. Die Wurzel der Freiheit liegt in der Entscheidung, das zu tun, was richtig ist. Denn die Entscheidung, das Unrechte zu tun, führt nicht zur Freiheit, sondern zu Ausbeutung und zu Versklavung. Ich glaube, daß ein Kompromiß mit moralischen Grundsätzen der tödlichste Feind der Freiheit ist.

## II

In den Jahren unmittelbar nach dem Krieg konzentrierte sich die Arbeit der Moralischen Aufrüstung hauptsächlich auf Frankreich, Deutschland und Italien. Internationale Konferenzen fanden im Mountain House in Caux-sur-Montreux statt. Bundeskanzler Dr. Adenauer sagte später: «Die Moralische Aufrüstung ist im Deutschland der Nachkriegszeit zu einem Begriff geworden.» Robert Schuman<sup>1</sup> und Dr. Adenauer erklärten beide, daß die Moralische Aufrüstung eine bedeutende Rolle bei der Versöhnung ihrer beiden Völker gespielt habe. Auch Premierminister de Gasperi<sup>2</sup> unterstrich den Anteil der MRA an der Einigung Europas. In den Jahren zwischen 1946 und 1950 arbeitete Peter Howard vor allem in diesen Ländern.

Damals geschah etwas, was die Beziehungen zwischen Buchman und Peter Howard entscheidend beeinflusste:

«Von einem Tag auf den andern verriegelte und verspernte Buchman jedes Tor und Fenster in unserer Beziehung. Nichts, was ich tat, war recht. Öffentlich und privat, zur Zeit und zur Unzeit wurde ich angegriffen und zurechtgewiesen. Buchman war entschlossen, mich von Gott allein abhängig werden zu lassen und mir jede menschliche Autorität als Fundament zu entziehen.

Als einmal wichtige Gäste zu einem Essen eingeladen waren, hatte man mir auch einen Platz an Buchmans Tisch zugewiesen. Als Buchman kam und mich dort sah, sagte er sofort mit lauter Stimme: «Schickt ihn weg, ich will nicht mit ihm am gleichen Tisch sitzen. Ich will ihn nicht mit diesen Leuten sehen.»

Dieser Zwischenfall war typisch für unsere Beziehung in jener Zeit, und so ging es weiter, beinahe vier Jahre lang.

Eines Tages fragte ich Buchman: «Wie lange muß ich noch in diesem Zustand der Dunkelheit und der Verzweiflung bleiben?» – «Ich weiß es nicht», erwiderte er, «es ist deine Entscheidung, nicht meine.»

Für Howard kamen nun arbeitsreiche Jahre, aber es waren Jahre in der Wüste. Buchman forderte ihn nicht mehr auf, mit ihm zu arbeiten. Ja er stellte sogar in

<sup>1</sup> Premier- und später Außenminister Frankreichs.

<sup>2</sup> Alcide de Gasperi, Ministerpräsident Italiens.

Frage, ob Howard jemals wieder schreiben solle. Nur wenige Menschen hätten wohl solche Jahre durchmachen und doch ihrer Berufung treu bleiben können. Howard kannte viele Augenblicke der Trostlosigkeit. Ohne Doës Glauben und ihren Beistand hätte seine Arbeit mit der MRA da ihr Ende gefunden.

Dem Anschein nach wurde Howard damals von Buchman mit großer Härte behandelt. In Wirklichkeit aber war es ein Maßstab dafür, wieviel Vertrauen er ihm schenken wollte. Buchman war ein Genie der Menschenkenntnis. Howard hatte ihn um Hilfe gebeten; er sah in Howard große Fähigkeiten zur echten Führerschaft, aber auch seine Schwächen, den Stolz, die Einbildung und die Abhängigkeit von Beifall und der Zustimmung der Menschen. Es kam Buchman darauf an, einen Mann zu prägen, dessen Degen scharf und dessen Leben frei von jeder menschlichen Bindung war.

Das Risiko, das Buchman mit Howard einging, war groß, und groß war auch der Schmerz, den er sich selbst damit bereitete. Das war für ihn ein selbstverständlicher Teil seines Lebens. Einmal sagte er: «Seit vierzig Jahren muß ich bereit sein, jede menschliche Beziehung Tag für Tag aufs Spiel zu setzen; sonst wäre unsere Arbeit in der Welt nicht so weit vorangekommen.»

Der Bruch zwischen Buchman und Howard dauerte vier Jahre. Später sagte er einmal zu Howard: «Peter, ich verlasse mich auf dich, daß du mir immer die Korrektur gibst, die ich brauche. Ich bin wie jeder andere Mensch, ich brauche jeden Tag Kritik, aber wenig Leute haben genug Liebe und gesunden Menschenverstand, sie mir zu geben.»

Wer Peter Howard in seinen letzten Lebensjahren gekannt hat, wird verstehen, daß jene kargen Jahre mit Buchman sein künftiges Werk erst möglich machten. Howard selbst zitierte oft das Wort: «Keine Krone ohne das Kreuz.»

Mountain House, Caux

P. D. H. an Doë

1949

Gestern dachte ich den ganzen Tag an Dich, und wie übergücklich Dein Wiedersehen mit den Kindern gewesen sein muß. Ich freue mich so, daß Ihr beisammen seid.

Schwere Wolken hingen über dem See, und es regnete hier. Das andere Ufer sah schwarz aus – als ob dunkle Wellen gegen eine Felswand brandeten, und der Wind die Wolken um die Klippen wirbelte. Dir gefällt solch ein Wetter nicht, aber ich fand es erfrischend.

Es tut mir so leid, daß unser Abschied traurig war. Ich konnte einfach den Gedanken nicht ertragen, allein zurückzubleiben, die Kinder nicht zu sehen und den Rest meines Lebens in einer Routine zu verbringen, die mir, wie Du weißt, menschlich gesehen keine Freude macht.

Mein Herz hat seinen Frieden gefunden, und Gott gebraucht mich hier für Menschen und ihre tiefsten Nöte. Trotzdem ist es noch so, daß meine Ängste oft lauter reden als meine Hoffnungen. Meine Erwartungen für die Zukunft werden von meinen vergangenen Erfahrungen in Schach gehalten, und die schöpferischen Kräfte in mir scheinen mit der Zeit zu versiegen.

Ich mache mir keine Illusionen. Nur Gott allein kann jetzt noch etwas mit meinem Leben anfangen. Wenn ich jetzt zum Beispiel in die Politik oder in den Journalismus zurückginge, weiß ich, daß der alte Flair und Kampfgeist nicht mehr da wären, und das mit Recht. Ich habe eine dominierende Persönlichkeit und muß die starke Hand des Geistes an mir spüren.

Dieser Zustand blieb Howards alten Freunden kein Geheimnis. Auf Beaverbrooks Rat baten Arthur Christiansen und E.J. Robertson Howard in das Redaktionsbüro des *Daily Express*:

P. D. H. an F. N. D. B.

London

Um es kurz zu machen: Man bot mir für einen monatlichen Artikel im *Daily Express* £ 2000 im Jahr an, dazu alle zwei oder drei Wochen im *Sunday Express* die biographische Skizze eines Politikers und im *Evening Standard* einen Artikel zur Weltlage. Dann sagte mir Robertson: «Nun eine Frage, die ich Ihnen zuerst nicht stellen wollte. Hätten Sie Lust, Chefredakteur zu werden?» Ich antwortete Robertson rasch: «Sagen Sie das nicht, Sie machen Chris nur nervös.» (Christiansen war der damalige Chefredakteur des *Daily Express*.) Darauf erklärte Robertson, daß sie jemanden suchten, der in ungefähr einem Jahr den *Sunday Express* übernehmen könnte. Das scheint mir ihr Plan für mich zu sein.

Etwas später wurde Howard von Lord Beaverbrook nach Cherkley eingeladen.

P. D. H. an F. N. D. B.

London

Beaverbrooks Angebot lautete auf £ 2500 jährlich und £ 500 steuerfrei für einen wöchentlichen Artikel in seinen Zeitungen. Er garantierte mir vollkommen freie Hand, nur dürfe es weder Verleumdungen noch unentwegte Propaganda für Moralische Aufrüstung geben. «Du mußt das verstehen, Peter», sagte er. «Ich bin für die Moralische Aufrüstung. Du glaubst es vielleicht nicht, aber es ist so. Ich wünsche ihr viel Erfolg; aber ich will kein Propagandist werden – weder für die Moralische Aufrüstung noch für die katholische Kirche, den Kommunismus, den Sozialismus, die konservative Partei – ja nicht einmal für die presbyterianische Kirche, der ich angehöre. Ich achte die Moralische

Aufrüstung so hoch wie die presbyterianische Kirche, nur scheint mir die Moralische Aufrüstung viel besser organisiert.»

Am Nachmittag zeigte er mir seine Farm in Cherkley und fuhr mich im Wagen auf seine Felder. Bevor wir uns trennten, sagte er: «Deine Geschichte ist erstaunlich, Peter, nicht wahr?»

Howard war versucht, Beaverbrooks Angebot anzunehmen. Aber er tat es nicht. Er hätte beides – Geld und Freundschaft – sicher gut gebrauchen können. Aber er wurde von einer Bestimmung zurückgehalten, die er damals nicht ganz erfassen und an die er nicht glauben konnte. Was ihn noch zurückhielt, war die Wandlung, die er in anderen Menschen erlebt hatte.

Im Jahre 1950 schrieb Howard:

«An einem kalten Winterabend hatte ein Vorkämpfer der KPD<sup>1</sup>, Max Bladeck, den Vorsitz bei einer Versammlung von Betriebsräten. Bladeck ist ein kleiner Mann, jeder Zoll ein Kämpfer, mit scharfen Augen, einer Denkerstirn und einer vom Steinstaub angegriffenen Lunge. Er ist Betriebsratsobmann in einer der größten Gruben des Ruhrgebiets. Seit fünfundzwanzig Jahren gehört er der KPD an. Die Versammlung fand in einem Bierlokal statt.

Als die Leute von der Moralischen Aufrüstung in diesen Dunstkreis von Tabak und Bier traten, sahen sie, daß Bladeck einige der geschicktesten kommunistischen Redner der Gegend aufgeboden hatte, um sie vernichtend zu schlagen. Sechs Kommunisten sprachen nacheinander.

Sie gingen zum Angriff über. Eine Stunde lang sprachen sie davon, daß im Herzen jedes Kapitalisten ein Faschist stecke und daß die Westmächte den nächsten Krieg vorbereiteten. Sie zitierten Marx über die Notwendigkeit einer Änderung des Systems und Stalins Ausspruch, daß ein Bourgeois seinen Profit immer über seine Prinzipien stelle. Sie wiesen auf die Kirchengeschichte hin und erklärten, das Christentum versuche seit zweitausend Jahren ohne Erfolg, eine neue Welt zu bauen. Nun seien sie an der Reihe.

Dann ergriffen die Männer von der Moralischen Aufrüstung das Wort. Einer ihrer Redner war ein Arbeiter aus Lancashire. Er gab zunächst zu, daß sein eigenes Land, England, öfters Fehler gemacht habe. Damit war das Interesse der Deutschen geweckt.

«Jedermann», sagte der Sprecher, «möchte, daß der andere sich ändert. Jede Nation möchte, daß die andere Nation sich ändert. Aber jeder wartet darauf, daß der andere anfängt.» Sie hörten jetzt aufmerksam zu, und man vernahm den Zwischenruf «Hört, hört!» im ganzen Saal.

<sup>1</sup> Kommunistische Partei Deutschlands.



«Aber», fuhr der Redner fort, «am besten fängt man mit sich selbst an. Warum fangen wir nicht mit unserer eigenen Klasse, unserer eigenen Rasse und unserem eigenen Volk an, um es dann in die Welt hinauszutragen?»

Dann sagte ein Werftarbeiter von der Clydeside durch die verqualmte Luft in das gespannte Schweigen hinein: «Die Arbeiterschaft war noch niemals so mächtig und noch niemals so uneinig. Wir haben gelernt, das Atom zu spalten, aber wir haben nicht gelernt, die Menschheit zu einigen. Die Arbeiterbewegung trägt den Keim ihres Niedergangs in sich – wenn sie nicht lernt, die menschliche Natur zu ändern. Die menschliche Natur *kann* sich ändern. Sie muß im größten Ausmaß geändert werden.»

Ein kanadischer Industrieller wurde vorgestellt. Seine geänderte Haltung zur Arbeiterschaft verblüffte die Kommunisten. Die Versammlung dauerte vier Stunden. Nicht einer verließ den Saal.

Solche Kämpfe wurden täglich im Ruhrgebiet ausgefochten. Wochen- und monatelang besuchten die Leute von der Moralischen Aufrüstung die Kumpels zu Hause und in den Gruben, mit dem Erfolg, daß Hunderte von Arbeitern in die Schweiz fuhren, um dort in Caux an der Weltkonferenz für Moralische Aufrüstung teilzunehmen. Zu ihnen gehörten Bladeck und ein weiterer Vorkämpfer der KPD, Paul Kurowski.

In Caux sahen diese Männer lebende Beweise für eine Ideologie der Änderung, nicht nur für eine, sondern für alle Klassen. «Fünfundzwanzig Jahre lang habe ich die *Internationale* aus tiefstem Herzen gesungen», sagte Kurowski nach einigen Tagen. «Aber hier erlebe ich sie zum erstenmal in Wirklichkeit.»

Sie fingen an, sich zu ändern. Das ist nie bequem, weder für Kommunisten noch für Kapitalisten, noch für sonst jemanden. Es bedeutet, daß man sich an absoluten moralischen Maßstäben mißt. Es führt dazu, daß man zu Hause anders sein muß. Unter Umständen muß man persönliche Gewohnheiten und heißgeliebte Standpunkte aufgeben.

Bladeck und Kurowski sprachen bis tief in die Nacht. Sie wehrten sich mit aller verfügbaren marxistischen Munition. Aber immer wieder wurden sie von der Liebe ihrer neuen Freunde und von der unnachgiebigen Logik der Ideologie der Moralischen Aufrüstung gepackt.

Schließlich formulierte Kurowski ihre Schlußfolgerung: «Jeder, der sich weigert, die absoluten Maßstäbe der Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe anzunehmen, ist ein Verräter an seiner Klasse und an seinem Volk.»

Unterdessen erhielt die kommunistische Partei im Ruhrgebiet Berichte, daß Bladeck und Kurowski im Begriff seien, die Ideologie der Moralischen Aufrüstung anzunehmen. Die Partei witterte Gefahr und sandte einen ihrer zuverlässigsten Genossen, Willi Benedens, ebenfalls nach Caux.

Benedens war Kreisreferent für Schulung und Werbung der kommunisti-

schen Partei. Er war als politisch verdächtig aus Hitlers Luftwaffe entlassen und an die Ostfront geschickt worden, wo er beide Beine verlor.

Was geschah, als er nach Caux kam? Am besten beschreibt man es mit seinen eigenen Worten: «Ich kämpfte erbittert gegen meine Freunde, die als kommunistische Funktionäre nach Caux gegangen waren. Aber als ich dort ankam, fand ich das, wofür ich jahrelang gekämpft hatte – die klassenlose Gesellschaft.»

Benedens, Kurowski und Bladeck kehrten gemeinsam ins Ruhrgebiet zurück. Vor die kommunistische Parteileitung zitiert, gaben sie eine einfache Erklärung ab: «Wir haben eine Ideologie gefunden, die größer ist als der Kommunismus.»

Die Kommunistische Partei Westdeutschlands befand sich in einer schwierigen Lage. Aufgrund der leninistischen Lehre hat der Kommunismus seit Jahren versucht, die Gesellschaftsstruktur zu infiltrieren und zu ändern. Doch hier waren keine Schwächlinge, sondern harte Parteimänner nach Caux gefahren und selbst geändert worden.

Indessen hatten die drei Männer eine Versammlung von Parteikollegen einberufen. In einem Bericht darüber schrieben sie: «Der Kampf war hart. Aber die längste Rede hat einmal ein Ende. Zehn Männer können zwar gleichzeitig singen, aber nicht gleichzeitig reden. Wenn zehn auf einmal sprechen, versteht man gar nichts mehr. Als wir über Caux sprachen, wurden die lauten Stimmen leiser. Bald hörten alle zu, schweigend und nachdenklich.»

Das offizielle Organ der Kommunistischen Partei Westdeutschlands, *Freies Volk*, brachte am 6. Oktober 1949 einen Leitartikel des Landesvorsitzenden von Nordrhein-Westfalen, Hugo Paul, über die Moralische Aufrüstung. Darin heißt es: «Das gefährliche Treiben der Moralischen Aufrüstung wurde bisher von den Kreisvorständen unserer Partei und auch vom Landesverband unterschätzt. Nach der Rückkehr aus Caux empfahlen einige Genossen der Partei in einem Brief an den Landesvorstand, sich mit den weltumwälzenden Ideen der Moralischen Aufrüstung vertraut zu machen.»

Die Männer aus Caux standen fest. In Essen, Dortmund und anderen Teilen des Ruhrgebietes fanden sich Mitkämpfer unter den alten Marxisten.

Inzwischen wurden Bladeck, Kurowski und Benedens trotz heftigster Angriffe mit großer Mehrheit wieder in ihren Betriebsrat gewählt.»

Im Mai 1949 verreiste Howard wieder, um an der Arbeit in Deutschland mitzuhelfen. Diesmal fuhr er über Holland.

P. D. H. an Doë

Köln  
Mai 1949

Wärmsten Dank dafür, daß Du mit so viel Liebe und Sorgfalt gepackt hast, und auch für die Lebensmittel. Sie sind hier mehr wert als Edelsteine. Die Reise

war recht angenehm – von Hoek bis Köln war ich allein in einem Nichtraucher-abteil. Als wir uns Köln näherten, beugte ich mich aus dem Fenster, um den Dom zu sehen.

Nun geht es nach Berlin; wir fliegen morgen von Frankfurt ab und werden eine Woche dort bleiben.

Die Bahnfahrt durch Holland war eine Augenweide. Es ist erstaunlich, wie die Holländer für ihren Ackerboden sorgen. Da, wo die Erde auch nur ein paar Zentimeter tief bearbeitet ist, wird der Sand sichtbar. Überall werden Bäume und Schilfgebüsche gepflanzt, um eine Erosion durch den Wind zu verhindern.

Wir kamen an unzähligen Tulpen- und anderen Blumenfeldern vorbei; ihre Farben ergossen sich wie Ströme über die Landschaft. Windmühlen drehten sich und winkten, und ich fand es interessant, daß sie die Energie des Windes auch für kleine Transporte ausnützen. Oft sah ich, wie nur zweieinhalb Meter hohe Windmühlen auf den Feldern das Wasser in einen Viehtrog hineinpumpten.

Der Stadtkern von Rotterdam steht nicht mehr, aber das ist nichts im Vergleich zu Städten wie Gladbach oder Köln, die durch die Bomben zu sechzig Prozent zerstört wurden.

Der Kölner Dom ist von überwältigender Schönheit – ein Traum. Die Bomben haben zwar seine Spitztürme zerschmettert, und in großer Höhe klaffen Löcher, durch die der Himmel hereinstarrt. Bomben haben auch den Boden des Domes zerstört und Gräber und alte Fundamente bloßgelegt, von denen niemand etwas wußte.

Der junge Kellner in unserem Hotel war vier Jahre lang Kriegsgefangener in England, ein netter Junge, der gut Englisch spricht. Er erzählte mir: «Ich will nach England zurück. Mit den Träumen, die ich für meine Heimat hatte, ist es aus. Ich will reich werden, aber hier ist kein Geld zu verdienen, höchstens noch als Landarbeiter. Wer reich werden will, muß mit dem Kopf arbeiten, nicht mit den Händen.»

Als ich gestern abend in mein Zimmer kam, durchsuchte das Zimmermädchen alle meine Lebensmittel, die sie auf dem Boden ausgebreitet hatte.

Man spürt hier einen unglaublichen Willen zum Wiederaufbau. Die Engländer haben sich durch ihre Demontagepolitik viele Feinde gemacht; die Deutschen sehen die Angst vor der Konkurrenz dahinter. Durch diese Politik verlieren Tausende ihre Arbeitsplätze. Aber während die Alliierten immerfort Betriebe und Gebäude niederreißen, erlauben sie den Deutschen, neue Betriebe und Gebäude aufzubauen, weil das weder in Whitehall noch in Washington auf einer Verbotsliste steht. Ein Mann namens Jung – zweiter Mann bei der IG-Farben – sagte mir, daß darum Deutschland nach ein paar Jahren Not und Elend wahrscheinlich eine so moderne Industrie haben werde, daß es der übrigen

Welt weit voraus sein werde. Die marxistischen Gewerkschaftler beschuldigen die Demokratien, ihnen im Kampf gegen Hitler nicht mehr geholfen zu haben. Die Arbeitgeber glauben, sie hätten für ihre Arbeiter mehr getan als die Amerikaner.

Von den Besatzungsmächten stehen an Beliebtheit die Amerikaner an erster, die Engländer an zweiter und die Franzosen an dritter Stelle. Die Franzosen leben vom Land, die Engländer sind kalt und korrekt, die Amerikaner weich und verschwenderisch.

Berlin

P. D. H. an Doë

16. Mai 1949

Der Flug von Frankfurt hierher war unruhig, und zum erstenmal seit meiner Abreise war ich froh, daß Du nicht mit mir warst. Wir landeten in Tempelhof, der für mich so viele Erinnerungen birgt.

Wir wohnen in einem prächtigen Haus, mit Blick über den See. Es gehört dem Finanzminister, der jetzt im Gefängnis sitzt. Man bekommt ein etwas unheimliches Gefühl in diesem Haus, das mit all seinen Bildern, Büchern und Teppichen von den Schatten von Goebbels, Göring und sogar Hitler bevölkert ist; sie waren oft in diesen Räumen.

Ein Hauptmann der US-Armee holte uns am Flugplatz ab, da wir hier unter amerikanischer Obhut stehen. Wir wurden als «VIPs» (sehr wichtige Personen) durch den Zoll geschleust und in Militärautos hierher gebracht. Du siehst, es geht uns nicht schlecht.

Berlin ist heute gewinnender, als es einmal war – so seltsam sich das auch anhören mag. Es hat mehr Herz, auch wenn es ein gebrochenes Herz ist. Man kann die Zerstörung kaum fassen, so furchtbar ist sie. Seit dem Krieg ist hier erst ein neues Gebäude – ein Warenhaus – entstanden. In Dresden kamen in zwei Bombennächten 250000 Menschen ums Leben. Aber hier haben dazu noch die Straßenkämpfe gewütet, und dreieinhalb Millionen Menschen leben in einer ausgestorbenen Geisterstadt. 50000 Frauen räumen in den Ruinen den Schutt weg.

Ein unverbesserlicher Nazi fuhr uns durch die Stadt. Er haßt die Russen und haßt die Alliierten. Er lebt von der Hoffnung, daß Deutschland neu erstehen werde. Zwar sagte er mit Leidenschaft: «Deutschland wird nie wieder Krieg führen», aber als wir an der zerstörten Reichskanzlei vorbeifuhren und ich fragte: «Hat man Hitlers Leiche hier gefunden?» zuckte er die Achseln und sagte: «Falls man sie gefunden hat – wenn er überhaupt tot ist.» Millionen sind wie er. Die Jugend Deutschlands ist nihilistisch. Wenn wir sie nicht gewinnen, könnte es entweder ein neuer Führer oder eine starke Minderheit tun.

Göring hat den ausgebrannten Reichstag nie wieder aufbauen lassen. So blieb er wie ein leeres Gerippe in Hitlers Lieblingsstadt stehen, um die Menschen an die Nutzlosigkeit der Demokratie und an die Schlechtigkeit derer zu erinnern, die sich dem Nazi-Regime widersetzen. Das Reichstagsgerippe steht heute noch, und die Ironie ist die, daß es weit und breit das besterhaltene Gebäude ist. In der ganzen Gegend stehen nur noch Ruinen. Wenn ein starker Wind weht, fallen Mauerbrocken herunter, und die Toten unter dem Schutt werden noch tiefer begraben.

Gestern war der 1. Mai. Über das Brandenburger Tor hatten die Russen ein riesengroßes Spruchband gespannt: «Berlin darf nicht ein Opfer der Kriegshetzer werden, die zwar deutsch sprechen, aber in Atombomben und Dollars denken!»

Wir fuhren der Autobahn entlang an den Ort, wo die Massenkundgebungen stattfanden, und kamen zum Olympiastadion, das völlig unberührt dasteht. Diese gewaltige Arena mit ihren 100000 Plätzen war in einem einzigen Jahr erbaut worden.

Noch nie hat es in der Geschichte einen so raschen Aufstieg wie den der Hitler-Dynastie gegeben – und noch nie einen so großen Fall. Man erlebt in Berlin die Saat des Windes und die Ernte des Sturmes.

P. D. H. an Doë

Berlin  
Mai 1949

Welch eine überwältigende Reise. Mit ganzem Herzen wünsche ich oft, Du wärest hier. Die Aufnahme, die unsere Arbeit bei den höchsten Stellen dieses Landes gefunden hat, habe ich noch nirgends so erlebt. Wir wurden von der Regierung, den Spitzen der städtischen Behörden, den Gewerkschaftsvorsitzenden und den Katholiken empfangen. Im Presseklub fand eine Pressekonferenz statt, und alle Zeitungen brachten ausgezeichnete Artikel.

Zu einer Abendveranstaltung, die schließlich bis zwei Uhr morgens dauerte, kamen die Spitzenfunktionäre der SPD und dazu noch Berliner Schauspieler und Schauspielerinnen.

Wir sprachen zur SPD-Jugend in ihrem Schulungszentrum. Es ist ein großes, düsteres Haus aus der Gründerzeit, in dem Himmler einmal gewohnt hat. Am Schluß sagte der Vorsitzende: «Ich zweifle jetzt am Klassenkampf. Die Sozialisten müssen das Leben als Ganzes auf eine neue Grundlage stellen. In der Moralischen Aufrüstung sind die großen Wahrheiten des Humanismus, des Christentums und des Sozialismus enthalten.» Die Studenten waren begeistert und baten uns wiederzukommen. Eine große Gruppe Jugendlicher war aus dem sowjetisch besetzten Sektor herübergebracht worden, um uns sprechen zu hören.

Gestern abend erreichten mich endlich seit meiner Abreise die ersten Briefe, darunter auch der von Frank Buchman aus Caux. Deine Zuversicht all die Jahre hindurch ist ein Ruhepunkt in meinem Leben. Wo ich heute ohne sie wäre, weiß Gott allein. Aber Du mußt keine Angst um mich haben. Meine erste Reaktion auf Buchmans Brief war eine Art Betäubung, wie bei einem Schwein in Elmswell<sup>1</sup>, wenn es zur Schlachtbank geführt wird. Aber das ging nach ein paar Minuten vorüber, und seit gestern abend habe ich wieder Frieden im Herzen. Manchmal denke ich: Ich tauge eben zu verdammt nichts. Ich leiste sowieso nichts, das etwas wert wäre, und je früher ich sterbe, desto besser.

In seinem Brief hatte Buchman unverblümt auf einige Fehler Howards hingewiesen.

P. D. H. an Doë

Berlin  
Mai 1949

Der Himmel ist hier von klarem Blau, durch das man alle zwei Minuten, bei Tag und bei Nacht, das Brummen der riesigen Flugzeuge der Luftbrücke hört.

Im Herzen bin ich viel bei Euch und denke an unseren Ant und an Anne, die nun in die Schule zurückgehen. Ihr letztes Trimester wird Anne Freude machen. Unser kleiner Ant bricht jetzt durch die Schalen der Kindheit und wird ein Junge. Da gibt es Schmerzen, aber auch Freuden. Ich wünsche mir manchmal so sehr, daß ich den Kindern einige Härten des Lebens ersparen könnte, aber natürlich geht das nicht.

Wir erleben hier packende Tage. Wir arbeiten vor allem mit den Arbeitern und Gewerkschaften. Der Regierende Bürgermeister heißt Reuter. Gestern gab er einen Empfang für uns. Er spricht vier Sprachen und war Lenins erster Kommissar an der Wolga, zog sich aber Lenins Mißfallen zu, weil er zu selbständig war. Er bewundert Lenin außerordentlich; aber Stalin sei eine armselige Gestalt, meint er. Reuter ist optimistisch und kein Tor. Er glaubt, die Fassade des Kreml verberge nicht viel, und meint, es liege im Bereich des Möglichen, daß die ganze Front sogar einstürze. Daran glaube ich allerdings nicht.

Wir trafen den Vorsitzenden der Gewerkschaften. Er war seinerzeit Landarbeiter, Polizist, Matrose und Abgeordneter. Seine ersten Worte waren: «Wir wollen keinen Wesley aus England und auch keinen Father Divine aus Amerika.» Männer wie er hassen Religion, weil sie nicht wissen, was sie bedeutet. Aber eine neue Lebensqualität, die von Herzen kommt und einen Kampf für absolute Maßstäbe führt, findet bei ihnen echten Widerhall. Sie verstehen, was Ideologie

<sup>1</sup> Schlachthof in der Nähe von Hill Farm.

ist. Am Ende fragte er: «Wie komme ich zu der inneren Ruhe, die mir hilft, zu erkennen, was richtig ist?» Zum Schluß zog er einen Zwanzigmarkschein aus der Tasche und gab ihn uns.

Es ist interessant, auf dieser Berlinreise zu beobachten, daß zwar das Echo gewaltig ist und sich die Deutschen durch die Worte von Irène Laure über Frankreichs Fehler und die Worte Jaegers<sup>1</sup> über die Mängel Englands überaus angesprochen fühlen, daß aber noch kein einziger Deutscher auch nur angedeutet hat, er fühle sich für die Geschehnisse der Vergangenheit oder der Gegenwart mitverantwortlich. Wir haben viele kennengelernt, die selbst unter Hitler gelitten hatten und meinen, mehr getan zu haben als die meisten von uns. Andere wieder glauben, daß Hitler verrückt war und sie in die Katastrophe geführt hat – aber ihre Kritik gilt vor allem seinem Versagen. Ein Mann sagte, es sei unvernünftig von den Holländern, daß sie sich vier Jahre nach Kriegsende noch immer über die Vergewaltigung ihres Landes gekränkt fühlen. Die Deutschen würden eben Handel mit anderen Ländern treiben, wenn die Holländer in dieser Haltung beharren, sagte er. Es ist wahrscheinlich immer ein Kampf, wenn es um den innersten Hochmut eines Volkes geht.

Madame Irène Laure, die zur gleichen Zeit wie Howard in Berlin war, war jahrelang Abgeordnete für Marseille im Vorstand der Sozialistischen Partei und Generalsekretärin der Sozialistischen Frauen Frankreichs gewesen. Während des Krieges spielte sie eine führende Rolle in der Widerstandsbewegung. Howard schrieb über sie:

«Man folterte ihren Sohn, um sie zu zwingen, Geheimnisse der Widerstandsbewegung preiszugeben. Sie weigerte sich, aber ihr brach das Herz, und Haß erfüllte ihr Leben. «Ich hatte nur noch einen Wunsch», sagte sie, «alle Deutschen zu vernichten.»

Sie wurde nach Caux eingeladen. Sie kam voller Skepsis, aber dachte, daß sie auf alle Fälle mit ihrem Sohn dort Ferien machen könne. Am ersten Tag hörte sie Deutsche zu den versammelten Gästen sprechen; aber diese Deutschen gaben ehrlich die Fehler der Vergangenheit zu und sahen die Notwendigkeit einer Änderung im eigenen Volk ein.

Das Herz der Französin war in Aufruhr. Drei Wochen lang versuchte sie, wie sie selbst sagt, «den Floh im Stroh zu finden». Es gab keinen Floh. Es war Wirklichkeit. Der eiserne Haß schmolz. Sie beschloß, sich zu ändern. Sie fuhr nach Deutschland, lebte in deutschen Familien und sprach zu Millionen über den Rundfunk, auf Massenversammlungen und in sieben westdeutschen Länderparlamenten.

<sup>1</sup> William Jaeger, seit dreißig Jahren in der Industrie und den Gewerkschaften für die MRA tätig.

Irene Laure sagt: «Können Sie verstehen, welche Änderung es für mich bedeutet hat, nach Deutschland zu kommen? Die Trümmer, die ich sah, hatte ich in meinem Herzen herbeigewünscht. Ich bin Mutter und Großmutter. Ich bin Sozialistin, mein Leben lang habe ich von Brüderlichkeit gesprochen, und dennoch habe ich diese Trümmer herbeigesehnt. Ich mußte die Menschen, die in diesen Trümmern leben, um Verzeihung bitten für meinen Haß. Ich mußte die 50000 Frauen um Verzeihung bitten, die, grau vor Erschöpfung, in Berlin diese Trümmer wegräumten.

Ich kann die Ruinen in meinem eigenen Land ebensowenig vergessen wie die in allen Ländern, die von den Deutschen überfallen wurden. Aber ich konnte den Haß in meinem eigenen Herzen erkennen und um Vergebung dafür bitten. Die Änderung in mir hat zur Änderung in vielen Deutschen geführt.»

Während dieser Zeit in Berlin kam ein Telegramm von Buchman, das die ganze Mannschaft in die Schweiz einlud, nur Howard nicht. Er fuhr nach Hause. Während der Sommerferien zeltete er mit den Kindern auf der Farm.

P. D. H. an seine Eltern

Liebste Mum und Dad,

Seit vier Tagen tue ich etwas, was ich seit zwanzig Jahren nicht mehr getan habe. Ich schlafe mit den Kindern in einem Zelt im Freien.

Vor zwanzig Jahren konnte ich noch eine ganze Nacht im Freien wie ein Murmeltier schlafen. Heute nicht mehr. Aber ich ruhe mit tiefem Frieden im Herzen und lausche den nächtlichen Geräuschen um mich herum.

Oben in Abbot's Hall<sup>1</sup> sind viele Nachtigallen. Sie singen die ganze Nacht, und wenn es windstill ist, kann man den Schlag ihrer tiefen Töne hören und sich die Kraft vorstellen, die ein so kleiner Vogel braucht, um so laut und klangreich zu singen.

Irgendwo aus der Ferne, ich glaube aus Waldingfield, tönt der Stundenschlag einer Kirche herüber. Der Regen plätschert, leise bewegt der Wind das Zelt und zupft an den Saiten der Bäume.

Mein Herz schwang sich über Jahre und Meilen hinweg, während ich nachts da draußen lag. Ich erinnerte mich an Vaters Forellen, die rot und silbern gegen Abend im Schilf des Baches aufblitzten. Ich erinnerte mich an den alten Farmer White und an Miss Redstone, wie sie Whist mit Euch beiden spielten und jedesmal, wenn Vater mit der Hand durch seine Haare fuhr, behaupteten, er schwinde beim Spiel. Ich erinnerte mich an lange Wartezeiten mit Mutter auf der

<sup>1</sup> Eines der Gebäude auf Hill Farm.



Heide, wenn das Wasser auf dem feuchten Holz nicht kochen wollte und Vater dann endlich durch das Heidekraut kam – nur etwa zwei Stunden zu spät.

Ich werde langsam älter und habe nicht mehr die knabenhaft wilde Freude, wenn ich einen Fluß rauschen höre oder wenn Berge und Heide in ihren herben Farben vor mir erscheinen. Seltsamerweise sind es die Erinnerungen an die Stunden, die wir mit Euch dort verbrachten, die mich jetzt mit tiefer Befriedigung erfüllen.

Wenn ich nachts so draußen lag, war es, als ob vieles seinen richtigen Sinn bekomme. Ich dachte an John, und er schien mir sehr nahe. Unter dem Sternenhimmel scheint mehr Raum und mehr Gewißheit zu bestehen als am hellichten, geschäftigen Tag. Ich bin dessen mehr und mehr gewiß, daß diese Jahre nur ein kleiner Teil einer großen Geschichte sind.

Jugend und Alter, Fehlschlag und Erfolg, es ist alles nicht so wichtig, außer daß Gott da ist, uns liebt und Menschen wie mir vergibt, wie wir auch einander vergeben.

Am Morgen ließ ich die Jungen im Zelt weiterschlafen, stand früh auf und fand jeden Tag die Sonne vor der Tür. Hasen hoppelten davon und hinterließen silbrige Wellen im taufrischen Gras. Ganz oben auf der Ulme saß ein alter Kuckuck und schrie laut auf mich ein. Ich fütterte die Ochsen, fachte das Feuer an und machte das Frühstück, bevor die Tagesarbeit begann.

Erst im Februar 1950 hörte Howard wieder von Buchman. Er wurde von ihm nach Rom eingeladen und fuhr über Lille und Paris dorthin.

P. D. H. an Doë

Paris, 18. Februar 1950

Lille war ein Erlebnis. Die Pressekonferenz war einzigartig, eine der besten, die wir erlebt haben. Vierzig Journalisten mit ihren Frauen waren da. Heute morgen brachten alle Zeitungen in Lille, außer der kommunistischen, positive Berichte.

Von dort fuhren wir zum Kardinal, der uns in seinem Palast empfing. Er sprach ungefähr zwanzig Minuten lang und sagte zum Schluß: «Es freut mich, Ihnen sagen zu können, daß ich Ihre Arbeit gutheiße; ich bitte Gott, Sie zu segnen.»

P. D. H. an Doë

Unterwegs nach Rom  
Februar 1950

Rate einmal, wo ich bin! Ich sitze im Schlafrock im Gästezimmer von Tante Marie<sup>1</sup> in Monte Carlo, und die Morgensonne strahlt zum Fenster herein.

<sup>1</sup> Doës Tante, die die Howards seit dem Krieg nicht mehr gesehen hatten.

Je näher wir Monaco kamen, desto weniger konnte ich mich an ihre Adresse erinnern. Aber als wir gestern um ein Uhr in Nizza ankamen, sah ich im Telefonbuch nach – und gottlob war ihr Name drin. Ich rief gleich an. Sie konnte nicht glauben, daß ich es sei, und erkundigte sich ganz aufgeregt nach Dir. Dann bat sie mich, sofort zu kommen. So nahm ich den Autobus über die obere Corniche. Tante Marie wartete schon an der Haltestelle, und sie und Audrey (ihre Gesellschafterin) – sie haben sich beide nur wenig verändert – bereiteten mir einen königlichen Empfang.

Seit unserer Hochzeit waren wir nicht mehr hier, und als ich gestern ohne Dich durch die Provence fuhr, mußte ich unwillkürlich an die Zeit vor unserer Hochzeit denken. Wie hatte ich mir gewünscht, mit Dir ein vollkommenes Leben aufzubauen, und wie sehr hatte ich gehofft und geplant, es mit Dir und für Dich zu tun, und wie oft habe ich versagt. Aber diese Jahre mit so vielen verbliebenen Träumen und zerbrochenen Hoffnungen sind für mich dennoch wie das großartige Schauspiel eines nicht endenden Abenteuers, es hat mir weit über alle Erwartungen Glück beschert. So danke ich Dir von ganzem Herzen. Du bist mir eine wunderbare Frau, und die Zukunft verspricht voller Freude für uns beide zu werden.

Rom

P. D. H. an Doë

Februar 1950

Wir wohnen hier in der alten Militärakademie neben dem Petersdom. Rom macht immer noch einen wohlhabenden und eleganten Eindruck. Die Armen sind sehr arm und die Reichen sehr reich. Von einem besiegten Volk merkt man nicht viel, nur in der Nähe von Rom ist alles Land von den Deutschen auf ihrem Rückzug nach Norden verwüstet worden.

Gestern abend fuhren wir im Wagen durch die Stadt und sahen uns das Kolosseum bei Mondlicht an. Seltsam ist es, dort zu stehen, wo man die Löwen und auch die Christen gefangenhielt. Für über eine halbe Million Menschen hatten sie hier Sitzplätze, und alle konnten besser sehen, was vorging, als es heutzutage bei einem Fußballmatch möglich ist. Wir blieben auch vor dem Vatikan stehen – viele Fenster waren noch erleuchtet. Unter dem Altar des heiligen Petrus hat man mit Ausgrabungen angefangen, und es heißt, die Gebeine des Heiligen seien dort gefunden worden.

Es war eigentlich beklemmend, auf dem großen Platz zu stehen, wo Mussolini seine Reden gehalten hat, und zu dem einsamen kleinen Balkon hinaufzuschauen, von dem dieser Machthaber seine Worte herunterdonnerte und die Menge dazu «Duce, Duce!» schrie. Heute gehen die Leute vorbei, ohne auch nur einen Blick hinaufzuwerfen. Interessant, wie rasch diese Machthaber

stürzen. Mussolini hatte hier so absolut geherrscht, wie jeder andere Diktator heute in einem Lande herrscht – aber ein Windstoß hat ihn weggeblasen, und wir sind immer noch an der Arbeit.

In Rom sollte Howard jene Freiheit und Verpflichtung finden, nach der er vier schmerzvolle Jahre hindurch gesucht hatte:

«Ich konnte mit Buchman keine Freundschaft aufbauen, indem ich versuchte, ihm zu gefallen. Mit einer fast unverständlichen Heftigkeit, die aber ihre Wirkung nicht verfehlte, kämpfte er gegen die Schwäche in denen, die versuchten, ihren Glauben auf ihn als Menschen zu setzen. Aber wenn ich alles im Kampf einsetzte, dann fand ich mich von selber in einer echten und anspornenden Kameradschaft an seiner Seite. Er glaubte, das sei das natürliche Band zwischen allen, die Gott lieben. Ich konnte seine Freundschaft nicht verdienen. Er gab sie ohne Rückhalt allen, bei denen er ein kämpfendes Herz spürte. Er sagte, was er fühlte, ob es richtig war oder falsch, und erwartete dasselbe von jedermann.

«Gesalzen mit dem Feuer der Disziplin» war ein Wort, das er liebte und oft wiederholte. Er zitierte die Worte William Penns, die durch die Jahrhunderte hallen: «Die Menschen müssen entscheiden, sich von Gott regieren zu lassen, oder sie verdammen sich dazu, von Tyrannen beherrscht zu werden.» Er wußte, daß dies nicht nur für Völker gilt, die um die Erhaltung ihrer Freiheit ringen, sondern auch für jeden Menschen, der frei sein will von der Diktatur in der eigenen Familie oder von der Knechtschaft des Lasters und der Gewohnheiten.»

In jenen Ostertagen in Rom hatte Howard zwei klare Gedanken: «Lebe Gott zuliebe absolute Reinheit. Du wirst für alle Zeit im Herzen dieser Revolution deine bleibende Wohnung aufschlagen.»

«Das bedeutete für mich die gleiche Trennung von jeder menschlichen Sicherheit wie die, der Buchman gegenüberstand, als er seine bezahlte Stellung aufgab. Es konnte bedeuten, daß ich nie mehr in mein eigenes Heim oder in mein eigenes Land zurückkehren werde. Es hieß, für alles bereit zu sein, was Gott je verlangen könnte.»

P. D. H. an Doë

Rom  
März 1950

Seit vielen Tagen versuche ich vergeblich, mich an die Schreibmaschine zu setzen und Dir von unserem Besuch im Petersdom zu schreiben. Wir sahen, wie

der Papst in vollem Ornat auf seinem Thronsesſel durch die Menge getragen wurde, und waren in den Katakomben und in der Villa d'Este. An den meisten Tagen geht das Leben von fünf Uhr früh bis Mitternacht nonstop.

In mancher Hinsicht hat mir diese Reise eine ähnliche Erfahrung gebracht, wie sie Buchman damals in England gemacht hat. Seine Eigenschaften habe ich zwar nicht bekommen, wohl aber sein Maß an Verpflichtung. Hilf mir, daß es so bleibt.

Wenn ich an die Zukunft denke, so weiß ich, daß eine Erfahrung des Kreuzes der einzige Zement unserer Arbeit ist. Jede Spaltung in unserer Arbeit oder zwischen Menschen überhaupt stammt von der Weigerung, sich dem Kreuz zu stellen. Am Kreuz hören Angst und Schmeicheleien auf. Wir müssen jetzt für Gott einen Kern von geeinten Menschen schaffen, die ihr Leben lang alles gemeinsam und nichts für sich allein tun werden.

Es ist mir klar, daß wir selber keine Ideologie in unserem Leben haben, wenn wir nicht Menschen zur entscheidenden Erfahrung ihres Lebens bringen. Das heißt nicht, daß man jeden sogleich so weit bringen kann; aber es heißt, daß immer einige so weit mit uns gelangen werden. Buchman ist kernecht und direkt und fühlt sich durch Leute, denen das nicht paßt, keineswegs behindert.

Ich muß viel an die Jugend denken. Sie wächst einem sehr ans Herz. Ich habe das Gefühl, daß viele, vielleicht sogar die meisten, das Kreuz nicht in der Tiefe erlebt haben, wo sie ihren eigenen Willen einem höheren Willen unterstellen. Man stößt bei ihnen auf eine stahlharte Philosophie – zwar mit dem Charme der Jugend bekränzt, jedoch entschlossen, den eigenen Willen in vielen Dingen durchzusetzen und «Diktatur!» zu schreien, wenn irgend jemand sie aufhalten will. Erwachsene dürfen die Jugend weder unterdrücken noch sie zu stereotypen Anpassern machen. Es ist ebenso nötig, den Geist dieser Jugend zu ändern, die glaubt, der Welt durch Rebellion und Dreistigkeit Pionierdienste zu leisten.

P. D. H. an Doë

Rom  
März 1950

Ich arbeite hauptsächlich mit der Jugend. Sie ist gleichzeitig himmlisch bezaubernd und höllisch selbstüchtig. Es fehlt nur wenig, und schon sind sie abends fort – Rauchen, Trinken und Frauen. Diese jungen Leute verlangen nach Vergnügen, aber auch nach der tiefsten geistigen Wahrheit. Nicht durch Reden werden sie gewonnen, sondern durch die Echtheit unseres Lebens und durch allzeit angewandte absolute moralische Maßstäbe. Man darf sich mit keinem Wort und in keinem Augenblick gehen lassen, sonst verliert man sie. Es ist bezeichnend, daß genau die Leute, die aus lauter Angst, für fromm ge-

halten zu werden, mit ihnen Unsinn treiben, sich ihnen anbiedern und gewagte Witze machen, sie schließlich verlieren.

Diese Wochen waren der Wendepunkt in Howards Leben. Er war auch wieder an Buchmans Seite: «Ich ging eines Tages den Flur entlang und hörte Buchman sagen: «Ganz wie in alten Zeiten, Peter, nicht wahr?» Das war alles.»

Rom

P. D. H. an Doë

16. März 1950

Die letzten Tage in Rom waren die besten, die ich mit Buchman bisher erlebt habe. Es geschah nichts Dramatisches. Ich habe mit ihm ausführlich, offen und einfach die Zukunft unserer Arbeit besprochen. Die Art, wie er bis zum Kern der Situation hier vorgestoßen ist, ist lehrreich. Er ist so komisch. «Halleluja», sagte er neulich. Und als einer der jungen Amerikaner ihn erstaunt ansah, fügte er hinzu: «Das war unser College-Kriegsruf.»

Rom

P. D. H. an Doë

17. März 1950

Gestern nach dem Tee ging die ganze Gesellschaft ins Kino, und ich blieb mit Buchman zurück. Wir sprachen ganz offen über die vergangenen Jahre. Ich sagte ihm, es sei meine Schuld gewesen, daß ich nicht an seiner Seite geblieben, sondern von ihm weggelaufen war. «Ja, ich habe es auch so empfunden», antwortete Buchman. «Aber ich glaube, es war genauso meine Schuld. Ich hätte es dir leichter machen und früher mit dir sprechen können; aber mir fehlte die Kraft, und vielleicht war die Zeit noch nicht reif dazu.» Ich sagte, daß man manchmal einen Punkt erreicht, wo man, ohne sich einer Sünde bewußt zu sein, einfach nicht weiß, wie und wohin man sich wenden soll. «Das verstehe ich», sagte Buchman, «und ich habe das bei dir gespürt, aber immer und immer wieder wußte ich, daß du anders werden wirst.»

Buchman fühlt, daß einige der jungen Leute meinen, es drehe sich alles um sie und sie wüßten alle Antworten. Dazu meinen sie noch, uns zu helfen, indem sie möglichst oft und öffentlich gegen die Autorität der Älteren rebellieren. An eines unserer Zentren sandte er gestern folgendes Telegramm: «Die Jugend ist nicht alles. Wenn sie nicht wie alle anderen arbeiten wollen, schickt sie heim. Mit den besten Empfehlungen, Frank.»

In Rom begann für Howard eine elf Jahre dauernde, anstrengende Arbeit an Buchmans Seite. Im Mittelpunkt ihrer Beziehung stand Gott und keine falsche

menschliche Loyalität. Diese Erfahrung blieb nicht am Persönlichen haften. Howard war frei geworden für eine Führerschaft, die für viele Völker und zahllose Menschen bedeutungsvoll werden sollte. Er hatte weder den Glanz persönlicher Macht, noch fühlte er sich für ein spezielles Land besonders verantwortlich. Aber er wurde zu einer überzeugenden, zündenden Kraft im Kampf für das Gute gegen das Böse, für den allmächtigen Gott gegen den allmächtigen Menschen.

## I 2

Von 1950 an arbeitete Peter Howard an Frank Buchmans Seite. Er war in jenem Sommer mit ihm in Caux, als die erste einflußreiche Gruppe von Japanern, die nach dem Krieg ihr Land verlassen konnten, dort ankam. Damals schrieb er darüber:

«Zu der Gruppe von sechsundsiebzig Japanern gehörten die Gouverneure von sieben Präfekturen, Abgeordnete aller Parteien, die Bürgermeister von Hiroshima und Nagasaki, Geschäftsleute, Gewerkschaftler und Persönlichkeiten aus dem Schulwesen, der Presse und dem Rundfunk.

Vor ihrer Abreise hatte ihnen Premierminister Yoshida gesagt: «1870 reiste eine Gruppe von Japanern in den Westen. Als sie zurückkamen, änderten sie das gesamte japanische Leben. Wenn diese Delegation zurückkehrt, wird auch sie einen neuen Abschnitt in unserer Geschichte einleiten.»

In Caux begann sich in der japanischen Delegation das Geheimnis der zukünftigen Einheit Japans abzuzeichnen. Zu den Delegierten gehörte der Polizeipräsident von Osaka, Eiji Suzuki. Seine Frau erzählte, sie wisse nie, wenn er morgens das Haus verlasse, ob er abends heil zurückkommen werde. Er ist ein großer, kräftiger Mann mit der harten Maske, die seine Stellung erfordert. Einer seiner erbittertsten Feinde, Katsuji Nakajima, ein Führer der Metallarbeitergewerkschaft Japans, gehörte ebenfalls der Delegation an.

Nakajima ist kaum halb so groß wie der Polizeipräsident, aber eine Kämpfernatur. Er erlebte die Atomexplosion in Hiroshima mit und trägt heute noch die Narben davon. Er haßte den Polizeipräsidenten so sehr, daß er auf der ganzen Flugreise kein Wort mit ihm wechselte.

Seine Augen funkeln feurig hinter seiner Brille. Aber Tränen stillten dieses Feuer, als er eines Tages in Caux den Polizeipräsidenten für seinen Haß um Verzeihung bat.

Am nächsten Tag bat der Polizeipräsident Nakajima um Verzeihung für seinen Haß gegen die Sozialisten und Kommunisten. Er sagte: «Ihre großzügige Haltung hat mich überwältigt.»

Ein Ausländer, der seit Jahren in Japan lebt und die große Zurückhaltung und den Stolz dieses Volkes kennt, erklärte, er hätte dies niemals für möglich gehalten, wenn er es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte. Einer der japani-

schen Abgeordneten beschrieb diese Szene als «das größte Geschenk, das man Japan machen konnte. Das war die Antwort auf den Haß, der unser Land in einen Bürgerkrieg zu reißen droht.»

Die Japaner wiesen in einer Erklärung, die im *Observer* erschien, auf die Bedeutung ihrer Reise hin. Darin heißt es: «Rußland hat in Asien Fortschritte gemacht, weil die Sowjetregierung die Kunst der ideologischen Kriegsführung beherrscht. Sie kämpft um die Herzen der Menschen. Wir fordern die Regierungen und Völker des Westens auf, das gleiche zu tun – Sachverständige in der Philosophie und Praxis der Moralischen Aufrüstung zu werden; denn das ist die Ideologie der Zukunft. Dann wird ganz Asien aufhorchen.»

Als diese Japaner im Juli nach Washington kamen, sprachen sie zum erstenmal in der Geschichte als Vertreter ihres Volkes zu beiden Häusern des US-Kongresses. Howard beschrieb dieses Ereignis:

«Mr. Kuriyamas Rede<sup>1</sup> wurde durch lauten Beifall unterbrochen. Am Schluß erhoben sich die Senatoren bewegt von ihren Sitzen. Er sagte: «Wir kamen nach Caux auf der Suche nach dem wahren Inhalt der Demokratie. Wir haben nun die Ideologie gefunden, die der Demokratie in Japan die nötige Kraft geben wird. Japans große Fehler in der Vergangenheit tun uns aufrichtig leid. Wir haben damit die fast hundertjährige Freundschaft zwischen unseren beiden Staaten gebrochen.» Der Senat und die Besucher auf den Galerien saßen in atemloser Stille, tief bewegt von dieser Entschuldigung.

Dazu schrieb die *New York Times* folgenden Kommentar: «Friede und Freundschaft können sogar nach den furchtbarsten Ereignissen wiederkehren. Unter den Gästen von gestern befanden sich die Bürgermeister von Hiroshima und Nagasaki. Wenn sogar sie empfanden, daß sie etwas zu vergeben hatten, dann haben sie dieses Wunder vollbracht. Es war wie ein Blitzlicht aus dem dunklen Heute in eine Zukunft, in der alle Menschen Brüder sein könnten.»

In den nächsten zwei Jahren verbrachte Howard viele Monate in Amerika. Der Schmerz, sich von seiner Familie trennen zu müssen, wurde mit den Jahren nicht geringer. Sein Sohn Philip gewann ein Stipendium für Eton, dann für Oxford. Aber seinem Vater war es selten möglich, ihn zu besuchen. Er verpaßte Philips letztes Semester in Eton und die nachfolgenden Semester in Oxford; ähnlich ging es ihm mit Anne und Anthony, vor allem aber mit Doë, die für die Kinder sorgte und ihm über dreitausend Meilen Ozean hinweg Unterstützung und Ermutigung gab.

<sup>1</sup> Chojiro Kuriyama, Mitglied der Regierungspartei im japanischen Unterhaus.



P. D. H. an Doë

Es ist immer eine Qual, Abschied nehmen zu müssen. Mir selber standen die Tränen in den Augen, als ich Ant weinen sah. Er ist ein lieber Kerl, und ich wünschte nur, ich hätte mehr mit ihm und für ihn tun können. Genau wie ich haßt er es, denen Lebewohl zu sagen, die er lieb hat. Irgendwie ist mir dieser letzte Abschied schwerkgefallen. Ich bin mir bewußt, daß wieder eine Ferienzeit vorbeigegangen ist, in der wir als Familie nur allzu kurz beisammen sein konnten.

Howard fuhr mit einer zweiten japanischen Delegation nach Amerika.

New York

P. D. H. an Doë

3. Mai 1951

Wir sind eben mit den Japanern aus Washington zurück. Ein Essen fand für uns in dem Saal statt, in dem auch General MacArthur empfangen worden war, und es wurde so voll, daß sogar Joe Martin (Präsident des Unterhauses) keinen Stuhl mehr finden konnte.

Mackinac Island

P. D. H. an Doë

1. Juni 1951

Gestern in aller Frühe erschien der Mann der *New York Times*. Buchman war großartig mit ihm. Gleich am Anfang sagte der Journalist: «Ich bin zynisch – dafür werde ich bezahlt.» Worauf Buchman, der ihn allen und jedem vorstellte, bemerkte: «Erzählt ihm ja nichts Positives – nur Negatives. Nur das will er hören.» Der Mann war von alledem ganz eingenommen.

Der INS<sup>1</sup> hat heute von Detroit angerufen und mich zu ihrem Korrespondenten für die Konferenz gemacht. Seit Beaverbrooks Zeiten ist dies meine erste bezahlte Arbeit. Morgens und abends muß ich je zweihundertfünfzig Worte abschicken, was nicht zu schwierig ist. Sie zahlen mir dafür lumpige hundert Pfund. Die AP<sup>2</sup> verlangt von mir hundertfünfzig Worte – aber unbezahlt. Die AP-Korrespondentin in Mackinac kriegt die Dollars, und wir tun die Arbeit. Doch wenigstens erreichen wir so Millionen von Menschen.

Es ist eine Freude und zugleich lehrreich, zu beobachten, wie Buchman solch eine Konferenz vorbereitet. Vorgestern abend hatte er große Schmerzen. Er

<sup>1</sup> International News Service.

<sup>2</sup> Associated Press.

ging eine Zeitlang durch richtige Qualen. Er sagte nur: «Mir passiert das oft vor großen Ereignissen – wahrscheinlich, damit ich völlig von Gott abhängig werde.» Am Abend betete er: «Mach aus mir einen besseren Menschen. Ich danke dir für die Schmerzen, sie läutern und stärken. Amen.»

Der Flieder schlägt hier gerade aus, der Frühling kommt spät.

Detroit

P. D. H. an Doë

23. Juni 1951

Unerwartet kam ich über Nacht hierher und erlebte bei der Ankunft auf dem Bahnsteig eine sehenswerte Szene mit. John L. Lewis<sup>1</sup>, der die Gewerkschaft der Fordarbeiter in Detroit (75 000 Mitglieder) mit seiner eigenen zu vereinigen hofft, stieg aus dem gleichen Zug aus, um hier eine Rede zu halten. Eine Blechkapelle und eine drängende Menge von Gewerkschaftlern empfingen ihn. Die meisten trugen Hüte, auf denen «Solidarität» geschrieben stand. Sie sangen zur Melodie von «Glory, glory, Hallelujah» «Solidarität für immer, die Gewerkschaft macht uns eins».

John Lewis ist ein abgekämpfter Mann mit blassem Gesicht, viel kleiner, als ich ihn mir vorgestellt hatte – ein typischer Waliser, direkt aus dem Rhonddatal. Der Empfang belebte ihn; aber er sah eher wie ein einsamer kleiner, gelber Löwe in einem Kinderbilderbuch aus.

Jetzt sind wir auf dem Flugplatz und warten auf eine Maschine. Eddy Rickenbacker<sup>2</sup> hält nämlich morgen in Miami eine Sitzung ab mit zweihundert seiner Direktoren und höheren Angestellten aus siebenundachtzig Städten. Sie haben uns telefonisch gebeten, bei der Gelegenheit über die MRA zu berichten.

Nach der überraschenden Verständigung in der Auseinandersetzung innerhalb der National Airlines war nämlich das Interesse aller in Miami stationierten Luftfahrtgesellschaften groß. Damals schrieb Howard:

«Anfang 1951 hätte man den Goodwill unserer Fluggesellschaft leicht für tausend Dollar kaufen können», sagte ein Mitglied des Aufsichtsrates der National Airlines. «Heute könnte man ihn für Millionen nicht mehr haben.»

Eine jahrelange Fehde war die Ursache dieses längsten Streiks in der Geschichte der National Airlines gewesen, und ein weiterer Ausstand zeichnete sich schon am Horizont ab. «Aber die Moralische Aufrüstung brachte diesen Streik mit einem Schlag zum Stehen» – sagte «Slim» Babbitt, der stellvertretende Vorsitzende des Pilotenverbandes der amerikanischen Luftlinien (ALPA).

<sup>1</sup> Präsident der US-Bergarbeitergewerkschaft.

<sup>2</sup> Captain E. Rickenbacker, Präsident der Eastern Airlines.

Zwei Männer standen im Brennpunkt dieser Fehde. Der eine war Babbitt selber, der andere G.T. Baker, Präsident der National Airlines.

«Slim» Babbitt sagt: «Wir waren Todfeinde.»

Baker ist zäh und unersetzbar, ein Mann, der sich von ganz unten bis an die Spitze seines großen Unternehmens hinaufgekämpft hat; das hat ihn rücksichtslos gemacht.

«Slim» Babbitt ist ein Original voller Scharfsinn und steht mit beiden Beinen auf der Erde. Er ist in Tarifverhandlungen gut bewandert und hat furchtlos und unparteiisch für die Interessen der Piloten gekämpft.

Die Schwierigkeiten fingen vor vielen Jahren an; Mißtrauen, Furcht und Haß wuchsen ständig. Die Krise kam im Februar 1948, als Baker einen Piloten entließ, ohne ihm – so meinten die anderen Piloten – die Möglichkeit zu geben, in eigener Sache zu sprechen. Die Piloten der National Airlines traten in den Streik. Baker versuchte, den Betrieb aufrechtzuhalten, und holte sich Piloten, die nicht in der Gewerkschaft waren.

Die Pilotengewerkschaft schlug zurück. Flugzeuge führten Transparente mit der Aufschrift: «Fliegt nicht mit „National“». In den Hotels wurden Streichholzschachteln mit derselben Aufschrift verteilt. Vor den Büros der National Airlines standen Streikposten und warnten die Fluggäste, daß die Flugzeuge dieser Linie nicht sicher seien.

Baker verklagte die Gewerkschaft wegen Verleumdung auf £ 5000000 Schadenersatz. Nach zehn Monaten schaltete sich das Zivile Luftfahrtsamt ein und beantragte die Auflösung der National Airlines und die Aufteilung ihrer Dienstleistungen unter die anderen Fluggesellschaften.

Schließlich erklärte sich Baker bereit, die ALPA-Piloten wieder einzustellen. Aber nach «Slim» Babbitts Worten waren die Jahre zwischen 1948 und 1951 «viel schlimmer als der eigentliche Streik».

Babbitt behauptet, daß der Pilotenverband damals mehrere hunderttausend Dollar ausgab bei dem Versuch, Baker zu ruinieren.

Baker bemerkt dazu: «Genau das gleiche gilt für mich.»

Ende 1950 beschlossen Babbitt und die Piloten, der National Airlines und Baker den Todesstoß zu geben. Das Auflösungsverfahren schwebte immer noch, und im Dezember 1950 rief Babbitt die Piloten der National Airlines zu einer Streikabstimmung auf, die das Ende der Gesellschaft bedeutet hätte.

An diesem Punkt trat die Moralische Aufrüstung auf den Plan. Ein Geschäftsmann in Florida, der wohl die Moralische Aufrüstung, aber nicht Baker kannte, beschloß, die beiden zusammenzubringen. Direktoren der Fluggesellschaft sagten ihm, es sei ausgeschlossen, Baker zu sprechen. Aber der Geschäftsmann ließ nicht locker; er ging geradewegs in Bakers Büro und blieb darin sitzen.

Später beschrieb Baker diese Unterredung: «Ich suchte die Schliche, fand aber keine.» An jenem Nachmittag ging Baker alle zehn bis zwanzig Minuten in das Büro seines Vizepräsidenten. Er suchte nach neuen Wegen und kam zu dem Schluß: «Wir waren nicht ehrlich. Ich hielt mich immer für einen grundaufrichtigen Kerl – aber absolute Ehrlichkeit ist eben doch etwas anderes.»

«Slim» Babbitt kam Bakers neue Einstellung zu Ohren. Er glaubte kein Wort davon. Er schickte einige Piloten hin, die die Verhandlungen geführt hatten; sie sollten herausbekommen, was eigentlich los war.

Sobald Baker von ihrer Ankunft erfuhr, ließ er sie in sein Büro kommen. Das hatten sie nicht erwartet. Sie waren noch niemals darin gewesen. Einer von ihnen rief Babbitt an: «Rat mal, wo wir sind? Baker ist im Augenblick nicht im Zimmer, aber wir sitzen hier und rauchen seine Zigarren.»

Baker schlug Babbitt vor, die Vermittlung bezüglich des drohenden Streiks bis zum Ende der Konferenz der Moralischen Aufrüstung, die Anfang Januar 1951 in Washington stattfinden sollte, zu verschieben. Babbitt und einige seiner Piloten sollten mit Baker und einigen seiner Direktoren daran teilnehmen.

Babbitt war mißtrauisch. Aber schließlich willigte er ein. «Ich ging nur mit, um Baker auf der Spur zu bleiben», sagte er. In Washington weigerte er sich mit Baker und den anderen Delegierten im gleichen Hotel zu wohnen.

Aber nach der Vorstellung eines MRA-Theaterstückes trafen sie einander. Es war ihre erste persönliche Begegnung außerhalb des Gerichtssaales. Sie gingen in ein Hotelzimmer und sprachen sich aus. Später sagten sie: «In diesen drei Stunden kamen wir weiter als in den drei letzten Jahren.» Babbitt und Baker fingen an über die Weltlage zu reden. Dann entstand eine Pause. «Ich habe falsch gehandelt», sagte Baker plötzlich. Er zählte Babbitt auf, an welchen Punkten er in seinem Verhalten zu den Piloten im Unrecht gewesen war. «Er hat kein einziges Mal den Piloten die Schuld gegeben», berichtete Babbitt.

Babbitt gab Baker gegenüber zu, daß er viele von den dreizehn umstrittenen Beschwerden «glatt erfunden» habe, um Baker durch den Streik zu ruinieren.

Baker und seine Direktoren, Babbitt und die Piloten flogen nach Florida zurück. Danach sandte Baker der Konferenz für Moralische Aufrüstung ein Telegramm: «Wir sind daran, die Seile zu durchschneiden, die sowohl die National Airlines wie auch die Piloten gefangenhielten. Als Team wollen wir eine Fluglinie mit unbegrenzten Möglichkeiten schaffen. Solange ich nicht auf etwas Besseres stoße, werde ich auf die MRA als die Wunderpille hinweisen, die aus Leuten wirkliche Menschen macht.»

Im März gaben sie der Presse den Abschluß ihrer Verhandlungen bekannt. Das Zivile Luftfahrtsamt stellte das anhängige Verfahren zwecks Auflösung ein. Die Banken, die seit Jahren den National Airlines kein Geld hatten vorstrecken wollen, gaben ihnen Kredit für den Ankauf neuer Flugzeuge.

Diese Ereignisse machten Schlagzeilen in Amerika. Die Überschrift im *Miami Herald* lautete: «Mit Moralischer Aufrüstung beginnt ein Zeitalter der Verständigung.»

Die Beilegung des Streiks zwischen Baker und Babbitt hieß natürlich nicht, daß bei den National Airlines alle Schwierigkeiten für immer erledigt waren. Aber es bedeutete, daß ein wirtschaftlicher Engpaß, der die Fluglinie lahmgelegt hatte, beseitigt wurde.

D.W. Rentzel, der Vorsitzende des Zivilen Luftfahrtsamtes, gab folgende Erklärung ab: «Für alle, die mit der langen Geschichte dieses verbissenen und bitteren Streiks vertraut sind, ist die veränderte Haltung beider Parteien nichts anderes als ein Wunder.»»

Columbus Hotel, Miami  
25. Juni 1951

P. D. H. an Doë

Wir kommen von einer Zusammenkunft mit zweihundertfünfzig von Rickenbackers Direktoren und höheren Angestellten. Zum Schluß standen sie alle auf und schrien hurra, was bei dieser Hitze wahrscheinlich aus Erleichterung darüber geschah, daß die Sitzung zu Ende war.

Daß Du mich so ermutigst, Neues zu schreiben, bedeutet mir viel. Bin ich ehrlich, so glaube ich, daß ich Besseres schreiben könnte, als im Augenblick aus meiner Feder fließt. Schreiben verlangt sowieso Schweiß und Zeit. Man kann nicht einfach drauflosschreiben. Ich müßte mein Leben so planen, daß ich jeden Tag eine Stunde oder mehr dazu verwenden könnte. Während dieser Reisen ist das unmöglich. Wir werden es vielleicht einmal gemeinsam fertigbringen.

Chicago  
27. Juni 1951

P. D. H. an Doë

Heute hatten wir ein Essen mit Professor Moon. Er ist Kernphysiker und empfing fünfundzwanzig von uns im gleichen Häuserblock, in dem 1942 die ersten Kettenreaktionsversuche der Nuklearenergie gelangen. Mit uns waren vor allem Japaner, die zum Teil in Hiroshima und Nagasaki alles verloren hatten. Moon sprach zuerst, dann der Präsident der Hochschulstudenten von Osaka, danach drei Professoren der Universität Chicago. Anschließend Dein ergebener Gatte und als letzter der Führer von 300000 Textilarbeitern in Japan. Dann empfing uns der Bürgermeister, und später waren wir im Fernsehen. Heute nachmittag um fünf Uhr geht es in eine moderne Fabrik im Norden der Stadt und schließlich an eine öffentliche Veranstaltung, wozu die Presse auch kommt. Dann hoffentlich zu Bett.

Detroit

1. Juli 1951

P. D. H. an Doë

Gestern abend war es wirklich heiß hier, 37 Grad. Ich war müde, Barrett<sup>1</sup> konnte nach Hause fliegen, und Du warst weit weg. Plötzlich fühlte ich mich sehr allein. Da stieg ein kleiner, etwa achtjähriger Negerjunge in den Autobus ein, der vom Flugplatz in die Stadt fährt. Er setzte sich neben mich. Er war eben aus Hotsprings in Arkansas hierhergefliegen, wo er seit Januar im Spital gelegen war. Er war ganz aufgeregt, weil er seine Mutter wiedersehen sollte. Er hat mich in seiner ganzen Art so sehr an Ant erinnert. Als ich ihn nach seinem Namen fragte, antwortete er: «Man nennt mich Gee-Wizz.» Der Bub schwatzte munter drauflos und hat mich richtig aufgeheitert.

P. D. H. an Doë

17. Juli 1951

Nun geht es wieder fröhlich im Zug zurück nach St. Ignace. Im Flugzeug saßen heute die meisten Herren des Aufsichtsrates der Chicago and Southern Airlines, die sich gerade mit den Delta Airlines zusammenschließen. Die Herren luden mich ein, mich vorne zu ihnen zu setzen. Erst sagten sie ziemlich unwirsch, sie seien nicht scharf auf die MRA. Ich erwiderte ebenso energisch, ich sei gar nicht scharf auf ihre Fluglinie, aber ich sei wenigstens dabei, sie auszuprobieren. Wir verbrachten dann eine anregende Stunde miteinander.

Der Zug ist eben an Sumpfland vorbeigefahren. Ein Schwarm von Wildenten erhob sich und flog pfeilgerade davon. Dann kam ein trauriger Anblick. Eine einst herrliche Ranch, die aus der endlosen Weite des Waldes herausgehauen worden war und aus mindestens zwölf Gebäuden samt einem schönen Wohnhaus bestand, lag völlig verlassen da. Die Dächer waren schon längst eingefallen. Man sieht noch, wo einst die Felder lagen und die Zäune standen. Aber jetzt dringt der Wald wieder herein, und in wenigen Jahren wird wohl alles verschwunden sein.

Miami

Januar 1952

P. D. H. an Doë

Im Autobusstreik ist hier etwas Wichtiges geschehen. Pawley<sup>2</sup> hat aus Portugal telegraphiert, wohin er mit Lovett<sup>3</sup> zur NATO-Konferenz geflogen war.

<sup>1</sup> R. M. S. Barrett, Edinburg, arbeitet seit 1932 mit der MRA.

<sup>2</sup> William D. Pawley, Präsident der Miami Bus Company und US-Botschafter in Brasilien und Peru.

<sup>3</sup> Robert A. Lovett, US-Verteidigungsminister.

Er bittet Newton und mich, seinen Dank für die «großartige Hilfe» entgegenzunehmen, die die MRA bei der Beilegung des Streiks der Miami Bus Co. geleistet habe, und seinen Dank auch an «die anderen weiterzuleiten». Soweit es um menschliches Verdienst geht, gebührt der Dank Frank Buchman, der die Idee zur Lösung dieses Konflikts hatte und der darum kämpfte, daß sie ausgeführt wurde. Gott hat seine Wunder gewirkt.

Buchman soll nun operiert werden. Heute kommt er ins Krankenhaus. Er sagte mir: «Danke für alles. Ein paar Tage lang sehe ich dich nicht, und wenn dies das Ende ist, nun, was ist das schon? Es gibt ein Leben nach dem Tod.»

Noch nie war ich körperlich so erschöpft wie jetzt. Unsere Leute hier müssen lernen, daß die MRA nicht eine Idee ist, die man fördert. MRA, das sind Menschen, deren erstes Anliegen es ist, das Unrecht in der Welt zu beheben. Das verlangt eine Leidenschaft, die ebenso verzehrend ist wie diejenige, die alle Ideologien für sich in Anspruch nehmen, die aber zudem eine Änderung durch die Umwandlung der menschlichen Natur bringt. Mit dieser Leidenschaft werden die brennenden Probleme der Stunde angepackt – nicht mit der Nase in der Luft, sondern mit beiden Beinen auf der Erde.

Miami

P. D. H. an Doë

18. März 1952

Wir müssen uns hier immer noch mit einer tiefsitzenden Organisationsmentalität befassen. Es herrscht die eigenartige Ansicht, daß eine organisierte Aktivität Menschen und Nationen verändern werde. Wenn solch organisierte Aktivität das wirklich täte, so hätte es die UNO schon längst getan. Es ist natürlich ein viel billigeres Verfahren als das Kreuz.

Gestern abend spielte ich in der Dämmerung mit Campbell<sup>1</sup> eine Runde Golf. Wir sahen einen prachtvollen Buntspecht und zwei dunkelrote Kardinäle mit kleinem Kamm.

Es ist schön, eine Weile bei Dir zu sitzen. Fast ist es, als werdest Du mir antworten, wenn ich spreche.

Allentown (Frank Buchmans Heimat)

P. D. H. an Doë

7. April 1952

Nach einer angenehmen sechsstündigen Bahnfahrt kamen wir gestern hier an. In den Zügen ist alles schrecklich teuer: drei Dollars für ein leidliches Essen und anderthalb Dollar für Tee und Sandwich.

<sup>1</sup> Dr. Paul Campbell, Dr. Buchmans Arzt.

Heute morgen sprach Buchman von seinen Eltern. Es ist rührend, wieviel die Erinnerung an seine Familie ihm noch immer bedeutet. Er erzählte: «Mein Vater sah auffallend gut aus. Mit einundvierzig gab er seinen Beruf auf, und mit einundachtzig starb er. Er war ein guter Obstzüchter. Einige seiner Apfelbäume stehen heute noch. Meine Großmutter Greenwalt ließ Seidenstoff und Korsetts eigens für sich importieren. Das war damals dasselbe, wie wenn man heute einen Cadillac fährt. Nirgends auf der Welt habe ich so gut geschlafen wie bei ihr auf dem Lande. Damals wollte ich meine alten Tage dort verbringen, aber jetzt nicht mehr.» Dann schaute er die Photographie seiner Mutter an und sagte: «Laßt das Licht brennen, ich sehe sie gerne an.»

New York

April 1952

P. D. H. an Doë

Mein Herz ist in diesen Tagen voll von Euch und von allem, was Ihr tut. Jetzt fängt die schöne Jahreszeit auf der Farm an. Bitte laß mich kurz wissen, wie es mit den Schweinen, den Schafen und dem Geld steht.

Ich stehe jetzt mitten in meiner Lebensarbeit, wenn ich sie auch erst spät gefunden habe. Es ist für mich das größte Wunder, von Gott zur Neugestaltung der Welt berufen zu sein. Wenn wir heute vor dem Zusammenbruch der Zivilisation stehen, so ist das kein nationales Problem. Es ist das Problem von Menschen, die ihre Eigensucht, ihre Pläne und Ansichten nicht opfern wollen, weil sie ihr Leben auf Kompromissen aufbauen.

Manche Leute meiden Buchman, weil er so kompromißlos das Böse angreift. Er läßt nichts durchgehen, sei es in der Küche oder an einer Konferenz. Ich wünsche mir diese Eigenschaft für mich selbst.

New York

21. April 1952

P. D. H. an Doë

Am Freitag kam eine Dame mit einer großen Schachtel Konfekt für Buchman und auch einer für mich. Buchman sagte: «Behalte deine für Doë»; das habe ich auch getan.

Buchman ist in großer Form. Gestern kam jemand zu ihm und weinte bittere Tränen darüber, daß er all die Jahre versagt und das Vertrauen Buchmans mißbraucht habe. Buchman sagte nur: «Oh, ich bin auch nur ein hoffnungsloser Versager. Ich habe lange nicht alles getan, was ich für euch hätte tun sollen...» Danach wurde es dem Betreffenden nur noch elender zumute. Zum Schluß betete Buchman: «Gott, vergib diesem alten Heuchler. Gute Nacht.»



Er sagte auch: «Einigkeit wächst dort, wo sich Menschen ein gemeinsames Ziel gestellt haben, das ihnen mehr als ihre eigenen selbstsüchtigen Absichten bedeutet. In Washington gibt es zu viele Ausnahmeregeln für Ausnahmefälle – da sitzt der Kern der Korruption. Sie beginnt mit Ehrgeiz und endet mit Ausbeutung. Der Sünde Lohn ist der Tod im anderen. Im Gegensatz dazu steht die Freiheit des Kreuzes, die den Tod des eigenen Ichs bedeutet. Die Männer, die ihre Völker am schlimmsten verführt haben, fühlen am stärksten, die Menschen müßten sich glücklich schätzen, sie als Führer zu besitzen. Eine neue Auffassung von Führerschaft tut darum Not.»

Wir führen einen Kampf um Amerikas Seele. Manche hier träumen nur von Erfolg – ein Fehler, der leicht von Männern gemacht wird, die an Massenbewegungen gewöhnt sind. Keine erfolgreiche Organisation kann aber ein angemessener Ersatz für eine lebendige Erfahrung Gottes sein.

P. D. H. an Doë

Chicago  
21. Mai 1952

Gestern morgen kamen wir nach einer guten, aber etwas holprigen Nacht im Zug in Chicago an. Ich wohne bei Oberst McCormick, dem bekannten Herausgeber der *Chicago Tribune*, und seiner Frau. Ich schreibe Dir im Bett in einem Zimmer, an dessen Tür eine große Messingplakette mit dem Namen Winston Churchill angebracht ist. Vor dem Krieg erholte sich der große Mann einmal hier, als er von einem Taxi angefahren worden war. Mrs. McCormick ist eine bezaubernde Dame und spricht viel und gerne über ihren Mann, den sie den «Oberst» nennt.

Oberst McCormick wurde in England erzogen und ging später nach Groton und Yale. Er sagt, daß ihm die Engländer den Patriotismus beigebracht haben. Für die Präsidentschaft tippt er auf Howard Taft und sie auf General MacArthur, den sie seit Jahren gut kennen. «Gewiß, MacArthur ist alb», sagte sie, «aber Churchill ja auch. Nur trinkt Churchill viel, MacArthur nicht.» Dann fügte sie hinzu: «Sagen Sie dem Oberst bitte nicht, daß ich für MacArthur bin – er würde mir sonst die Kehle von einem Ohr zum anderen durchschneiden.»

P. D. H. an Doë

Mackinac Island  
27. Mai 1952

Wir haben viel Arbeit. Ich schreibe für den *Chicago Herald American* tausend Worte über Buchman. Der Redakteur kam zu einem Essen, das in Chicago für uns gegeben wurde. Er ist ein scharfsinniger und kluger Mensch namens Harry Reutlinger. Vor dem Essen kam er auf mich zu und erklärte: «Ich will

Ihnen eines sagen – wenn es mir hier nicht gefällt, gehe ich.» Ich antwortete: «Wenn es mir hier nicht gefällt, gehe ich auch.» Das schien ihm sehr zu behagen, und später sagte er zu Campbell, er betrachte mich als seinen Blutsbruder.

Im Juli 1952 kam Peter Howard nach Washington zusammen mit einem Londoner Hafearbeiter, der 1949 mit anderen den berühmigten «Beaverbrae»-Streik ausgerufen hatte. Dieser Streik kostete England nach einer Schätzung der *Times* £ 217000000. Howard und der Hafearbeiter trafen sich privat mit einigen Senatoren und Abgeordneten des US-Kongresses:

«Die Senatoren wollten von diesem Hafearbeiter wissen, was ihn zum Kommunisten gemacht hatte. Er antwortete: (Ich hatte eine kleine Tochter. Weil wir sehr arm waren, bekam sie nicht genug zu essen. So starb sie. Am gleichen Abend kam ein Priester, betete mit mir und sagte, das Mädchen werde kostenlos beerdigt werden. In der Nacht aber kamen die Kommunisten und sagten zu mir: ‚Komm mit uns, und wir werden zusammen das System zerschlagen.‘ Damals trat ich der Partei bei.)

Dann interessierten sich die Amerikaner für seine kommunistische Schulung. Er berichtete ihnen, wie ihm beigebracht wurde, daß man Frauen bereithalten müsse für Männer, die eine Frau haben wollten – wie man Geld aufreiben und verwenden könne, um Menschen zu bestechen und zu gewinnen – wie man Eifersucht, Haß, Verzweiflung und Zwietracht fördern und anständige Menschen durch ihren Ehrgeiz und ihre privaten Laster unter sich uneinig machen könne. Dann erzählte er die Geschichte seiner eigenen Änderung und berichtete, wofür er jetzt kämpfe. Zum Schluß beschrieb er seinen Zuhörern, wie er und seine wiedergeeinte Familie zur katholischen Kirche zurückgekehrt waren.

Am Ende dieses langen Abends wollten die Senatoren gehen. Der Hafearbeiter sagte: «Einen Augenblick. Sie haben mir viele Fragen gestellt. Darf ich Ihnen jetzt eine stellen?» Die Senatoren waren überrascht, willigten aber ein. «Sie haben heute abend alle viel über den Kommunismus wissen wollen. Wie viele von Ihnen haben sich schon mit einem Kommunisten zusammengesetzt und ihn geändert?» Keine Antwort. So fuhr er fort: «Und wie viele von Ihnen wissen, wie man einen schwierigen Menschen, der aber kein Kommunist ist, ändert?» Wieder keine Antwort. Zum Schluß sagte der Hafearbeiter: «Wenn die Demokratie dieses Geheimnis lernt, wird sie die Welt gewinnen.»

Im September war Howard zusammen mit Buchman und einer größeren Gruppe in San Francisco. Der japanische Friedensvertrag sollte dort unterzeichnet werden. Fünf der sieben japanischen Unterzeichner verbrachten den Abend vor der Eröffnung der Konferenz mit Buchman. Robert Schuman, der

damals Frankreich an der Konferenz vertrat, sagte zu Buchman: «Sie haben schon zwei Jahre, bevor wir den Vertrag unterzeichnet haben, mit Japan Frieden geschlossen.»

San Francisco

P. D. H. an Doë

9. September 1952

Jeden Tag bekomme ich frische Himbeeren, blaue Feigen, Trauben und Pfirsiche zum Frühstück – das erinnert mich so an unsere herrliche Reise damals durch Frankreich. Morgens haben wir eine kurze Besprechung mit Buchman, gehen dann zur Konferenz und treffen dort die Delegierten. Wir sind eigentlich die einzigen, die sich um die Japaner kümmern. Suzuki, Vorsitzender der Regierungspartei im Oberhaus, hat gestern nach der Unterzeichnung des Vertrages angedeutet, was seine Delegation empfindet: «Was ich in dieser Woche von der MRA vernommen habe, ist mir viel wichtiger als der Vertrag. Es soll die Grundlage meines Berichtes werden.»

Lester Pearson<sup>1</sup> allein zeigte in seiner Rede etwas Verständnis für das, was in den Japanern vorgeht. Er sagte mit Anteilnahme: «Wir dürfen nicht vergessen, daß die Japaner selbst schwer gelitten haben.» Noch am gleichen Nachmittag stattete ihm Yoshida einen Besuch ab. Es ist erstaunlich, was die einfachste positive Tat bewirken kann.

Senator Wiley, einer der amerikanischen Unterzeichner, sprach mich im Restaurant an und bat um ein Exemplar von *The World Rebuilt* (von P. D. H.). In den ersten fünf Minuten seiner Rede sprach er über die MRA und über dieses Buch. «Wir müssen die Dinge sehen, wie sie sind», sagte er. «In Europa habe ich mit Eisenhower über die MRA gesprochen. Die Arbeit dieser Männer wendet die Flut des Kommunismus. Sie schafft zudem auch Einigkeit zwischen den verschiedenen Klassen und Nationen der Welt.»

Der Stadtrat von San Francisco hat jedem Delegierten ein Exemplar von *The World Rebuilt* geschickt. Das hat anscheinend Younger<sup>2</sup>, den englischen Unterstaatssekretär, verärgert: «Ich mag Howard nicht und die MRA nicht», sagte er.

Was bei dieser Konferenz besonders auffällt, ist dies: Die meisten Staatsmänner stecken ideologisch in den Kinderschuhen, und dazu sind viele von ihnen vor allem auf ihre eigensten Interessen aus. Es ist zwar bezeichnend, aber doch kaum zu glauben, daß beim großen Bankett gesternabend weder Acheson<sup>3</sup> noch Spender<sup>4</sup>, noch Gouverneur Warren<sup>5</sup> in ihrer Rede Japan überhaupt er-

<sup>1</sup> Außenminister und späterer Premierminister von Kanada.

<sup>2</sup> Kenneth Younger, Staatssekretär im Foreign Office 1950–1951.

Dean Acheson, US-Außenminister 1949–1953.

<sup>4</sup> Sir Percy Spender, stellvertretender Vorsitzender der japanischen Friedenskonferenz, Botschafter Australiens in Amerika 1951–1958.

<sup>5</sup> Gouverneur Earl Warren von Kalifornien, Oberster Richter der Vereinigten Staaten von 1953 bis 1969.

wähnt haben, obwohl Yoshida der letzte Redner war und die Japaner ihre Aufnahme in die Völkerfamilie natürlich mit einer gewissen Anteilnahme erlebten. Acheson sprach über schmutzige Unterwäsche, der Australier Spender war besser; aber der ganze Abend war erbärmlich.

Gromyko<sup>1</sup> sprach leidenschaftlich und mit einer beinahe derben Offenheit. Aber er befaßte sich fast nur mit territorialen Fragen und mit Machtpolitik und bemühte sich nicht darum, seine Zuhörer zu packen und zu gewinnen, wie es Lenins geniale Art gewesen war.

Es ist an einer solchen Konferenz auch offensichtlich, daß die freien Völker genauso gegen den Willen Gottes rebellieren wie diejenigen des kommunistischen Blocks. Die freien Völker meinen, «tut, was euch gefällt» sei eine gute Antwort auf «tut, was man euch sagt». Das stimmt nicht. Um es nüchtern auszudrücken: Die demoralisierten Philosophien des Westens haben genauso viel Kummer und Leid verursacht wie die militante Philosophie des Ostens.

San Francisco

10. September 1952

P. D. H. an Doë

Buchman sah heute Alger Hiss<sup>2</sup>, einen der US-Delegierten, im Mark Hopkins Hotel durch die Halle gehen. Er ist der erklärte Liebling aller alliierten Diplomaten. Buchman drehte sich um und sagte mit Vehemenz: «Aufgepaßt auf diesen Mann. Habt nichts mit ihm zu tun. Mit ihm stimmt etwas nicht.»

Es waren anstrengende Jahre für Howard. Buchman war öfters krank, und Howard reiste viel und oft allein mit wenig Geld von einer Stadt zur anderen, um zu sprechen und Presse- und Radiointerviews zu geben. Die Freundschaften, die er damals schloß, dauerten bis zu seinem Tod.

Peter Howard war nicht das, was sich die meisten Amerikaner unter einem «typischen Engländer» vorstellen. Dazu war er viel zu freimütig und zu energisch. Seine Diagnose war scharf und kräftig, oft so, daß es weh tat. Aber noch kräftiger war sein Glaube an Heilung. Er machte viele Fehler, aber lernte aus ihnen, ohne bitter zu werden. Er war ungeduldig, aber er lernte, mit seiner Ungeduld leidenschaftlich das Gute zu suchen, anstatt sich über Menschen zu ärgern.

Er lernte Amerikas Stärke und seine Schwächen verstehen und unabhängig davon die Menschen Amerikas zu lieben.

<sup>1</sup> Andrej Gromyko, Außenminister der UdSSR.

<sup>2</sup> Generalsekretär der Friedenskonferenz von San Francisco.

# I3

TAJ MAHAL BEI TAG UND NACHT  
zu unserem 20. Hochzeitstag

Perle im Nebel, schlafend vor dem Mond  
So kalt, unendlich fern in deinen Träumen,  
Muschelzart auch in der Mittagsglut  
Schimmert deiner Kuppel unberührter Schnee.

Marmornes Denkmal längst vergangener Liebe,  
Ein Lächeln, das der Jahreszeit endlose Folge  
Zu Stein gefror – gegen den Himmel  
Glänzen deine Diamanten wie die Tränen.

Es haben zwanzigtausend Männer zwanzig Jahre lang  
Mit ihrem Schweiß aus Marmor dich zum Blatt geformt.  
O Raserei der Liebe! Doch die Jahrhunderte  
Ließen die Menschen deinen Kummer ganz vergessen.

Nicht Marmor mehr noch Mondschein sind das Zeichen unsrer Tage.  
Zeitlose Spur ließ längst uns das Entzücken  
An Diamanten, perlbestreutem Pfad verlieren –  
Ließ uns dafür das Kreuz, das ewige, gewinnen.

In dieser flüchtigen Sekunde unsres Lebens  
Enthüllt dein Stern sich uns wie mein Gelöbnis.  
Ich würd' nicht einen Augenblick mein Weib eintauschen  
Für diesen ganzen Taj – in Gold.

**I**m Oktober 1952 kam Howard zum erstenmal nach Asien, wo er sieben Monate lang mit Buchman durch Ceylon, Indien und Pakistan reiste. Die Einladung dazu war von führenden Persönlichkeiten dieser Länder<sup>1</sup> gekommen, die Buchman und seine Arbeit kannten. In der Einladung hieß es unter anderem:

«Wir sind überzeugt, daß praktische Ergebnisse, wie sie offenbar durch die Arbeit der Moralischen Aufrüstung erzielt werden, wirksame Änderung in sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen erhoffen lassen. Ein neuer Ansporn muß für die Industrie gefunden werden – eine Änderung der Herzen bei Kapitalisten und Kommunisten, Verständnis und Zusammenarbeit anstelle von Mißtrauen, Bitterkeit und Haß. Solch eine moralische Aufrüstung der Völker ist das Gebot der Stunde und birgt die Hoffnung der Zukunft in sich.»

Man hatte Buchman empfohlen, nur zwanzig bis dreißig Leute für eine solche Reise durch den indischen Subkontinent mitzunehmen. Charakteristisch für Buchman war es, daß er sich entschloß, zweihundert Menschen und drei Theaterstücke mitzunehmen. Howard fiel ein Großteil der praktischen Organisation der Tour zu. Er fuhr voraus nach Bombay, während Buchman und die anderen sich nach Ceylon begaben.

Bombay

P. D. H. an Doë

13. Oktober 1952

Gestern abend wurden wir an den Strand von Juhu gefahren, etwa acht Kilometer nördlich von Bombay. Bei Sonnenuntergang schwammen wir im Meer. Es war wie in einem warmen Bad. Am Strand ließen Männer Peitschen knallen, kleine Buben machten Handstand und Purzelbäume, eine Kapelle mit Schlaginstrumenten spielte auf; Mütter zeichneten für ihre große Kinderschar im Sand Kreise aus bunten Blumen; auch Reiter fehlten nicht. Es wimmelte von Menschen wie am Strand von Brighton, nur ging es viel lebendiger und fröhlicher zu. Erstaunlich, wie herzlich und übersprudelnd die Menschen hier sind.

Am Flugplatz wurden wir mit Blumensträußen begrüßt. Wir wohnen bei Deinen Freunden, den Gandhys.

Am Strand verkauften kleine Jungen Kokosnüsse. Sie schneiden sie auf, und man trinkt das wunderbar warme Zeug, ganz anders als das, was man auf Hampstead Heath bekommt. Mitten in dieser wimmelnden Stadt mit ihren Straßenbahnen, Autos und Bussen sieht man Geier auf den Bäumen hocken.

<sup>1</sup> Die Einladung nach Ceylon war von Premierminister Senanayake, vier Kabinettsmitgliedern und anderen Persönlichkeiten unterzeichnet. Die Einladung nach Indien kam im Namen von achtzehn Persönlichkeiten, unter ihnen G. L. Nanda, dem langjährigen Planungs- und Innenminister, J. R. D. Tata, Präsident der Tata-Industrien, und Khandubhai Desai, Präsident des indischen Gewerkschaftsbundes.

P. D. H. an Doë

Bombay  
14. Oktober 1952

Alle sind überaus willig hier, aber niemand fühlt sich verpflichtet. Die Stadtväter haben verschiedene Komitees aufgestellt: für Empfang, Finanzierung und Unterhaltung. Gestern abend leitete der Präsident der Scindia-Schiffahrtslinie im Sitzungssaal seiner Gesellschaft ein Treffen des vorbereitenden Komitees.

Beim Mittagessen sagte mir jemand ganz traurig: «Einst hieß es Bombay, die schöne Stadt. Jetzt ist es Bombay, Stadt des Elends und der Seuchen.» Über eine Million Menschen leben zu zehnt oder mehr in einem Raum, und das bei tropischer Hitze. Auf den Straßen muß man über schlafende Mütter mit ihren Kindern steigen. Ein Führer der Unberührbaren sagte uns, daß Eltern die Arme oder Beine ihrer Säuglinge absichtlich verstümmeln, damit sie später Mitleid erregen und so besser betteln können.

Man wähnt sich hier im Reich der Negative: jeder scheint dreißig gute Gründe zu haben, warum er etwas nicht tun will und warum es nicht sein kann. Bis alle Vorbereitungen fertig sind, herrscht großer Betrieb, und nachher läßt man sich gehen; das scheint für Indien typisch zu sein. Die Antwort darauf ist, Menschen zu ändern.

P. D. H. an Doë

Bombay  
16. Oktober 1952

Unsere Anne hat heute Geburtstag. Wie überaus gut doch Gott zu uns ist.

Gestern fand ein Essen mit den Herren des Aufsichtsrates der Tata-Industrien statt, dann ein ausgezeichnetes Interview mit Frank Moraes, dem Herausgeber der *Times of India*. Als ich in sein Büro kam, sagte er: «Ich war zur gleichen Zeit wie Sie in Oxford. Ihr Kommentar damals zu meiner Rede in der Oxford Union war das erste freundliche Wort, das ich in England hörte. Wußten Sie das?»

Bei einer Gesellschaft gestern abend sagte mir Mahatma Gandhis persönlicher Arzt: «Ich sehe, Sie organisieren nicht, sondern suchen, sich und jedermann in den Höheren Plan einzuordnen.»

P. D. H. an Doë

Colombo  
30. Oktober 1952

Gestern ging es im Morgengrauen los, und ich kam erst um Mitternacht zurück.

Wir waren die Gäste des Landwirtschaftsministers an einer Zeremonie, bei der junge Reispflanzen umgesetzt wurden. Tausend Frauen standen knietief im weichen Schlamm und pflanzten den Reis mit der Hand. Das vermehrt den Ertrag um fünfzig Prozent, aber wegen der mühevollen und zeitraubenden Arbeit haben es die meisten Bauern aufgegeben. Tausend Frauen bepflanzten zwanzig Hektar im Tag.

Wir fuhren fast hundert Kilometer durch die schönste Landschaft, die man sich denken kann – Palmen, Teesträucher, Gummiplantagen, schäumende Bäche und immerzu das satte, lebendige Grün der jungen Reispflanzen. Wir fuhren mit dem Minister in seinem Wagen, und um acht Uhr bekamen wir bei einem Pflanzler ein Frühstück, dazu köstlichen Tee aus seiner eigenen Plantage. Dann ging es auf die Reisfelder hinaus.

Ein großer Willkommensbogen war für uns errichtet worden. An der Spitze eines Umzugs gingen zwölf buntgeschmückte Elefanten, dann kamen sechs- und dreißig Tänzer aus Kandy mit prachtvollem, silbernem Haarschmuck, der sich wie ein Pfauenrad um den Kopf ausbreitet, mit einem lose hängenden, fast zwei Meter langen Lederriemen, der beim Tanzen im Wind pfeift und schnalzt. Darunter tragen sie etwas, das nach langen, weiß-wollenen Unterhosen aussieht, und an ihren Zehen haben sie silberne Glöckchen. Sie tanzen, tanzen und tanzen in tollen, wilden Rhythmen – den Tanz vom Hasen und Leoparden. Sie tanzten vor uns her auf der von der Sonne hartgebackenen Straße, umringt von buchstäblich Tausenden von Dorfbewohnern, die alle gekommen waren, um uns zu sehen. Mit ihnen zog eine Schar Buben in Kleidern wie die Piraten in *Peter Pan*. Sie schlugen tüchtig mit den Händen auf lange Ledertrommeln ein und sangen wilde Gesänge dazu, und wenn sie eine Hand frei hatten, klapperten sie mit Kastagnetten durch die Luft.

Buchman sprach über einen Lautsprecher zu den tausend Reisarbeiterinnen. Er sagte: «Es gibt genug Reis auf der Welt, um allen Hunger zu stillen. Ceylon ist ein freies Land. Ich beglückwünsche es zu seiner Freiheit. Es kann Asien zeigen, wie man frei bleibt. Leere Mägen werden mit Nahrung gefüllt werden, leere Hände mit Arbeit und leere Herzen mit einer Idee, die wirklich befriedigt.» Den Arbeiterinnen gefiel das. Ebenso den Ministern. Dann gab man uns, in Bananenblätter eingewickelt, einen so scharfen Curry, daß wir meinten, das verkehrte Ende einer Zigarre abgebissen zu haben; dazu frische Kokosmilch direkt aus der Frucht.

Zu der Premiere unseres Stückes gestern abend kamen sieben Minister. Der Vorsitzende der Hafendarbeiter von Bombay sagte: «Dieses Stück könnte jeden Arbeiter in Indien ändern.» Das Echo ist überwältigend. Für Freitag, Samstag und Sonntag müssen wir je zwei Vorstellungen ansetzen, was bei dieser Hitze keine Kleinigkeit ist.



Colombo

5. November 1952

P. D. H. an Doë

Heute nachmittag sprechen wir zu den Hafenarbeitern. Ihr Lohn beträgt 80 Rupien (etwa £6) im Monat. Damit müssen sie ihre Familien erhalten. Sie werden in Schulden geboren, leben in Schulden, sterben in Schulden. Aber sie haben wirklich offene Herzen. Wir kämpfen darum, uns die ganze Zeit auf die Menschen und Situationen auszurichten, die Ceylon und Asien in ideologischer Hinsicht tatsächlich beeinflussen werden.

Buchman war schon öfters in Indien gewesen, das erstmal im Jahr 1915, als er sich mit Mahatma Gandhi anfreundete. Der Mahatma hatte damals gesagt, die MRA sei «das Beste, was aus dem Westen zu uns gekommen ist». Als die Gruppe in Bombay ankam, erzählte Buchman auch von seiner Freundschaft mit Gandhi.

Bombay

15. November 1952

P. D. H. an Doë

Als das Schiff anlegte, war am Quai eine riesige Aufschrift: «Willkommen MRA». Die halbe Stadt war auf den Beinen, um uns zu begrüßen – der Bürgermeister, der Polizeichef, Tata und noch Hunderte mehr.

Am Nachmittag wurden wir von der Stadtverwaltung in den bekannten «Hängenden Gärten» von Bombay öffentlich begrüßt. Es war wirklich hervorragend organisiert, und das Panorama war grandios. Die «Hängenden Gärten» liegen auf dem Malabar Hill, und die Bucht dehnte sich herrlich weit im Rotbraun und Gold eines tropischen Abends vor uns aus.

Buchman schilderte, wie er mit Gandhi in der Abenddämmerung gewandert sei. «Es war, als ob man mit Aristoteles gehe. Er war ein großer Mann. Er lebt und wird für immer leben. Aber jetzt wird noch mehr von uns verlangt.» Tiefes Schweigen herrschte, als er gesprochen hatte. Endlich sagte der Bürgermeister: «MRA ist der Brückenkopf und der Notanker aller unserer menschlichen Hoffnungen.»

Am Abend wurde das Stück gegeben. Als wir anfangen wollten, funktionierte die Musikbegleitung nicht. So mußte ich auf die Bühne treten und sprechen, ohne zu wissen, wie lange. Zu meiner großen Erleichterung flüsterte jemand nach fünf Minuten durch den Vorhang: «Alles in Ordnung.» Desai<sup>1</sup>, der Ministerpräsident der Provinz, sprach am Ende. Er war großartig. «Ist man fest davon überzeugt, im Recht zu sein, muß man aufpassen, daß man nicht selbstgerecht wird und es damit anderen schwer macht, sich zu ändern», sagte er.

<sup>1</sup> Morarji Desai, später langjähriger Finanzminister Indiens.

P. D. H. an Doë

Bombay

18. November 1952

Gestern abend nach der Vorstellung waren wir auf dem Hügel vor der Stadt, wo Deine Familie damals gewohnt hat. Wir waren Gäste eines Mannes, der fünf große Autos besitzt. Er ist unglaublich reich. Mit seinen vier Brüdern und ihren Familien wohnt er in einem so großen Haus, daß hundertzwölf Menschen darin wohnen könnten – was auch tatsächlich der Fall ist. Narayan<sup>1</sup>, der bekannte Sozialist, war auch dabei. Gegen Mitternacht sagte er uns, daß Wirtschaftstreformen allein niemals die Antwort auf den Kommunismus seien. Er hatte als junger Mann auf einer Obstfarm in Kalifornien gearbeitet. Vor kurzem noch war er in einen Hungerstreik getreten, weil er glaubte, daß die Regierung Nehru ihr Wort den Sozialisten gegenüber gebrochen hatte. Nach zehn Tagen schrieb ihm Nehru einen Entschuldigungsbrief.

Die meisten hier verstehen nicht, was Ideologie ist. Sie sind überzeugt davon, daß das Land der Hindu niemals kommunistisch werden kann. Auch ist die Selbstgerechtigkeit hier so monumental, daß der Westen sich ordentlich anstrengen müßte, um sie einzuholen. Sie sind so sicher – und so dankbar –, daß sie besser sind als andere Menschen.

Bombay

P. D. H. an Doë

23. November 1952

Gestern fand für die Tata-Industrie eine Sondervorstellung unseres Stückes statt. Die Mitglieder des Aufsichtsrates saßen alle in der ersten Reihe. Am Abend gaben J.R.D. Tata und seine Frau ein Essen für Buchman. Sie wohnen in einem Haus, das hoch über der Stadt liegt. Von dort sieht man den wundervollen Bogen, den die Bucht beschreibt, und die funkelnden Lichter der Stadt.

An diesem Essen faßte ein Geschäftsmann die Lage so zusammen: «Nehru ist der einzige, der die Kongreßpartei zusammenhält. Wenn ihm etwas passiert, wird Indien mindestens zehn Jahre lang von der Politik der Splittergruppen zerrissen werden. Jede Gruppe wird den persönlichen Ehrgeiz irgendeines Mannes vertreten. Wenn das vorbei ist, werden wir vielleicht erwachsen sein. Wir haben nämlich unsere Freiheit sehr billig bekommen. Ich habe zwar wie meine Freunde gegen die Engländer revoltiert und demonstriert, um sie aus Indien zu verjagen. Aber wir haben von ihnen das Land als ein außerordentlich gutgehendes Unternehmen übernommen – das ist eine Tatsache.»

Ich erzähle Dir das, weil diese Einstellung ganz allgemein verbreitet ist. Über eines habe ich keine Zweifel: Hätte sich England zu der richtigen Ideolo-

<sup>1</sup> Jaya Prakash Narayan, Gründer der Sozialistischen Partei Indiens.

gie als seiner nationalen Politik bekannt, dann wäre Indien darauf eingegangen. Ebenso wahr ist auch, daß Englands Nachkriegspolitik Indien so wenig gewonnen hat wie seine Vorkriegspolitik, auch wenn die Labour Party hier noch immer als der große Befreier angesehen wird.

P. D. H. an Doë

Bombay  
25. November 1952

Die Massenversammlung war ein Erfolg. Siebentausend saßen auf dem Boden, und auf der Bühne wurde Buchman bekränzt. Die weiße Kleidung vieler Tausender hob sich von der braunen Erde ab, die Sterne und ein junger Mond segelten am blassen Himmel, Papierdrachen wehten über unseren Köpfen. Bäume und Häuser umsäumten den öffentlichen Park, wo wir die Versammlung hielten; aus jedem Fenster schauten unzählige Köpfe heraus; Kinder hockten dicht gedrängt vorne bei der Tribüne, und ihre Zähne blitzten in der Dunkelheit aus lauter Freude über die Lieder.

P. D. H. an Doë

Bombay  
27. November 1952

Gestern abend kam Spyros Skouras ins Theater. Als er erfuhr, daß ich mit einer Griechin verheiratet bin, war er restlos entzückt. «Sie müssen lernen, auf griechisch zu lieben», sagte er. «Es ist die wunderbarste Sprache der Welt für die Liebe.» Er saß in der ersten Reihe, war hingerissen und gab alles Geld, das er bei sich hatte.

P. D. H. an Doë

St. Andreas-Tag  
29. November 1952

Heute früh brachten die *Chronicle* und die *Free Press* sechsseitige Beilagen über die MRA. Frank Moraes suchte Buchman auf; er sprach über das Horchen auf Gott und sagte: «Ich weiß nicht warum, aber ich empfinde eine Art Widerstand gegen die MRA.» Buchman entgegnete: «Warum bestehen Sie auf Ihrem Widerstand? Sie könnten davon lernen.» Dann sagte Moraes: «In China haben sie großartige Theaterstücke. Ich konnte nie entdecken, was hinter ihnen steckt. Was steckt hinter Ihren Stücken?» Heute abend kommt er ins Theater, um es herauszufinden.

Im Zug

2. Dezember 1952

P. D. H. an Doë

Gleich wird der Zug mit einem Ruck anfahren, so mußst Du Dich, so gut es eben geht, mit meiner Schrift abfinden. Unser Tag in Ahmedabad war großartig, und der Abschied von Bombay war lautstark und überschwenglich: Hafenarbeiter, Geschäftsleute, Arbeiter – alle waren da, und Buchman wurde mit so vielen Girlanden beladen, daß er kaum gehen konnte.

Als wir um halb sieben Uhr in Ahmedabad ankamen, klopfen aufgeregte Inder an die Tür von Buchmans Abteil und riefen: «Aussteigen! Aussteigen!» Unser Frühstück bekamen wir in einem Palast. Er gehört einem Baumwollkönig. Seine Schwester ist Vorsitzende der Textilarbeitergewerkschaft. Als sie einmal einen erbitterten Streik hatten, holte Gandhi die beiden in seinen Ashram, und der Streik wurde beigelegt. Danach entstand diese Gewerkschaft und wurde ein Muster für ganz Indien. Nach dem Frühstück sprachen wir im vollgestopften Gewerkschaftssaal. Dann ging es zu Gandhis Ashram und zum Fluß, an dessen Ufer Buchman und Gandhi spazierengegangen waren. All die Bücher, Schriften und Matten Gandhis sind noch dort.

Am Abend flogen Schwärme singender Wildgänse, scharf gegen den Mond abgezeichnet, vorbei. Ein herrlicher Anblick.

Taj Mahal, Agra

3. Dezember 1952

P. D. H. an Doë

Gestern abend sahen wir den Taj Mahal im Mondlicht. Er ist so weiß wie frische Schlagsahne und sieht aus, als wäre er erst gestern fertig geworden. Er wurde aus mächtigen Marmorblöcken herausgehauen und war ursprünglich mit Diamanten und Gold verziert. Im Lauf der Jahrhunderte (er wurde 1631 vollendet) entfernten die Könige die Diamanten und ersetzten das Gold durch Messing. 20000 Männer hatten dreiundzwanzig Jahre lang daran gebaut. Der Baumeister und die Steinmetzen wurden nachher umgebracht, damit das Gebäude kein zweites Mal erstehen könne. Es ist das Denkmal für eine geliebte Frau. Sie liegt im Gewölbe unter der mittleren Kuppel begraben. Der König hatte beabsichtigt, für sich selber ein ähnliches Bauwerk auf der anderen Seite des Flusses errichten zu lassen; aber sein Sohn war über die Kosten entsetzt und steckte den Vater ins Gefängnis, wo er schließlich auch starb. Dann ließ ihn der Sohn im Taj Mahal neben seiner geliebten Gattin begraben.

Buchman geriet gestern richtig in Zorn, als er sah, daß eine Anzahl unserer Leute trotz vieler Ermahnungen ohne Tropenhelm in der Sonne herumgingen. Er wandte sich zu mir, weil ich zufällig in der Nähe stand, heizte mir gehörig

ein und schalt mich, daß ich mich nicht genug ausruhe! «Du wirst dich überarbeiten», sagte er. Da wir ständig von sechs Uhr morgens bis nach Mitternacht an der Arbeit sind, und da ich, ausdrücklich auf seine Anregung hin, viele Versammlungen geleitet hatte, war mir, als ob sich seine Voraussage schon erfüllt habe. Einem Engländer, der ohne Hut ausgegangen war, sagte er etwas Interessantes: «Sie dulden, was nicht geduldet werden darf. Echt britisch.»

Delhi

P. D. H. an Doë

5. Dezember 1952

Wir sind im Jaipur-Haus untergebracht, einem der großen Paläste, den die Regierung übernommen hat. Das Haus stand kahl und leer, aber Nehru ordnete an, es einzurichten zu lassen, und stellte es uns zur Verfügung.

Buchman sprach gestern abend im Parlament. Fünfhundertfünfzig Abgeordnete kamen, um ihn zu hören.

Delhi

P. D. H. an Doë

8. Dezember 1952

Heute wurden wir zu Premierminister Nehru gerufen. Er trug einen hochgeschlossenen grauen Rock, eine blaßrote Rose, die Gandhi-Kappe und weiße Hosen dazu. Ich glaube, wir sagten ihm genau das Gegenteil von dem, was er erwartet hatte. Er ist ungefähr so handfest wie ein Schwarm nasser Aale; aber er bemühte sich, überaus höflich zu sein. Die Leute in seiner Umgebung fürchteten sich vor ihm wie Schulbuben vor ihrem Direktor. Handelte es sich nicht um ein so großes Volk, so könnte man darüber lachen. Er fragte: «Wie geht es Ihnen in Indien?» Wir berichteten, daß besonders bei den Arbeitern das Echo überwältigend sei, daß wir aber hier seien, um von einem Volk zu lernen, das vielleicht einmal eine führende Rolle in der Welt zu spielen habe. Er schwieg zuerst und meinte dann: «Wenn jemand so etwas sagt, macht es mir Angst.» Wir erwiderten: «Es kann aber dennoch wahr werden.» Das Problem sei, sagte er, daß nicht alle, die von Gandhi sprechen, auch nach seinen Grundsätzen leben: sie machen große Sprüche und führen ein kleinliches Leben. Nicht daß sie besonders schlimme Heuchler seien, nur normale Heuchler wie alle Politiker. Das sagte er ganz ernsthaft. Dann erzählte er eine lange Geschichte von dem Krieg, der ausbrach, als Alexander der Große aus Nordindien abzog. Einem General war es durch diplomatisches Geschick gelungen, die Armee seines Rivalen zu zerstreuen. Dann ließ er diesen Rivalen kommen, überhäufte ihn mit Ehren und gab ihm nicht nur das eroberte Gebiet zurück, sondern übergab ihm dazu noch sein eigenes Land. Diese Geschichte hat heute unheilvolle

Bedeutung, besonders da die hiesige Presse voller Berichte ist über neue Straßen, die von den Chinesen in Tibet gebaut werden, wo es dort doch nur sechs Autos geben soll.

Im Parlament wurde heute der Antrag gestellt, eine neue Straße von Delhi an die tibetanische Grenze zu bauen, «die Bundesstraße Nr. 1». «Der Sieg», sagte Nehru dazu, «ist nicht unbedingt das Ziel jedes Krieges. Man kann mit einem Sieg sein Ziel verfehlen. Man kann aber auch mit einer Niederlage sein Ziel erreichen. Die Moral ist nichts anderes als ein langfristiges Bemühen um das eigene Interesse.» – Auf solch einer Grundlage wird Indien in ein paar Jahren entweder den Kommunismus oder eine Militärdiktatur haben.

Delhi

P. D. H. an Doë

10. Dezember 1952

Gestern kam Lady Cripps<sup>1</sup> zu Buchman zum Tee – wir waren zu dritt. Nacher sagte sie zu mir: «Ich wollte mich einmal selbst überzeugen. An diesem Mann ist kein Jota Eitelkeit. Das ist etwas sehr Seltenes. Er ist sehr rücksichtsvoll.»

Delhi

P. D. H. an Doë

12. Dezember 1952

Mrs. Laski<sup>2</sup> gab bei ihrer Pressekonferenz in Ahmedabad die Ansicht von sich, daß die MRA eine Bewegung der Reichen und der Feind der Arbeiterklasse sei.

Heute vormittag nahm Buchman sechs von uns zu einem Besuch beim Präsidenten mit. Buchman erzählte ihm von der ersten Führung, die er mit Gandhi hatte. Dann gingen wir in die verschiedenen Botschaften, um uns einzutragen. Der thailändische Botschafter sagte zu Buchman: «Die Begegnung mit Ihnen ist für mich wie die Begegnung mit einem neuen Buddha.» Buchman erwiderte: «Ich bin einfach ein alter Sünder, der zum Leben erwacht ist.»

Delhi

P. D. H. an Doë

13. Dezember 1952

Eben haben wir ein Essen mit dem Gesundheitsminister und mehreren Abgeordneten aus Madras gehabt. Sie erwähnten Mrs. Laskis Erklärung, was

<sup>1</sup> Witwe von Sir Stafford Cripps, englischer Schatzkanzler.

<sup>2</sup> Gattin von Professor Harold Laski der London School of Economics.

unsere Sozialisten auf die Palme brachte. Ein Abgeordneter erwähnte in diesem Zusammenhang Südafrika: «Was man an der MRA kritisiert, ist, daß sie schon so lange in Südafrika arbeitet, aber sehen Sie sich die Rassenunruhen dort an.» Ich erwiderte: «Gandhi war einer der großen Männer der Geschichte. Wäre es nicht verdammt unfair, wenn man sagte, daß Gandhi versagt habe, weil Indien heute nicht ganz geeint ist?» Daraufhin entstand ein solcher Radau, daß ich mich buchstäblich unter den Tisch verkriechen mußte, was schallendes Gelächter hervorrief. Übrigens war es das erste Mal, daß ich Inder in der Hitze des Gefechts wirklich ehrlich über den Zustand ihres Landes reden hörte. Nehru war offen über die Kluft zwischen Tradition und Wirklichkeit; aber ich fürchte, daß sein eigenes Leben ein Teil genau dieses Problems ist.

Im Dezember 1952 wurde Frank Buchman von der deutschen Regierung für seine Arbeit um die Einigung Frankreichs und Deutschlands nach dem Krieg ausgezeichnet.

Delhi

P. D. H. an Doë

18. Dezember 1952

Buchman ist mit dem zweithöchsten Orden, den die Bundesrepublik Deutschland verleihen kann – dem Großen Verdienstkreuz des Verdienstordens –, ausgezeichnet worden. Auf der Rückfahrt im Auto war Buchman merklich erschöpft: «So», sagte er, «das wäre jetzt mein Weihnachtsgeschenk für alle unsere Leute.» Daran merkt man seine Demut – er nahm die Auszeichnung für seine Freunde an und gab Gott die Ehre.

Jaipur House sah prächtig aus. Der deutsche Geschäftsträger sprach gut. Buchman nahm die Auszeichnung entgegen. Darauf hielt zuerst der französische Botschafter eine Rede, dann meldete sich der Vizepräsident des indischen Parlaments begeistert zum Wort.

Die Botschaften von Burma, Japan, Thailand, Finnland, Afghanistan, Pakistan, Dänemark, Nepal, den USA, England und Ceylon und andere waren bei der Feier vertreten; auch viele indische Persönlichkeiten, darunter der Chef des Geheimdienstes, Regierungsmitglieder und Vertreter der Arbeiterschaft. Alle Diener von Jaipur House kamen zu Buchman, um ihre Ehrerbietung zu erweisen. Einer von ihnen sagte: «Sie sind unserem Vater Gandhi so ähnlich.»

Der 17. Dezember war Peter und Doë Howards zwanzigster Hochzeitstag. Howard war noch in Delhi.

P. D. H. an Doë

Delhi

19. Dezember 1952

Heute kam ein durch die Post beschädigtes Päckchen an. Drinnen saß, unversehrt und wunderhübsch, meine reizende kleine Porzellanmaus – zu unserem Hochzeitstag. Danke Dir tausendmal dafür. Ich schaue sie immerfort an, und sie beobachtet mich von der Ecke des Briefbogens aus. Sie ist, wie es im Gedicht steht: «A thing of beauty and joy forever.» Diese königlichen Dänen<sup>1</sup> wissen, wie man Porzellan macht!

Morgen ist mein Geburtstag – der vierundvierzigste. Am vierzigsten hat Gott mir versprochen, daß nun die besten Jahre kommen. Das hat sich als wunderbar und zunehmend wahr erwiesen. Aber wenn Du die Wahrheit wissen willst, so bin ich traurig, daß ich an jedem uns wichtigen Tag nicht bei Euch war: an unserem Hochzeitstag nicht, Deinem Geburtstag, meinem, dem von Philip, von Anne und zweimal dem von Anthony, auch nicht an Ostern und Weihnachten. Aber ich bin Euch so nahe und gehöre zu Euch allen.

Delhi

P. D. H. an Doë

26. Dezember 1952

Unsere Weihnacht war wunderbar. Den Heiligen Abend feierten wir gleich nach der Aufführung im Jaipur House. Es gab Truthahn und Weihnachtspudding, ein wahres Festessen. Das Haus war schön geschmückt, und ein Christbaum stand da mit einer Krippe. Später sangen wir Weihnachtslieder. Wie die Kerzen und draußen die Sterne Indiens hell leuchteten, überlegte ich, wie spät es jetzt wohl bei Euch sei (17.30 Uhr bei Euch und 23 Uhr bei uns) und ob Ihr wohl auch am Singen seiet. Um 23.58 Uhr kam der französische Botschafter, um Buchman fröhliche Weihnachten zu wünschen.

Am Weihnachtstag waren wir in aller Frühe auf und bereiteten ein volles Programm im Theater vor mit Weihnachtsliedern und *The Cowboy's Christmas*. Das Theater war voll von Hindus, Moslems, Diplomaten und Abgeordneten. Ein Hindu sagte nachher: «Ich habe jetzt eine ganz neue Vorstellung davon, wie Christen sein sollten.» Als am Ende von *The Cowboy's Christmas* der Vorhang niederging, kamen Hunderte hinter die Bühne und zogen während zwanzig Minuten an der Krippe vorbei.

Wenn der Fünfjahresplan für die 380 Millionen Inder Erfolg hat, wird er Asien eine neue Richtung geben. Nanda, der Planungsminister, sagte mir

<sup>1</sup> Königlich Dänische Porzellanmanufaktur.



gestern abend: «Wenn wir nicht eine Antwort auf Korruption, Uneinigkeit und Verwirrung finden, wird unser Plan mißlingen.»

Delhi

P. D. H. an Doë

28. Dezember 1952

Heute erscheint eine doppelseitige Beilage über die MRA in der *Hindustan Times*.

Von großem Vorteil hier ist die geistige Erwartung, die Gandhi als sein Erbe hinterlassen hat. Aber ein enormer Nachteil ist die Tatsache, daß Gandhis Anhänger selbst in bezug auf Einigkeit oder auf soziale und wirtschaftliche Reform das nicht verwirklicht haben, wofür Gandhi eintrat. Oder, wie es ein zynischer Journalist gestern ausdrückte: «Vierzig Jahre lang hatten wir einen Mann unter uns, der vielleicht der Größte dieses Jahrhunderts war. Er sprach von den gleichen Dingen wie Sie; aber nur ein einziger Kapitalist, Bajaj, änderte sich. (Viele Kapitalisten, die Gandhi unterstützten, sind mit allen Wassern gewaschen.) Wir sind nicht bereit, noch länger auf die notwendige radikale wirtschaftliche Revolution zu warten.»

Im Blick auf die Zukunft unserer Arbeit müssen wir darüber nachdenken, wie wir eine tiefgreifende Änderung bei immer mehr Menschen, besonders bei den Reichen, bewirken können. Wenn diese das Geld nicht mehr anbeten, haben sie der Welt etwas zu sagen.

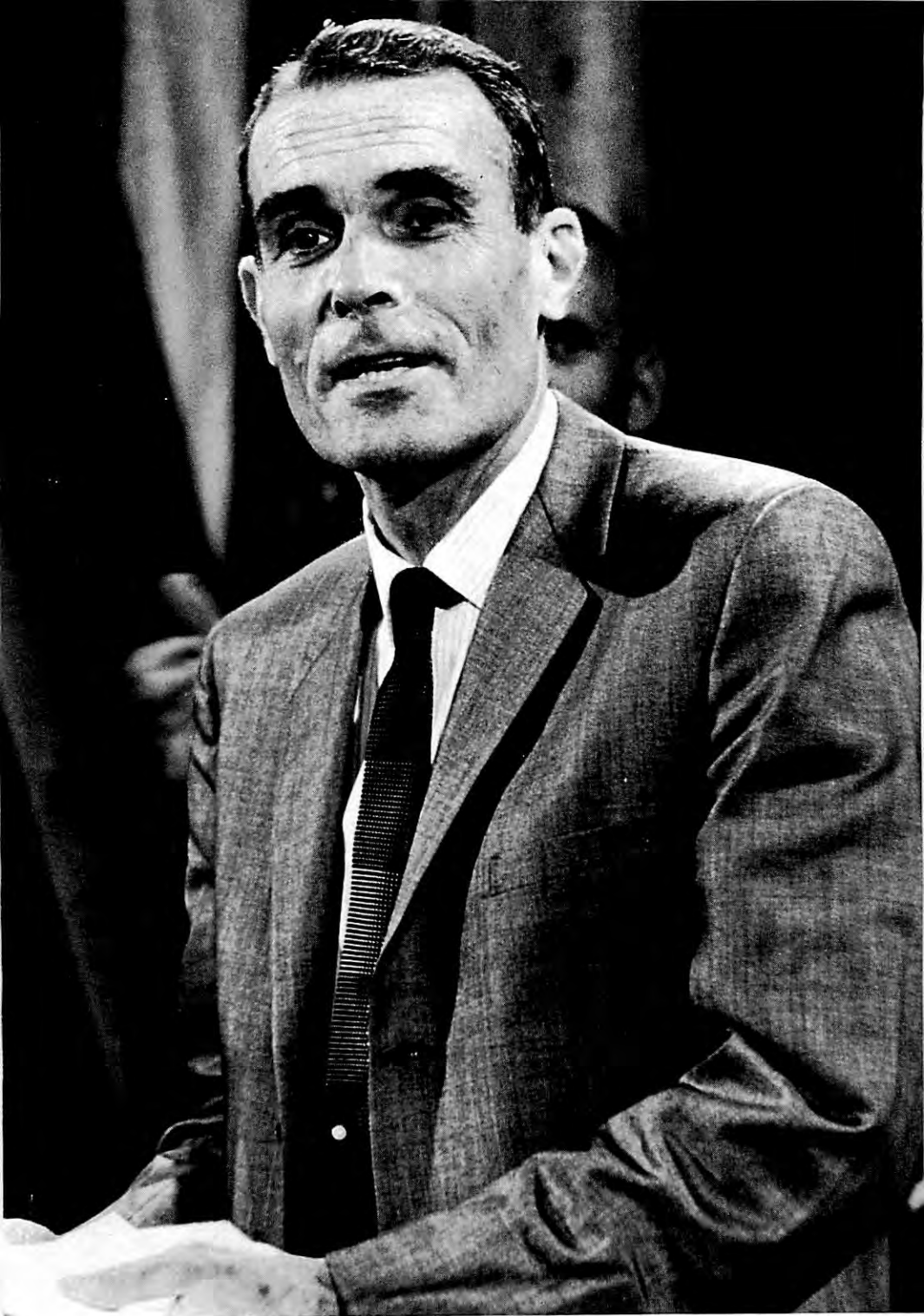
Lucknow

P. D. H. an Doë

11. Januar 1953

Wir hatten einen großartigen Abschluß in Delhi. Der Präsident der Punjab National Bank entschuldigte sich bei seinen Gewerkschaftsführern für die ungerechte Art, mit der einige Vorschriften in der Bank durchgesetzt wurden. Darauf sagten die Gewerkschaftler, sie wollten die MRA zur Grundlage ihrer Verhandlungen mit den Bankdirektoren machen. Der Direktor der Hauptfiliale in Delhi war zynisch. Am nächsten Morgen aber kam eine Anzahl seiner eigenen Angestellten in sein Büro. Sie gaben ihm Geld zurück, das sie gestohlen hatten. Er kam zum Essen ins Hotel Cecil, die Taschen vollgestopft mit Rupien.

Gestern abend waren die Gewerkschaftler der Punjab Bank am Bahnhof, um Abschied von uns zu nehmen. Sie erzählten, daß einer ihrer Leute etwas angestellt habe, das fristlose Entlassung verdiene. Anstatt den Versuch zu machen, sich herauszureden, gab dieser Mann es zu. Der Präsident der Bank ließ ihn rufen, sagte ihm, daß er sich selbst seinerzeit verschiedenes geleistet habe, und schickte ihn an seine Arbeit zurück.



Howard auf Tournee durch amerikanische Universitäten 1964

Howard geleitet Dame  
Flora MacLeod an die  
Hochzeit seiner Tochter  
1962



Howard mit Studenten  
nach einem Vortrag in der  
Royal Commonwealth  
Society in London 1964



Haiderabad

15. Januar 1953

P. D. H. an Doë

Die Lage in Indien ist verzweifelt ernst – Nepotismus, Bestechung, Verwirrung und Uneinigkeit. Die Kommunisten haben sich viel fester eingenistet, als die Regierenden bereit sind zuzugeben. Sie mißbrauchen die Forderung der verschiedenen Sprachgebiete nach eigenen Staaten – ein schon lange schwelendes Feuer. Mit der Gründung eines Andhra-Staates nordöstlich von Madras haben sie schon einen ersten Erfolg zu verzeichnen.

Die Massen lieben Gandhi, der für sie das Symbol der Freiheit war; aber seine Gefolgsleute, die Revolten mit Waffengewalt unterdrücken und gewiß nicht so leben, wie er lebte, werden von den Massen nicht geliebt.

Haiderabad

16. Januar 1953

P. D. H. an Doë

Gestern abend wurde unser Theaterstück im «Pandal» aufgeführt – einem großen, offenen Raum mit einem Zeltdach, das von fünfzehn Meter hohen Bambusstangen getragen wird. Bei Tag tritt hier die Kongreßpartei zu ihrer Jahresversammlung zusammen. Der Präsident der diesjährigen Versammlung sagte nach der Aufführung, die bis kurz vor Mitternacht dauerte, kurz und bündig: «Fünfzehntausend waren heute abend im Pandal. Viele Leute waren da, die nicht zu den Kongreßveranstaltungen kommen – die ganze Elite von Haiderabad war da.»

Haiderabad

18. Januar 1953

P. D. H. an Doë

Heute vormittag gingen wir zur letzten Vollversammlung der Kongreßpartei. Um halb acht Uhr sprachen wir bei Nanda<sup>1</sup> vor. Er beschrieb Nehrus Einstellung uns gegenüber als zuerst sehr mißtrauisch, dann tolerant und jetzt positiv.

Man muß für die vordersten Sitze im Pandal tausend Rupien zahlen; aber uns gab man Plätze auf dem Podium, wo wir dreieinhalb Stunden nur ein paar Meter von Nehru entfernt auf dem Boden saßen. Als er uns erblickte, verließ er seinen Platz und verjagte mit zorniger Gebärde die Reporter und Photographen, die uns die Sicht verstellten. Von da an sprach er alle seine einführenden Worte auch auf englisch, nicht nur auf Hindi.

<sup>1</sup> Gulzarilal Nanda, Minister für Planung, Bewässerung und Energie 1952–1957.

P. D. H. an Doë

Madras  
23. Januar 1953

Gandhi sagte einmal: «Wie kann ich hoffen, ein Volk zu einigen, wenn ich die dreißig Leute, die mit mir leben, nicht einigen kann?» Eine begreifliche Überlegung, die sich seit seinem Tod als wahr erwiesen hat.

P. D. H. an Doë

Madras  
27. Januar 1953

Gestern waren wir alle zu einem Empfang beim Gouverneur eingeladen. Ein prächtiges Ereignis was es: mit weißen Tischtüchern, Dienern in Scharlachrot und Gold und einer Kapelle, die unter den Bäumen heitere Weisen spielte.

Als ich gerade ruhig unter einem Baum Tee trank, kam Rajaji<sup>1</sup>, der Ministerpräsident, zu meinem Erstaunen geradewegs auf mich zu. «Setzen wir uns. Ich möchte mit Ihnen reden», sagte er. Wir suchten Stühle und ließen uns nieder. Wir sprachen über vieles: wie alt Frank Buchman sei, warum Kommunisten uns wohl nicht mögen, welches unser Programm in Madras sei. Er sagte: «In Delhi ist jemand, der Ihre Arbeit zu untergraben sucht. Vielleicht halten Sie es für das beste, einfach weiterzuarbeiten und nicht darauf zu achten. Aber wenn Sie diesen Leuten verständlich machen könnten, was Sie wirklich tun, so wäre es leichter für Sie.» Er wollte wissen, wie es mit den Aufführungen gehe. Zufällig bemerkte ich in der Nähe Sir R. K. Chettiar, Rektor der Universität und einer der ersten Finanzminister seit der Unabhängigkeit. Ich schlug Rajaji vor, er solle ihn fragen. Das tat er, und Sir R.K. sagte, ohne zu zögern: «Es ist ein ausgezeichnetes Stück. Es beantwortet alle Fragen, die uns in der Industrie beschäftigen.» Und nach einer Pause fügte er hinzu: «Es hat auch die Antwort auf unsere Uneinigkeit in Indien.»

P. D. H. an Doë

Madras  
28. Januar 1953

Die Filmgesellschaften haben Großes vor mit uns. Die Vauhini Studios haben in einem ihrer Räume eine regelrechte Bühne für uns aufgestellt – tausend Menschen werden dort Platz haben. Es kostet sie 4 500 Rupien täglich, weil sie ja in diesem Studio so lange nicht filmen können. Der Regisseur sagte: «Wir tun es, weil die Notwendigkeit der Änderung so offensichtlich ist.»

<sup>1</sup> C. Rajagopalachari, erster Generalgouverneur Indiens nach der Unabhängigkeit und damals Ministerpräsident des Staates Madras.

P. D. H. an Doë

Madras

8. Februar 1953

Gestern abend sprach ich vor der Presse. Wir begannen um sechs. Ich sprach fünfundzwanzig Minuten lang. Alle sagten, sie müßten um sieben gehen, blieben aber tatsächlich bis acht Uhr fünfunddreißig. Es waren auch Kommunisten darunter. Einer von ihnen, ein Sekretär Goenka<sup>1</sup>, sagte: «Sie sprechen von ehrlichen Reportagen – aber wir haben hier einen Bericht, nach dem ein Mann, der von der MRA brutal mißhandelt wurde, im Krankenhaus liegt. Sollen wir nun diese Nachricht unterdrücken?» Ich antwortete: «Nachrichten, die exakt sind, sollen nicht unterdrückt werden. Aber ein Reporter, der der Zeitung eine solche Story bringt, ohne sie zu prüfen, sollte wegen Ungenauigkeit und Unfähigkeit entlassen werden.» Der Mann wurde wütend und sagte, der tätliche Angriff habe in Gegenwart von Polizei und Reportern stattgefunden. Worauf ein trockener alter Knabe in der Ecke bemerkte: «Meiner Erfahrung nach findet ein solcher Angriff nie in Gegenwart von Polizei und Reportern statt.»

Als ich später von der Verantwortung sprach, die Journalisten wie ich für den Zustand der Welt tragen, stand derselbe Kommunist auf und sagte: «Es ist das erstmal, daß ich einen Journalisten aus dem Westen so etwas sagen höre. Sie kommen sonst alle hierher, um uns zu sagen, wie recht sie haben und wie unrecht wir haben.» Er schüttelte mir kräftig die Hand und trifft sich morgen mit mir. Wir werden sehen.

P. D. H. an Doë

Madras

10. Februar 1953

Der Kommunist von unserer Pressekonferenz sandte mir heute morgen einen Brief mit einer wirklich ungewöhnlichen Photographie von Gandhi. Er schreibt: «Ihre Worte waren aufschlußreich und erhebend und haben mich sehr bewegt.»

P. D. H. an Doë

Madras

14. Februar 1953

Reddi, der große Chef der Vauhini Studios, kam mit seinem Drehbuchautor um vier Uhr zu uns ins Hotel. Sie fingen das Gespräch an. Es war klar, daß sie die MRA für ihre Zwecke zurechtstutzen wollten. Plötzlich rief Buchman aus: «Sie haben völlig unrecht. Sie meinen, alles zu wissen; aber Sie wissen nichts.

<sup>1</sup> Ramnath Goenka, Generaldirektor der *Indian Express*-Zeitungen.

Ich kam hierher voller Hoffnung, aber Sie lassen mich mit lauter Fragezeichen zurück. Alles ist verwässert worden.» Als Reddi erklärte, daß sein Drehbuchautor Lehrer gewesen sei, sagte Buchman: «Haben Sie Ihre Erzieherpflicht getan? Wie viele Menschen haben Sie in Ihrer Schule geändert?» – «Keinen», war die Antwort. «Das dachte ich mir. Das ist es ja gerade. Sie meinen es gut oder wenigstens glauben Sie es; aber Sie können nichts geben – Sie haben nichts zu geben.» Es ist eine Offenbarung, wie direkt Buchman sein kann, wenn es seine Überzeugung ist – und auch wieder wie geduldig. In diesen Tagen scheint die Direktheit im Vordergrund zu stehen.

Madras

P. D. H. an Doë

17. Februar 1953

Gestern kam Ramnath Goenka zum Essen. Nachher erzählte er mir, daß er bis 1947 «wie der Teufel» um die Befreiung Indiens gekämpft habe. «Wir brachten Millionen von Menschen bei, wie man betrügt, hungert und den Gehorsam verweigert», sagte er. «Und jetzt, da wir frei sind, erinnern sich die Menschen immer noch daran. Wir müssen eine neue Philosophie für Indien finden, oder die Kommunisten stecken uns in die Tasche.»

Mysore

P. D. H. an Doë

2. März 1953

Gestern war ein herrlicher Tag. Wir fuhren hierher und weiter in den Dschungel, sahen Sambas, Rehe und Pfauen. Wir sind Gäste des Maharadscha von Mysore. Nachmittags bin ich zum Tee bei ihm eingeladen, und jetzt komme ich eben von einer Feier, die ganz einmalig war.

Vor ein paar Wochen wurde in der Herrscherfamilie ein Erbe geboren, zum erstenmal seit achtundzwanzig Jahren. Heute vormittag wurde das Baby in einer großen Zeremonie dem Volk vorgestellt. Wir waren die einzigen Gäste aus dem Westen und saßen in einer besonderen Galerie. Da es eine religiöse Zeremonie der Hindus war, zogen wir alle unsere Schuhe aus. Man geht eine riesige, hundert Meter lange gewölbte Marmorgalerie entlang, durch die das flammende Sonnenlicht hereinfällt. Zwei Riesen – sie waren über zwei Meter groß – eskortierten uns. Sie gehörten zur Garde des Maharadscha, trugen rote Uniformen und einen weißen Turban und das bloße Schwert in der Hand.

Die Menge saß mit ihren vielfarbigen Turbanen, in prächtigen goldenen, weißen, silbernen, safrangelben, roten, grünen und grauen Gewändern in der Halle. Die Priester waren halb nackt und trugen Zeremonienbecken und Tücher. Der Hofparfümeur streute Weihrauch; Musikanten spielten ihre wilden, pulsierenden und klagenden Melodien.

Hinter den verhangenen Galerien konnte man die glitzernden Augen der Damen des Hofes herausgucken sehen. Schließlich verschwand der Mahara-dscha, und nach einer Weile brachte er das Baby und zeigte es dem Volk. Seine beiden kleinen Töchter trippelten neben ihm her. Die Menge erhob sich und jubelte. Draußen vor dem Palast wurden zweiundvierzig Salutschüsse abgege-ben, und dann war alles vorbei. Es hatte ein und einviertel Stunden gedauert.

P. D. H. an Doë

Madras  
5. März 1953

Als wir gestern zum Tee bei einem Redakteur waren, erschien ein Inder, der Buchmans persönlicher Sekretär gewesen war, als dieser im Jahr 1916 Indien be-suchte. Jetzt ist er ein anglo-katholischer Priester, trägt eine Kordel um seine umfangreiche Mitte und hat viel Witz. Als der Redakteur von Parasiten sprach, die ihr tägliches Brot nicht verdienen, sagte der Priester: «Parasiten, Parasiten! Sie hier kommen nicht vor zehn Uhr ins Büro, dann schreiben Sie bis elf. Dann gehen Sie aus und kommen nicht mehr zurück. Sie verbringen den Rest des Tages mit Trinken – und dafür kassieren Sie eine Menge Geld ein – Parasiten!» Worauf der Redakteur laut auflachte und sagte: «Er hat mich durchschaut!»

P. D. H. an Doë

Kalkutta  
19. März 1953

Gestern abend speisten wir beim Metropoliten, einem Inder namens Mukerjee<sup>1</sup>. Er ist uns ein guter Freund und sagte: «Hätten die Engländer diesen Glauben gelebt, wäre Indien heute anders. Darüber besteht kein Zweifel.» Als Indien seine Unabhängigkeit erhielt, wurde die staatliche Subvention für die Kirche sofort um zehn Millionen Rupien gekürzt. Der stellvertretende Rektor des Scottish Union College der Universität Kalkutta, der auch bei dem Essen zugegen war, sagte: «Ja, vor zwanzig Jahren ließen sich die Menschen noch bekehren, aber jetzt nicht mehr. Die wirtschaftlichen Verhältnisse haben sich eben geändert.»

P. D. H. an Doë

Kalkutta  
20. März 1953

Heute gingen wir in ein College. Der dafür verantwortliche Missionar sagte uns vorher: «In meinem College gibt es keinen Kommunismus.» Aber

<sup>1</sup> Arabindo Nath Mukerjee, Bischof von Delhi 1947–1950; Bischof von Kalkutta und Metropolit von Indien, Pakistan, Burma und Ceylon 1950–1962.



ein johlender Mob begrüßte uns mit «MRA raus!». Sie schwenkten rote Fahnen, auf denen stand, daß wir pro-Hitler, pro-Franco, pro-Churchill, pro-Eisenhower und so weiter seien. Wir gelangten in den Saal, und der Mob drängte nach. Ich mußte den Anfang machen und sagte sofort: «Ich verstehe euer Geschrei. Ich fühle mich wie zu Hause. Jahrelang habe ich mir mein Brot auf dieselbe Art verdient.» Der Hieb saß. Wie es sich später herausstellte, war der Mob teilweise von anderen Hochschulen gekommen und dafür bezahlt worden, die Versammlung zu sprengen. Dann fragte ich sie, ob sie tatsächlich glaubten, daß die französische *und* die deutsche Regierung, deren Mitglieder fast alle unter Hitler eingesperrt waren, einen Mann (Buchman) ausgezeichnet hätten, wenn er für den Faschismus gewesen wäre. Das saß wieder, denn sie schrien und tobten. Ich habe aber eine starke Stimme und eine starke Überzeugung und setzte beides voll ein. Am Ende schienen sie gepackt und schwiegen.

Kalkutta

P. D. H. an Doë

21. März 1953

Wir haben ein volles Programm – Tee bei einem Inder und eine Cocktail-party bei den Engländern. Buchman ist zu den Engländern nicht eingeladen. Er lachte darüber, aber es kränkt ihn doch. Ich wollte nicht hingehen, aber er meinte, ich solle doch gehen. Er sagte: «Sie sind immer so – sie wollen nicht, daß ich ihre Freunde kennenlerne.»

Kalkutta

P. D. H. an Doë

9. April 1953

Gestern beim Tee fragte mich eine Engländerin um meine Meinung, warum sie ihre Bekannten und Freunde in England nicht habe ändern können. Ich antwortete: «Weil man einen kalten Stockfisch nicht kochen kann, indem man lauwarmes Wasser über ihn gießt.»

Die Waldflamme steht in Blüte. Ist das nicht ein wunderbarer Name? Es ist ein hoher Baum mit zarten, grünen Blättern, und plötzlich brechen eine Unzahl scharlachroter Blüten auf. Wenn die Bäume im Sonnendunst flimmern, sieht es wirklich aus, als ob der Dschungel in Flammen stünde.

Kalkutta

P. D. H. an Doë

11. April 1953

Wir hatten heute zwei Verleger zum Mittagessen bei uns. Der eine war dick und fromm. Er sagte, für Indien sei der Kommunismus keine Gefahr. Er

zitierte André Gide. Ich entgegnete, Gide sei sein Leben lang krumme Wege gegangen, und wenn ich auch so wäre, würde ich es schwer finden, klar zu denken. Darauf antwortete er, Indien sei in der heutigen Welt sicher das ehrlichste Land. Ich erwiderte, ich sei ganz seiner Meinung, vor allem da uns Nanda in Delhi gesagt habe, der Fünfjahresplan könne durch die gegenwärtige Korruption zum Scheitern gebracht werden. Das zeige mir nur, wie schlimm es dann um die übrige Welt stehen müsse.

Der andere Mann verstand, worum es ging. Er führte ein altes bengalisches Sprichwort an: «Wer Geld stiehlt, kommt ins Gefängnis» und die moderne Version davon: «Wer im Gefängnis gewesen ist, stiehlt jetzt Geld.» Das ist eine Anspielung auf diejenigen, die während des Unabhängigkeitskampfes eingesperrt waren.

P. D. H. an Doë

Im Zug  
13. April 1953

Wir fahren stundenlang durch staubbraunes Land. Wir sehen Ochsen, die das Getreide mahlen, zwei Kamele, die durch einen Fluß waten, Wasserbüffel, Pfauen und das wimmelnde Leben in den Dörfern.

Einem der Männer, die in Kalkutta auf den Bahnhof gekommen waren, rannen die Tränen über die Wangen und fielen in den Sand, als er uns auf Wiedersehen sagte. Ein junger indischer Industrieller sagte, er habe seine Bitterkeit gegen die Engländer verloren, sei ehrlich mit seinem Vater geworden, habe eine falsche Beziehung zu einem Mädchen in Ordnung gebracht und ein Monatsgehalt der MRA gegeben – «und das ist erst der Anfang», fügte er hinzu.

P. D. H. an Doë

Kaschmir  
16. April 1953

Wir müssen lernen, so zu planen, daß wir Millionen hinter dem Eisernen Vorhang erreichen. Mag es uns passen oder nicht, aber Rußland und China sind heute die einzigen Völker, die Millionen von Menschen das Gefühl gegeben haben, sie seien für den Aufbau von etwas Neuem mitbestimmend. Welches andere Land versucht auch nur etwas Ähnliches zu tun?

Die Herausforderung der Kommunisten wird vielleicht noch als der größte Segen der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts in die Geschichte eingehen, weil sie die schlafende Willenskraft des Westens und der übrigen Welt wachgerüttelt hat. Die Kommunisten mußten den Haß und den Klassenkampf schüren, um das Feuer der Revolution nicht ausgehen zu lassen. Aber sie versuchen nicht, die tiefsten Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen.

Die ganze Welt zu einer Erneuerung von Menschen und Nationen aufzurufen ist die einzig sichere Hoffnung für die Demokratie. Die kommunistischen Massen könnten dann die ersten sein, die diesem Ruf folgen, wenn sie diese Leidenschaft im Leben der verantwortlichen Männer der Demokratie vorgelebt sehen.

Kaschmir

P. D. H. an Doë

1. Mai 1953

Vom Turm des Magdalen College werden sie heute früh ihre Mützen herabwerfen, wie es auch zu meiner Zeit in Oxford geschah. Wenn ich nur an das Wort «Mai» denke, prickelt es mir im Blut; wahrscheinlich weil mit ein wenig Glück und mit Hilfe eines Flugzeugs ich Dich im wunderschönen Monat Mai wiedersehen werde.

Howard kehrte wirklich im Mai nach England zurück. Am 2. Juni, dem Krönungstag von Elisabeth II., war er mit seiner Familie in London. Durch seine Reise nach Indien wurde Howard gezwungen, alle seine bisherigen Ideen neu durchzudenken. Sie hatte einen entscheidenden Einfluß auf sein Leben und seine zukünftigen Werke.

# I4

«Wenn ein Christ den Sinn für einen persönlichen Christus verloren hat, ist das Schlimmste, was ihn dann befallen kann, den Sinn für alles andere zu verlieren. Aufzuwachsen in dem selbstgefälligen Glauben, daß Gott in dieser weiten, klagenden Welt nichts anderes zu verrichten habe, als sich mit ein paar geretteten Seelen zu befassen, heißt alle Religion leugnen. Die erste große Epoche im Leben eines Christen – nach dem Erwachen seines Glaubens – kommt, wenn sich in ihm die Erkenntnis Bahn bricht, daß Christus ein Ziel für die Menschheit hat: ein Ziel, das über ihn und seine Nöte hinausgeht, über die Kirchen und ihre Bekenntnisse, über den Himmel und seine Heiligen hinaus. Ein Ziel, das jeden Mann und jede Frau, jede Gemeinschaft oder Nation umfaßt; ein Ziel, das nicht nur das geistige Wohl der Menschen in Betracht zieht, sondern auch ihr Wohlergehen, ihre Entwicklung, ihre Gesundheit, ihre Arbeit, ihren Lohn, ihr Glück in dieser Welt.»

Von P. D. H. unterstrichen im Buch  
*The Greatest Thing in the World*  
von Henry Drummond

**H**owards erster Besuch in Asien brachte ihm zum Bewußtsein, wie dringend die großen Probleme ganzer Kontinente einer Lösung bedürfen. Es handelte sich ja nicht nur um materielle Nöte, sondern um tiefliegende Zwietracht und Korruption bis in die obersten Schichten hinein. Da eine Lösung zu bringen, würde einen größeren Einsatz erfordern, als er vorausgesehen hatte.

«Nur wenig Menschen in unserer Zeit leben mit dem Ziel, das Denken ganzer Kontinente umzugestalten. Wir stehen am Beginn eines weltweiten Vormarsches unserer Arbeit. Vieles wird davon abhängen, ob wir uns das Denken und die Lebensqualität aneignen, die aus dem, was wir tun, den entscheidenden Faktor in der modernen Staatsführung macht.»

Aus dieser Erkenntnis heraus begann Howard Theaterstücke zu schreiben. Er hatte es bisher noch nie versucht. *The Real News* (Die wahren Nachrichten) – ein Journalistenstück – erschien 1953 als erstes von vierzehn Theaterstücken, die er in den zwölf folgenden Jahren schrieb. Er sagte dazu:

«Viele schreiben, um Geld zu machen, anderen geht es um den Ruhm. Noch andere, wenige allerdings, wollen echte Kunst schaffen. Sie wollen die Schönheit, wie sie sie empfinden, durch Farben, Filme oder Schauspiele weitergeben. Andere wieder schreiben aus Lust und Laune.

Meine Tinte ist Schweiß, und meine Feder darin einzutauchen macht mir keinen Spaß. Ich suche keinen Ruhm, und Honorare beziehe ich keine. Alles, was ich verdiene, geht an ein gemeinnütziges Werk.

Ich schreibe, um zu predigen. Meine Feder macht Propaganda. Was ich schreibe, bringt eine Botschaft. Einen anderen Grund zum Schreiben habe ich nicht. Schenken Sie dem keinen Glauben, der sagt, das Theater sei nichts für einen Mann mit einer Botschaft. Viele Autoren verkünden eine Tendenz, ohne daß sie es wissen. Wenn jemand so schreibt, als ob das Leben keinen Sinn hätte, vertritt er eine sehr starke Tendenz.

Meine Stücke sind Propagandastücke. Ich schreibe sie, um Menschen eine Richtung zu geben. Die Richtung ist klar. Das Ziel ist einfach. Ich möchte die Menschen dazu ermutigen, ja zu sagen zu dem Wachstum an Charakter, das unerlässlich ist, wenn die Menschheit überleben soll. Ich möchte all denen, die den Frieden in der Welt wollen, zu der Bereitschaft verhelfen, den Preis des Friedens in ihrem eigenen Leben zu zahlen. Ich möchte die Zensur abschaffen, die den moralischen Mut erstickt und eine verderbte Gesellschaft schafft.

Mein Ziel ist es, jeden Menschen in eine Revolution einzureihen, die die Welt neu aufbaut.»

Howard nannte seine Arbeit eine «Herausforderung an eine perverse, aber faszinierende Generation». Harold Hobson<sup>1</sup> nahm das im wörtlichen Sinn, als er über eines von Howards Stücken, das im Westminstertheater aufgeführt wurde, schrieb: «Es gibt in London kein Theater – mit der rühmlichen Ausnahme des Westminstertheaters –, das heute wagen würde, die Homosexualität als Sünde hinzustellen. Sie hätten alle, vom Temple Bar bis zum Sloane Square-Theater, Angst vor dem Gespött, das ein so unkonventionelles Urteil hervorrufen würde.»

Im Ausland fand man oft größeres Verständnis für das, was Howard erreichen wollte. Der französische Philosoph, Theaterkritiker und Schriftsteller Gabriel Marcel schrieb: «Die zahlreichen dramatischen Werke, die Peter Ho-

<sup>1</sup> Theaterkritiker der *Sunday Times*.

ward schrieb, waren in seinen Augen die wirksamste Art, das innere Leben des einzelnen neu erstehen zu lassen. In diesem Sinn kann man seine Werke mit jenen Brechts vergleichen. Beiden ging es darum, einen neuen Menschentyp zu schaffen. Der eine war Marxist, der andere ist dem Diktat eines christlichen Gewissens unterworfen.»

Egon Karter, der ehemalige Direktor der Basler «Komödie», fügt dem hinzu: «Peter Howard hat gezeigt, wie echtes Volkstheater geschaffen werden kann. Das psychologische Drama von Ibsen und Sartre hat er weit zurückgelassen, und er hat aus der Bühne nicht eine Plattform zur Selbsterfleischung oder Selbsterfüllung gemacht, sondern, getragen durch die Vielfalt seines reichen Sprachschatzes, hält er den Menschen ganz direkt einen Spiegel vor, um sie erschrecken zu lassen vor ihrem eigenen Ich – eine Schocktherapie des Verstandes und des Herzens, jedoch immer auf geistreiche und unterhaltende Art.»

Der deutsche Schauspieler Viktor de Kowa schrieb: «Peter Howard war nicht nur ein großes Talent, sondern er hatte den Glanz einer noch größeren Persönlichkeit, durch die er viele seiner Zeitgenossen überragte und über die Gegenwart hinausstrahlte. Dafür darf ich immer dankbar sein: er war mir ein Vorbild, denn er bemühte sich, ein Leben zu führen, das so ermutigend und ansteckend ist, daß man an der Macht des Guten, die Welt zu erneuern, nicht zweifeln kann.»

Howard bezweckte mit seinem Theater nicht den Applaus, sondern die Änderung von bestimmten Menschen und bestimmten Verhältnissen. Seine Theaterstücke sollten die Not beantworten, die er in Indien gesehen hatte: nämlich Kommunisten und Nichtkommunisten gleichermaßen zu einer neuen Größe herauszufordern. Als Howards *Durch die Gartenmauer* – die Erlebnisse zweier Familien, die auf beiden Seiten einer Mauer leben, die eigentlich nur aus ihren Vorurteilen besteht und die die kommunistische und die nichtkommunistische Welt darstellen – in Italien aufgeführt wurde, waren die kommunistische Presse und die katholischen Organe gleich begeistert. Die Zeitung *Unità* (Organ der Kommunistischen Partei Italiens) schrieb:

«Peter Howard lebt mit allen Fasern in der Realität unserer Zeit und liefert einen harten Kampf, die internationale Spannung zu verringern. Zu der ersten Aufführung in Rom kam das bekannte Publikum: die Habitués und Bourgeois, die an jede Premiere kommen. Mit jeder Aufführung aber wurde das römische Publikum gemischerter, und Arbeiter erschienen in großer Zahl im Theater.

Zum erstenmal in Italien schenkte die Theaterleitung der Arbeiterschaft Beachtung. An einem Abend fand in Rom eine geschlossene Aufführung für die demokratischen Organisationen statt, ebenso später in der Toskana, in

Umbrien und in der Emilia. Das Stück fand überall bei den Arbeitern ein gutes Echo. Es ist ein volkstümliches Stück mit einem volkstümlichen Erfolg.

Einige wenige Karten für die letzten zwei Aufführungen sind noch in den Büros der *Unità* erhältlich. Wir reservieren sie besonders für unsere Leser und Abonnenten.»

1955 schrieb Howard das Musical *Die verschwindende Insel*. Mit einer Gruppe von 244 Menschen, die aus vierundzwanzig verschiedenen Ländern zusammengekommen waren, reiste dieses Stück fast 130000 Kilometer durch Amerika, Asien, Afrika und Europa. Es war das erste Mal, daß die Moralische Aufrüstung eine so große Offensive unternahm, und sie rief auch viele Kontroversen hervor. Sie fand ein starkes Echo, dem Kritik und Einwände auf den Fuß folgten. Diese Ideologische Mission stellte einen Wendepunkt in der Geschichte der MRA dar. Sie beseitigte alte Auffassungen und befaßte sich in aller Öffentlichkeit mit nationalen Problemen.

Zum erstenmal nach dem Krieg sprachen in den Philippinen Japaner zum philippinischen Volk. Howard beschrieb dieses Ereignis:

«Auf den grünen Hängen an der Küste vor Manila fielen im letzten Weltkrieg 106000 Filipinos. Aus den grauen, ruhelosen Wassern der Bucht von Manila ragen noch die Maste der dreiundsiebzig japanischen Schiffe, die dort versenkt wurden. In jenen Gewässern ruhen auch die japanischen Toten zusammen mit den Besatzungen der hundertfünfzig dort abgeschossenen amerikanischen Flugzeuge.

Schlagzeilen in Manila berichteten über die Japaner, die jeden Abend nach der *Verschwindenden Insel* sprachen. Ein Berater des japanischen Kabinetts, Niro Hoshijima, einer der sechs Bevollmächtigten, die den Friedensvertrag für ihr Land unterschrieben hatten, bat das philippinische Volk um Verzeihung für das Unrecht, das Japan hier begangen hatte. «Wir Japaner müssen Reparationen leisten. Aber Reparationen allein sind nicht genug. Zuallererst müssen wir Sie aufrichtig für die Vergangenheit um Vergebung bitten. Aus diesem Grund drängte mein Premierminister darauf, daß ich an dieser Mission teilnehme. Bitte verzeihen Sie uns. Durch die Moralische Aufrüstung entsteht jetzt ein neues Japan, und durch die Moralische Aufrüstung kann ganz Asien einig werden.»

Hiroshijima sprach japanisch, und ein zorniges Raunen ging durch alle Reihen. Als aber seine Worte übersetzt wurden, herrschte atemlose Stille, und dann brach ein Beifallssturm los. Nachher drängten viele Filipinos nach vorne, um seine Hand zu ergreifen. Einige weinten. Einer wies auf seine Arme: «Diese Narben japanischer Handschellen werde ich immer tragen; aber in meinem Herzen habe ich heute abend verziehen.»»

Vincent Evans<sup>1</sup> erinnert sich, daß dieses Ereignis nicht aus dem Zufall geboren worden war:

«Howard kam in Manila mit einer Gruppe Japaner an, die sich bei dem philippinischen Volk für die Barbarei der Besatzungszeit während des letzten Krieges entschuldigen wollten. Während mehr als einer Stunde saß Howard mit diesen ausgezeichneten Menschen zusammen und half ihnen, die innere und äußere Verheerung zu verstehen, die der Krieg auf diesen fröhlichen Inseln hinterlassen hatte. Jetzt lagen um diese Inseln die verrosteten und durchlöcherten Rumpfe der amerikanischen und japanischen Kriegsschiffe. Langsam gelang es ihm, aus ihren Herzen eine Wärme herauszulocken, die die kalte Abgemessenheit der etwas ängstlichen Worte überwand, welche diese Japaner vor ihren ehemaligen Feinden aussprechen wollten.»

1956 kam Howard mit der Ideologischen Mission nach Deutschland. Dort wurde er aufgefordert, vor dem Rhein-Ruhr-Klub in Dortmund zu sprechen:

Dortmund, 2. März 1956

«Die kommunistische Welt ist im Zwiespalt ihrer eigenen Dialektik gefangen: Die Kommunisten haben sich zum Ziel genommen, die Welt zu gewinnen – doch ihre Theorie sagt ihnen, daß es ohne einen atomaren Krieg nicht gelingen kann. Die Idee der Koexistenz aber ist weder echter Marxismus, noch wird sie einen echten Marxisten hinters Licht führen können. Sie wirkt wie eine kurze Betäubung, während der man den Patienten einer tiefgreifenden Operation unterzieht. Vergessen Sie auch eines nicht: Das Konzept der Koexistenz ohne eine Ideologie der Renaissance und der Wandlung kommt einem Verrat der Freiheit gleich. Wo liegt nun die Antwort?

Der Antikommunismus ist keine Antwort. Er ist zu billig. Warum sollte ein aufrichtiger Kommunist sich von jenen Kräften in der westlichen Welt beeindrucken lassen, die den Kommunismus, Faschismus und Imperialismus hervorgebracht haben und die unverändert die gleichen bleiben wollen? Ich achte aufrechte Kommunisten. Sie wollen unsere Welt wirklich verändert sehen. Wenn man heute nicht begreift, daß dieses Verlangen in Millionen von Herzen besteht, dann helfe uns Gott!

Eine Ideologie der Renaissance für die Welt – ist das eine Illusion oder eine große Hoffnung? Die Illusion verschwindet, sobald man von der Theorie zur Praxis übergeht. Wirtschaftsexperten, Analytiker und solche, die probieren und prophezeien – ich liebe sie. In England hat mindestens die Hälfte von

<sup>1</sup> Ehemaliger Fleet Street-Kollege und stellvertretender Auslandredakteur am *Newspaper Chronicle*.



ihnen Mätressen. Aber absolute moralische Grundsätze sind nicht eine persönliche Angelegenheit, sondern bestimmen jede Beziehung zu Familie, Betrieb, Regierung und Volk. Wer dieses Experiment wagt, dringt von der Illusion durch zur Hoffnung und Gewißheit.»

Am 21. Februar sprach Peter Howard in Essen:

«Frank Buchman hat in guten und in schlechten Tagen sein Vertrauen in Deutschland nie verloren. Gewisse Stellen kritisierten ihn deswegen; aber er hat sich nie von ihnen beeinflussen lassen. So wie Buchman glauben auch wir, daß die Menschen der Ruhr auf ideologischem Gebiet für die Welt das tun können, was sie auf wirtschaftlichem Gebiet schon für ihr Volk erreicht haben.»

Für Howard war eine Ideologie weder eine Theorie noch ein blosser Aktionsplan. Eine Ideologie zu haben hieß, sich mit Menschen zu befassen:

«Manche meinen, Ideologie sei eine Art Wohltätigkeit, eine vage Brüderlichkeit oder einem ein paar raue Ecken und Kanten abzuschleifen. Aber Ideologie verlangt viel mehr. Denn das hieße ebenso selbstsüchtig sein wie ein Mann, der Tabak, Alkohol und Frauen haben will, anstatt das Notwendige zu tun, um sein Volk zu retten.

Es kann außerordentlich egoistisch sein, sich nur mit den eigenen Sünden zu befassen. Alles, was nicht zur Änderung von Menschen führt, hat nichts mit Ideologie zu tun. Manche schrecken vor dem totalen Anspruch dieser Ideologie zurück; denn sie verlangen immer und zuerst menschliche Freundschaft auf einem ihnen passenden Niveau. Solche Forderungen haben die meisten großen Glaubensbekenntnisse wirkungslos gemacht und zu Fall gebracht. Die Ursachen dafür sind moralische Kompromisse.»

Mit diesen moralischen Kompromissen befaßte sich Howard sehr direkt. Denn er erkannte in ihnen die Saat, welche die Zerstörung ganzer Völker in sich birgt. Er scheute sich nicht, dies deutlich zu sagen: «Es hat keinen Sinn, um den Brei herum zu reden.» Er besaß die ungewöhnliche Gabe, den Menschen seine Meinung ins Gesicht zu sagen und es dabei bewenden zu lassen. Seine Auffassung von der Aufgabe der MRA wird am besten in seinen eigenen Worten ausgedrückt:

«Es gibt heute zwei Richtungen: die eine könnte man die der Bewahrer nennen, die andere die der Freibeuter. Die Bewahrer haben nur eines im Sinn: sie wollen

eine Gemeinschaft, die die großen moralischen Wahrheiten und den Glauben an Gott schützend bewahrt und in der sie auf einem Planeten, der diesen Dingen schon den Rücken gekehrt hat, weiterhin in der Art und Weise leben können, die ihnen am besten erscheint und zu der sie einige andere überreden können.

Die Freibeuter sind Tag und Nacht mit flammenden Schwertern unterwegs, entschlossen, das Eigentum Gottes von der modernen Welt zurückzugewinnen, das Materialisten, Intellektuelle, Faschisten und Kommunisten gestohlen und versteckt haben und zerstören wollen. Sie kämpfen, singen, robben sich nach vorn, rennen geradeaus oder im Zickzack und hauen sich eine Bresche, wo immer sie können. Sie leben von dem Land, das sie erobert haben. Die eingesessene Gesellschaft – das Establishment – haßt sie; die Mächtigen sind gegen sie. Millionen von Menschen lieben sie. Nicht alle verstehen sie. Sie greifen nach einer Revolution, durch die Gott zu einer größeren Autorität für jeden einzelnen Menschen wird als Ehefrau oder Ehemann, Kind, Reichtum, Stellung, Mao Tse-tung, Chruschtschow oder sogar Kennedy.

Vielleicht brauchen wir sowohl die Bewahrer wie die Freibeuter. Eines steht fest: die Freibeuter müssen jetzt jedes unwesentliche Handeln aus ihrem Leben streichen. Sie müssen zusammenhalten mit einer Ehrlichkeit, die nichts Klebriges duldet und die absolut ist. Sie müssen ihre Gesundheit, ihre Kraft und ihre Leidenschaft bewahren. Sie müssen darauf sehen, daß jede von ihnen geschaffene Waffe von höchstem professionellem Schliff ist. Nur so haben sie eine bessere Aussicht, vor den erstaunten Augen der Welt vorwärts zu drängen – einer Welt, die ihren Taten jetzt ernste Beachtung zollt.»

Howard war ein Freibeuter. Er war aber auch realistisch und weise. Er ließ sich weder von einer begeisterten Menge noch von eisiger Kritik beeinflussen. Regierungen begannen, die Moralische Aufrüstung als wichtige Hilfe anzuerkennen, versuchten aber auch öfters, sie für ihre eigenen Zwecke auszunutzen. Howard ließ das nie zu:

«Sollte ich es je zulassen, daß die MRA zum Werkzeug der englischen – oder meiner wegen einer anderen – Außenpolitik wird, so wäre es um ihre Wirksamkeit geschehen. Die MRA hilft allen Menschen, die Gott lieben, ihr Land mehr zu lieben – nicht weniger. Aber sie gibt den Völkern auch ein weltumspannendes Ziel, das weit über alle nationalistischen Machtansprüche hinausgeht. Ohne ein solches Ziel werden sich heute die Völker zur Isolation gezwungen sehen und gleichzeitig den Treubruch ihrer eigenen Bürger erleben. Ich selbst bin der Überzeugung, daß unsere große Hoffnung in der Annahme einer Idee liegt, die über alle nationalen Interessen hinausgeht.

Stände ich unter dem Befehl irgendeiner Regierung, so würde meine Arbeit verändert und beschnitten werden.»

Darin hatte Howard recht. Er wußte, daß die Stärke der MRA in ihrer Unabhängigkeit von der Politik liegt, obwohl viele Politiker ihr verpflichtet sind, und daß sie keine Regierung als solche unterstützt, obwohl viele Regierungen ihre Arbeit begrüßen. So kann die MRA vor menschlicher Beschlagnahme bewahrt bleiben.

Buchman und Howard hielten es für den Gipfel der Torheit, nach einem vorgefaßten Plan vorzugehen, wenn sich dort, wo sie waren, ein brennendes Problem zeigte. Beide Männer ließen alles andere fallen, um sich einem solchen Problem zu widmen. Als Journalist war Howard darin geübt, Termine einzuhalten und Neuigkeiten aufzuspüren. Die MRA hatte Howard darin geschult, die moralischen Ursachen für nationale Probleme zu erkennen und diese zu heilen.

Es war oft alles andere als populär, darauf hinzuweisen, daß neben den offensichtlichen Wohnungs-, Nahrungs- und Erziehungsproblemen eines Landes es auch solche moralischer Natur gab. Aber Howard bestand darauf:

«Ich bin ein entschlossener Gegner jener Philosophie, die verkündigt, daß Gott nicht mehr durch die Änderung einzelner Menschen wirkt, sondern nur durch soziale Aktionen, wie zum Beispiel den Bürgerrechtskampf in den USA oder die Anti-Apartheid-Kampagne in Südafrika.

Ich glaube, daß jeder Mensch auf Erden etwas Moralische Aufrüstung in sich hat. Diese Tatsache allein ist schon eine Hoffnung für die Menschheit.

Ich bin ein entschiedener Gegner jener Christen, die sagen, daß wir aufgrund der Vergebung Christi ruhig der Geschichte ihren Lauf lassen und weiterleben können wie bisher.

Eine «große Gesellschaft» wird nie durch gute Werke geboren, die einfach Industrie und Landwirtschaft dazu gebrauchen wollen, um Bäuche und Hände, Teller und Taschen zu füllen, und die den Eigenwillen ungebrochen und die Herzen ohne Liebe und Glauben lassen. Politische, wirtschaftliche und soziale Aktion allein wird nie den Kern der Macht des Bösen auch nur berühren. Ebenso wenig wird unsere träge Selbstgenügsamkeit je an das Nervenzentrum unseres eigenen und nationalen Dünkels rühren können.

Wir stehen in einem rücksichtslosen Kampf um den Charakter und die Seele unserer heutigen Welt. Die entscheidende Frage dieses Jahrhunderts heißt: Wird es Gottes Erde oder der Menschen Hölle werden?»

Für Howard war der Prüfstein einer Ideologie die Leidenschaft, mit der man sie auslebt:

«Vor nicht zu langer Zeit traf ich einen hohen sowjetischen Diplomaten an einem Botschaftsempfang. Er meinte, ich sei ein englischer Diplomat, und



Howards Ankunft in Rio de Janeiro 1965

Patrick und Anne Wolrige Gordon und ihre Kinder Patrick Adam und Caroline 1970





Doë und Peter Howard, Dame Flora MacLeod, Patrick und Anne Wolrige Gordon  
in Kalifornien 1964

wollte wissen, ob ich Leute an der Abrüstungskonferenz in Genf kenne. Ich antwortete: «Ja.» Dann sagte er mit Überzeugung: «Natürlich haben wir Sowjets einen großen Vorteil Ihnen im Westen gegenüber. Wir haben eine mächtige Ideologie, die es sich vorgenommen hat, die Welt zu ändern; Sie dagegen haben nur eine schwache Ideologie.» Ich fragte: «Haben wir im Westen überhaupt eine?» Er lachte schallend auf: «Natürlich haben Sie keine – Sie wissen nicht, wohin Sie die Welt steuern wollen.»

Dann hatte ich etwas Pech. Der äthiopische Botschafter erschien, kam auf mich zu und fragte nach Frank Buchman. Sobald er sich zurückgezogen hatte, wandte sich der sowjetische Diplomat zu mir und sagte: «Moralische Aufrüstung? Sie sind gegen uns.» – «So würde ich es nicht ausdrücken», antwortete ich, und er wollte wissen, was unsere Einstellung denn sei.

«Wir wissen», sagte ich, «daß die Welt einer Revolution bedarf, sonst kann man sie vor einem Krieg nicht mehr retten. Ich zweifle nicht an der Aufrichtigkeit von Millionen von Kommunisten, aber ihre Ideen finde ich altmodisch.»

Da wurde er wütend und wollte wissen, was ich damit meine. Ich wurde deutlich: «Wenn die Theorie des Klassenkampfes bis zu ihrem logischen Ende durchgeführt wird, muß sie zu einem Atomkrieg zwischen den großen Machtgruppen führen. Der Kommunismus hat sich nie philosophisch so weiter entwickelt, daß er der neuen, durch die Nuklearkraft geschaffenen Lage gewachsen ist. Er ist wie eine Steinzeitphilosophie für unser Atomzeitalter.»

Darauf sagte der Russe: «Und was ist Ihre Antwort darauf?» – Ich sagte: «Die Moralische Aufrüstung ist eine weltweite Revolution und darum größer als der Kommunismus, weil sie keine Klasse ausschließt, auch nicht Menschen anderer Rassen oder Hautfarbe, sondern sie alle zum großen Ziel anbietet: dem Neubau der Welt und der Neuordnung der menschlichen Gesellschaft.»

Der Russe wollte wissen, wie so etwas geschehe. Ich gab ihm einige Beispiele. Da sagte er mir: «Sollte es wirklich gelingen, die menschliche Natur zu ändern, dann ist mein Marxismus veraltet. Wir haben in der Sowjetunion schon vierzig Jahre Sozialismus hinter uns, aber weder haben wir den Egoismus bezwingen noch den Menschen ein neues Leitmotiv geben können.»

In diesem Augenblick trat ein Mädchen mit Rauchwaren heran. Ich lehnte ab. Der Russe sagte höhnisch: «Gibt es in der MRA eine Regel gegen das Rauchen?» – «Nein», antwortete ich, «aber jeder Penny, den ich besitze, geht an meine Revolution. Ich denke nicht daran, Geld für Tabak zu verschwenden.» Er war sichtlich erstaunt: «Bedeutet Ihnen Ihre Revolution denn so viel?» Ich entgegnete: «Warum zum Teufel denkt ihr Kommunisten immer, ihr seiet die einzigen, die etwas für eine Revolution opfern?»

Wir gingen in den Garten hinaus. Dort stand ein langer Tisch voller Getränke – alles, was man sich nur wünschen konnte. Der Russe sagte mir: «Los, die

Getränke hier kosten uns nichts.» – «Danke sehr», antwortete ich und nahm mir ein Coca-Cola. Wieder wollte er wissen: «Gibt es in der MRA eine Regel gegen das Trinken?» – «Nein», erwiderte ich, «aber wenn ich mit Männern wie Ihnen zusammen bin, behalte ich lieber einen klaren Kopf.» Er lachte. Der Mann gefiel mir.

Dann wollte er wissen, wie meine revolutionäre Erfahrung begonnen habe. Ich erzählte ihm von den absoluten moralischen Maßstäben der Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe. Da blickte der Russe kurz um sich und trat näher: «Ich muß Ihnen etwas sagen. Ich rauche fast hundert Zigaretten im Tag und kann nicht aufhören. Können Sie mir helfen?»

Zum Schluß sagte er: «Wir Sowjets wissen, daß außer dem Kommunismus nur noch die Moralische Aufrüstung in der Welt ideologische Arbeit leistet.»

Da Howard seine Ziele mit Leidenschaft verfolgte, wurde er manchmal beschuldigt, die MRA für die einzig wirksame Antwort zu halten:

«Ich glaube nicht, daß die Moralische Aufrüstung das Monopol für den Neuaufbau der Welt besitzt. Ich bin weder so eingebildet noch so blind, das zu behaupten. Aber ich glaube, daß Gottes Geist im menschlichen Herzen die einzige Kraft ist, welche die Menschheit weiterbringen kann.»

Howard wußte, daß sogar bei denen, die sich zu einem Glauben bekennen, dieser Geist allzu selten ist:

«Im Westen bringen die Kirchengemeinden oft ihre Priester oder Pastoren dazu, wie sie selbst Geld, Popularität und Unreinheit anzubeten; so verlieren sie ihr Feuer. In gleicher Weise haben sich jetzt gewisse gute Leute einen weltlichen Mantel umgeworfen und sind in den Bann von Sex und Erfolgssucht geraten. Das erweckt in mir die Frage, was Gott von uns wohl denken muß. Ich stelle mir vor, er weint, wenn er die tiefe Kluft sieht zwischen meinem Begriff von dem, was ich tun und sein sollte, und seiner Vorstellung von dem, wozu ich berufen bin. Dieser Gedanke hilft mir, wenn ich mich um Menschen kümmere.»

Buchman ließ nie zu, daß Howard dem Beifall der Menschen dienstbar wurde. Er selbst hatte in Amerika einmal eine große Summe angeboten bekommen, um damit seine Arbeit zu einer erfolgreichen Organisation auszubauen. Dieses Angebot wurde sofort abgelehnt. Mit dem wachsenden Vormarsch der MRA erkannte Howard, wie verlockend ein solches Angebot sein konnte. Nach Buchmans Tod schrieb er:

«Die Moralische Aufrüstung steht felsenfest und wird, dessen bin ich gewiß, der Eckstein einer neuen Welt werden. Buchman sagte: «In Zeiten der Krise bleibt uns nur eines: Menschen zu ändern.» Es ist mir ein tiefes Anliegen, daß wir diese Wahrheit, die der Motor in Buchmans Leben war, verstehen und uns zu eigen machen.

Wir scheinen jetzt die Massen in vielen Ländern zu erreichen; dabei müssen wir aber auf eines achten: daß wir nicht zu einer Bewegung werden, die so auf den Beifall der Massen anspricht, daß wir uns den Applaus der Menge zum Ziel unserer Aktionen machen. Wenn dann der Applaus ausfiele, würden wir einen Antikommunismus und eine Selbstgerechtigkeit entwickeln, die nicht von Gott stammen, sondern tatsächlich gegen Gott sind. Wenn Gott uns Tausende von Menschen anvertraut, müssen wir ihn tiefer in unser eigenes Leben eingreifen lassen und unser Leben viel drastischer reinigen, damit der Erfolg uns nicht immer mehr dazu verleitet, uns auf den Applaus zu verlassen.

Ein Mann schrieb mir kürzlich: «Wir müssen um Gottes Herrschaft in den Menschen ringen statt Menschen dazu zu gebrauchen, ein aus Ehrgeiz entstandenes Ziel zu erreichen – das ist eine grundsätzliche Frage. Sonst werden wir auf die Zustimmung der Menge so versessen, daß wir nur das tun, was solche Zustimmung hervorrufen wird, anstatt Menschen zu ändern.»

Howard fuhr fort:

«Dieses unreine Verlangen, das uns dazu treibt, von jedem Menschen Anerkennung zu fordern, kann zu einer unheilvollen nationalen Strategie führen, wenn es nicht erkannt und in uns geheilt wird. Wie kein anderer war Buchman auf der Suche nach neuen Wegen, um Millionen von Menschen erreichen zu können. Niemand freute sich mehr als er, wenn erstaunliche Dinge geschahen. Er war aber entschlossen, keinen einzigen Schritt zu tun, wenn er nicht Gottes Stempel auf einem bestimmten Vorhaben fühlte. Und nie, nie, nie ließ er in seiner Leidenschaft nach, jeden Menschen, den er traf, zu ändern, und daß das Ergebnis von allem, was er tat, geänderte Menschen sein sollten. Ich erinnere mich noch an die Worte, die er die größten in der englischen Sprache nannte: «Schaff' und erhalt' mich im Innersten rein.» Das heißt nicht nur, Heilung für die persönliche Unreinheit zu finden, sondern auch für den eingefleischten Widerstand gegen das Kreuz. Sonst entsteht nur Abhängigkeit von jenen Menschen, die uns schmeicheln und preisen, und Abkehr von denen, die uns zum Höchsten anhalten wollen.

In diesem Kampf leidenschaftlich zu sein, ist etwas Gutes. Aber Leidenschaft braucht unbeugsame Freunde, die prüfen helfen, ob es gottgeführte Leidenschaft ist. Irgendwo heißt es: «Bin ich darum dein Feind, weil ich dir die



Wahrheit sage?) Dies könnte, wie Salz, zur normalen Zutat unseres Lebens werden.»

Buchman zeigte Howard auch, wie man gewissenhaft mit Geld umgeht. In mancher Beziehung hatte er es in den letzten Jahren schon gelernt. Howard besaß wenig Geld – nur das, was die Farm in Suffolk einbrachte. Mit seinem eigenen Geld war er großzügig, manchmal sogar unüberlegt. Aber mit dem Geld, das Menschen als Opfer für die MRA gaben, ging er äußerst vorsichtig um. Er trank und rauchte nicht, denn anderer Leute Geld hätte er nie so ausgeben wollen. Die Verwaltung der MRA vereinfachte und modernisierte er, um jegliches Geldverschwenden zu vermeiden. Unnötige Ausgaben waren ihm ein Dorn im Auge.

Howards eigenes Leben war jedermann zugänglich. Da gab es nichts Privates. Seine Sekretärin, seine Arbeiter auf dem Hof oder ein feindlich gesinnter Journalist wurden alle mit der gleichen Anteilnahme und der gleichen Aufrichtigkeit behandelt. Jeder sollte in sein Leben Einblick haben können.

An einer Konferenz für MRA in Miami begegnete ein Delegierter aus Costa Rica Peter Howard zum erstenmal. Nach Howards Tod schrieb dieser Mann folgendes:

«Damals war ich ein alter, achtundsechzigjähriger Mann, neu in MRA-Kreisen, und war zum erstenmal an eine internationale Konferenz gekommen. Niemand der Verantwortlichen kannte mich, und ich erwartete auch nicht, daß sich jemand um mich kümmern würde. Unerwarteterweise aber lud mich Peter Howard ein, an die Vorbereitung für den Tag zu kommen.

Ich hatte fünfzig Jahre damit verbracht, nachzuforschen, wie man der Menschheit helfen könne; doch war dies mein erstes Zusammentreffen mit der MRA. Da entdeckte ich mit Freude, daß ich von Gott für diesen Dienst Führung bekommen könne und daß auch andere Menschen diesen Funken in ihren Herzen finden könnten.

Am nächsten Morgen stand ich um vier Uhr auf, um so früh wie möglich an Ort und Stelle zu sein. Etwas abseits wartete ich auf Peter Howard. Einer der Prominenten der Konferenz sah mich mit Erstaunen an. So vermutete ich, daß meine Gegenwart weder erwartet noch erwünscht sei. Er fragte: «Was tun Sie denn hier?» Ich antwortete: «Ich bin genauso überrascht wie Sie, Sir, hier zu sein. Ich weiß auch nicht, warum ich hier bin. Bitte fragen Sie doch Peter Howard und sagen Sie es mir nachher. Er hat mich hierher eingeladen.» Ich wußte, ich hätte nicht so antworten sollen, aber in diesem Augenblick kam Peter Howard herein, wies mich auf einen Stuhl in der ersten Reihe, und so hörte die Komödie auf.»

Genau da hörte für viele Menschen die Komödie auf. Denn Howard hatte den Grundsatz, daß es nicht der Mühe wert sei, etwas zu sagen, das nicht alle Menschen hören könnten. Aber er war nicht im geringsten sentimental. Seine Sekretärin erinnert sich daran:

«Einmal hatte ich zwei Briefe verwechselt und in die falschen Umschläge gesteckt, was ziemlich peinliche Folgen hatte. Ich versuchte, mich dafür zu entschuldigen. Er sagte: «Wenn es nach mir ginge, hätte ich gerne eine Sekretärin, die sowohl tüchtig als auch eine Christin ist. Wenn ich aber zwischen beiden wählen müßte, so wäre mir eine Christin lieber.» Ich entdeckte, daß das Christentum für ihn weit vom bloßen Sonntagskirchgang entfernt war, den ich in meiner Jugend schon abgelehnt hatte. Er erwartete, daß für mich der Glaube ebenso viel bedeutete wie für ihn.

Er bestand auf Pünktlichkeit. Einmal ließ er mich allein in einer mir unbekanntem deutschen Stadt zurück, weil ich zwei Minuten zu spät am Treffpunkt war. Glücklicherweise kam noch ein Wagen mit jemandem, der mich kannte und mich mitnahm. Später sagte er mir, er habe meinetwegen nicht zu spät zu seiner Abmachung kommen können und ich werde sicher etwas daraus lernen – was ich auch tat.»

In dem Maß, wie Howards Verantwortungen wuchsen, vertiefte sich sein Glaube, und sein Leben fand eine neue Weite. Vielleicht erwartete Buchman deshalb immer mehr von ihm. Das kostete Howard seine Zeit, seine Kraft und seinen Stolz. Aber vor allem kostete es ihn viele Gelegenheiten, mit seiner Familie zusammenzusein. Als seine Mutter 1953 starb, war er im Ausland. Er fuhr nach Hause, um seinen Vater zu trösten, der schon seit fast sechs Jahren blind war.

P. D. H. an Doë

Sussex

17. August 1953

Vater konnte gestern nacht nicht gut schlafen. Um acht Uhr früh fuhren wir nach Cheering, ungefähr fünfundsechzig Kilometer von hier, wo Mutter beerdigt liegt. Es ist ein wunderschöner Ort, wie ein Garten. Buchmans Kranz lag auch auf dem Sarg. Für uns und die Kinder legte ich einen großen Strauß Rosen nieder. Es kamen nur zwei von Mutters engsten Freundinnen, da die Anzeige in der *Times* erst heute morgen erschienen war. Vater war bewundernswert. Zwei Tränen rollten aus seinen armen, blinden Augen. Er zitterte stark, aber abgesehen davon hielt er sich tapfer und gab sich allen in wunderbarer

Weise. Als wir zurückfuhr, fragte er mich, ob er sich gut gehalten habe, und sagte, daß ihm meine Unterstützung viel bedeutet habe.

1960 war Howard in Los Angeles und hörte dort vom Tod seines Vaters. Er konnte nicht zur Beerdigung zurückkommen.

P. D. H. an A.

Los Angeles  
6. Februar 1960

Ich erhielt hier die Nachricht, daß mein geliebter Vater uns plötzlich verlassen hat. Die letzten elf Jahre seines Lebens ist er blind gewesen; aber nie habe ich auch nur die geringste Klage von ihm gehört. Als Buchman von seinem Tod erfuhr, sandte er mir noch am gleichen Tag eine große Vase mit herrlichen, weißen Blumen auf mein Zimmer. Er hatte eine Karte mit den Worten dazugelegt:

«Einem tapferen Vater,  
der im ewigen Leben wieder sehend ist –  
und für seine Frau, die ihm zärtlichste Fürsorge gab.  
Dein ergebener  
Frank.»

Auf dem Weg zurück nach Washington flog ich nach Tucson<sup>1</sup> und kam um elf Uhr morgens dort an. Campbell war am Flugplatz. Dann gingen wir zu Buchman, berichteten das Neueste und arbeiteten an Briefen bis spät in die Nacht.

Das Abendessen wurde Campbell und mir in Buchmans Zimmer gebracht, und er bat mich, von meinem Vater zu erzählen. Dann sagte er: «Ich würde gerne mit euch eine halbe Stunde lang seiner gedenken.» So hatten wir in diesem Zimmer einen Vorgeschmack des Himmels, und mein eigener Vater und unser himmlischer Vater waren uns wirklich sehr nahe. Buchman erinnerte sich daran, daß er in Indien war, als seine Mutter starb. Er machte gerade eine Reise im Zug, und die ganze Nacht über war sein Wagen von Licht erfüllt. Er sagte: «Weißt du, nicht jeder versteht diese Dinge; aber man hätte eine Zeitung lesen können, so hell war das Licht.»

Dann fuhr er fort: «Gott wird heute und auch diese Nacht in großer Kraft bei Peter sein.» Dann sprach er langsam und mit großer Überzeugung den ganzen dreiundzwanzigsten Psalm. Zum Schluß sagte er: «All die schönen Erinnerungen, die wir an deinen Vater haben: die Spiele, die Tränen und die Liebe, die

<sup>1</sup> Stadt im US-Staat Arizona.

er für Peter hatte! Gott, sei mit Anne, Ant und Philip. Mach aus ihnen große Männer und Frauen in Jesus Christus.» Dann fügte er hinzu: «Und jetzt wollen wir noch etwas arbeiten.»

Obwohl sich Howards Eltern mit der Tatsache versöhnt hatten, daß ihr Sohn mit der MRA arbeitete, war es ihnen doch nie ganz begreiflich. Darum hinterließen sie ihm auch nichts. Es schmerzte Howard, aber er war nicht jemand, der Bitterkeit aufspeicherte. Nach dem Tod seiner Mutter hatte er seinem Vater angeboten, Hill Farm als sein Zuhause zu betrachten. Aber er hatte es abgelehnt. Von der Zeit an hatte Howard dafür gesorgt, daß jede Woche ein Paket mit Lebensmitteln an seinen Vater abging. Die Fürsorge um die alten Menschen war etwas, was Howard sehr am Herzen lag. Er hatte auch darauf geachtet, daß sowohl seine alte, geliebte «Nanny George» wie auch Doës Kinderschwester ihre letzten Lebensjahre auf der Farm verbringen konnten. Aber für ihn selber gab es kein Zuhause. Für ihn sollte es bis zuletzt ein Leben unterwegs sein.

# I 5

«Frank Buchman fehlt mir sehr – auf eine besondere Art. Er fehlt mir, weil er ein Mann war, der ohne Angst oder Schmeichelei die Wahrheit sagte, so wie Gott sie ihm zeigte. Er war mir durch all die Jahre ein guter Kamerad gewesen und tat mir die Ehre an – schon lange vor seinem Tod – mich für alles, was irgendwo in unserer Arbeit falsch gemacht worden war, einerlei, ob ich davon wußte oder nicht, zur Rechenschaft zu ziehen. Er glaubte, daß ein Mensch wie ich als Christ volle Verantwortung für die ganze Arbeit tragen sollte. In diesem Sinn fühlte ich mich, lange bevor Buchman starb, voll verantwortlich, soweit ein Mensch dies überhaupt sein kann.»

P. D. H. Juni 1963

**A**m 7. August 1961 starb Frank Buchman in Freudenstadt im Schwarzwald. Den ganzen Sommer lang hatte er seine Kraft für Tausende von Menschen eingesetzt, die zur Konferenz nach Caux gekommen waren. Als er nach Deutschland fuhr, blieb Howard in der Schweiz zurück.

P. D. H. an Doë

Caux  
6. August 1961

Gestern abend telefonierte Campbell, daß Buchman nachmittags gegen zwei Uhr von starken Schmerzen in der Brust befallen worden sei. Das dauerte ein-einhalb Stunden. Campbell glaubt, es sei ernst. Es sind höchstwahrscheinlich die Herzkranzgefäße – bei einem Menschen seines Alters eine bedenkliche Sache. Heute soll Buchman ins Krankenhaus kommen, da gestern noch kein Platz frei war. Am Abend hatte er keine Schmerzen mehr. Seither haben wir nichts gehört, und ich warte auf den nächsten Anruf. Eines scheint offensichtlich: der Kampf wird fortgesetzt.

P. D. H. an Doë

Ich fahre heute früh nach Freudenstadt. Es gibt viel zu erledigen, wie Du Dir denken kannst. Es hat mir so wohl getan, gestern mit Dir am Telefon zu sprechen.

Hier hatten wir einen anstrengenden Tag; die Presse belagerte uns ununterbrochen, und wir mußten uns um viele Leute kümmern.

Am Montag gegen zwei Uhr morgens rief Campbell an. Ich fuhr sofort ab und war gegen halb elf in Freudenstadt. Ich will Dir noch einiges schreiben: Als Buchman von hier wegfuhr, war er sehr, sehr müde. Er war guten Mutes, aber es ist eben doch so, daß das Ringen darum, einige Menschen zu wirklichen Kämpfern zu machen, an seinen Kräften gezehrt hat. Er sagte uns fröhlich auf Wiedersehen, als er abfuhr.

In Freudenstadt gefiel ihm alles – das Essen, die Wälder, die Menschen und die ganze Atmosphäre. Er sagte: «Hier möchte ich begraben werden.» Er sagte es zweimal. Er hat aber veranlaßt, in seine Heimat nach Allentown<sup>1</sup> überführt zu werden. Die Frage nach dem Ende unserer Lebensreise beschäftigte ihn sehr. Er sagte: «Ich glaube nicht, daß wir nach Caux zurückgehen werden.»

Vor etwas mehr als einer Woche ließ er seinen Gehrock kommen. Er werde ihn brauchen, sagte er. Jetzt wird er in diesem Anzug begraben werden. Vor ein paar Tagen noch sagte er zu Campbell: «Ich glaube nicht, daß ich nach Caux zurückgehen soll. Ich bin ein Hindernis für unsere Arbeit geworden.» Das ist typisch für die überwältigende Demut dieses Mannes. Campbell hielt es zuerst für einen Scherz, sah aber bald, daß es Buchman ernst war. Er sorgte sich wegen der Dinge, die man für ihn, auch nachts, tun mußte.

Am Tag, an dem der Anfall kam, sprach ich noch mit ihm am Telefon. In glänzender, kampflustiger Laune erkundigte er sich nach allen seinen Freunden. Er war voll von Zukunftsplänen für Afrika und viele andere Länder. Nach dem Mittagessen kamen die starken Schmerzen. Sie dauerten zwei Stunden. Am nächsten Tag wurde ein Elektrokardiogramm gemacht, das zeigte, wie angegriffen das Herz schon war. Tagsüber fiel sein Blutdruck ständig. Er blieb bei klarem, aber oft schwachem Bewußtsein. Am Nachmittag kam Prinz Richard<sup>2</sup>. Er las Buchman seine liebsten Psalmen vor: den dreiundzwanzigsten, hundertdritten und hunderteinundzwanzigsten. Er sagte: «Frank, ich bin hier, und ich werde bleiben.» Buchman verstand und war glücklich.

Vierzig Minuten lang rang er um seine letzten Worte: «Ich möchte, daß England von Männern regiert wird, die sich von Gott regieren lassen. Warum

<sup>1</sup> Allentown in Pennsylvania, Heimat von Dr. Buchmans Eltern.

<sup>2</sup> Prinz Richard von Hessen.

könnte die Welt nicht von Männern regiert werden, die sich von Gott regieren lassen? Warum soll Gott nicht die ganze Welt führen?» Sein Blutdruck sank weiter, und schließlich hörte er einfach zu atmen auf.

Am Tag zuvor hatte er mir noch am Telefon gesagt: «Helfen dir auch meine Amerikaner, das Wochenende zu tragen und zu gestalten?» (Was nicht der Fall war.) Buchman konnte es nicht ertragen, wenn man mit seinem Einsatz zurückhielt. Er ließ mir noch sagen, ich solle im September eine oder zwei Wochen Ferien machen – Gott segne ihn.

Er nahm sich immer die Zeit, nach der größten Dimension unserer Arbeit zu suchen. Das zu tun ist jetzt auch meine feste Absicht.

In der Nacht fuhr ich hierher zurück und habe gestern wie ein Pferd gearbeitet. Jetzt geht es zurück nach Freudenstadt, und wahrscheinlich bin ich Freitag nacht oder Samstag ganz früh wieder hier.

Pan American Airways  
unterwegs nach Allentown  
15. August 1961

P. D. H. an Doë

Es ist schwer zu ermessen, was mich in Allentown erwartet. Nach dem Mittagessen kam eine dunkle Welle der Niedergeschlagenheit über mich – wahrscheinlich hatte ich zu viel gegessen. Es war das Gefühl, so vieles im Leben schlecht und nichts wirklich gut gemacht zu haben: ich bin ein armseliger Gatte, als Vater ein Versager, ein drittklassiger Schriftsteller und das Zerrbild eines echten Christen. Die überwältigende Verantwortung für unsere Arbeit, gemessen an den Gefahren unserer Zeit, wurde mir zuviel. Das ist merkwürdig, denn meistens bin ich heiterer Stimmung; aber es traf mich wie ein Schlag. Der Glaube erhellte dann wieder das Herz, und es ging rasch vorbei. Was ich von mir selber halte, ist nur allzu wahr; aber Gott will mich erstaunlicherweise dennoch gebrauchen. Es liegen noch die größten Jahre vor uns.

Allentown  
16. August 1961

P. D. H. an Doë

Buchman ruht friedlich in seinem eigenen Haus, umgeben von Blumen und Tannenzweigen aus dem Schwarzwald. Man versteht hier nur wenig von dem Werk, das er geschaffen hat, und die meisten seiner alten Freunde sind nicht mehr da. Die Trauerfeier am Freitag dürfte für Amerika viel bedeuten. Wir wollen alle unser Äußerstes dafür geben. Die Einsegnung ist um zwei Uhr nachmittags. Nachher gehen wir auf den Friedhof. Ich werde versuchen, über

England zurückzufliegen; aber es ist vielleicht nicht möglich. Dies alles ermüdet mich mehr als früher.

Allentown

19. August 1961

P. D. H. an A.

Gestern war Buchman-Wetter: den ganzen Tag schien die Sonne. Am Nachmittag wurde es so heiß wie in Asien. Einige unter uns befürchteten, daß sie nun etwas von den Feindseligkeiten zu spüren bekämen, die Buchman im Tod und im Leben als notwendiges Gepäck mit sich getragen hatte. Um neun Uhr brach plötzlich die Presse mit ihren Kameras über uns herein – Reporterinnen in Kriegsbemalung suchten nach Berühmtheiten. Wir kehrten in das Haus zurück mit den Männern, die Buchmans Sarg tragen sollten. Die Männer von der Leichenbestattung, rücksichtslos und geschäftig, tauchten auch auf. Wenn man fest blieb und nein sagte, taten sie, was man verlangte. Alles, was sie hätten tun wollen, wäre falsch gewesen.

Einige zweifelten, ob die Kirche voll sein werde. Aber schon ein halbe Stunde vor Beginn der Trauerfeier konnte man keinen Platz mehr finden. Wir mußten wegen der Menschenmenge fast eine Stunde vor der Kirche warten, bis der Trauerzug sich zum Fairlawn-Friedhof begeben konnte. Er war fast dreieinhalb Kilometer lang. Am Grab sang unser Chor «Er lebt» und nach der Einsegnung das «Halleluja». Der Sarg wurde nicht ins Grab hinuntergelassen, sondern blieb oben in der Schwebelage. Das ist typisch für Amerika. Man will hier nicht der Wirklichkeit ins Auge schauen. Man beschönigt den Tod und tut so, als ob es so etwas nicht gäbe. Darum läßt man den Sarg oben, bis alle fort sind. Macht das bitte mit mir nicht. Und ich möchte auch, daß bei meiner Beerdigung bei kaltem Wetter alle etwas Warmes zu trinken bekommen und etwas Kaltes, wenn es heiß ist (gestern wäre das dringend nötig gewesen), und wenn das Wetter so zwischendurch ist, dann eben Warmes und Kaltes. Buchman hat sich keine Trauerstimmung gewünscht, sondern ein Bewußtsein des Triumphes und des Sieges. Der gestrige Tag hat diesen Wunsch erfüllt.

Nach Buchmans Tod kam es, daß viel von der Last und der Verantwortung für die Moralische Aufrüstung auf Peter Howards Schultern fiel. Die MRA hatte Feinde, besonders in der englischen Presse. In den letzten vier Jahren seines Lebens tat Howard vieles, was diese Feindschaft überwinden half. Anfang August hatte er an Lord Beaverbrook geschrieben und sich auf die unfaire Behandlung der MRA im *Daily Express* bezogen.



La Capponcina, Cap d'Ail  
Frankreich  
4. August 1961

Beaverbrook an P. D. H.

Mein lieber Peter,

Es tut mir leid, daß Du Grund zu haben glaubst, Dich über die Zeitung zu beklagen. Wie Du weißt, ist es seit Jahren unsere Absicht, in der Berichterstattung über die MRA-Bewegung fair zu bleiben.

Vollkommenheit ist dem Menschen leider versagt; darum erreichen wir manchmal in unseren Reportagen nicht die uns gesteckten Ziele.

P. D. H. an Beaverbrook

14. August 1961

Danke. Ich kenne Sie genug, um zu erkennen, daß der neue Ton im *Express* und im *Evening Standard* nach Frank Buchmans Tod gewiß zum großen Teil Ihr Verdienst ist. Derek Marks und John Redfern waren in ihren Berichten nicht nur fair, sondern auch taktvoll. Ich habe es ihnen auch geschrieben.

Für mich war es eine Freude, daß der *Express*, mein altes Zuhause, nach Frank Buchmans Tod von allen englischen Zeitungen bei weitem den besten Bericht schrieb. Besonders weil ja viele Mißverständnisse, die Buchman und wir in England geerntet haben und noch immer ernten müssen, aus der Saat gewachsen sind, die Driberg in früheren Jahren in Ihren Spalten gesät hat. Aber wir überleben und gedeihen sogar.

In Tat und Wahrheit war Buchman einer der wenigen Menschen, denen ich begegnet bin, die nicht nur gut, sondern auch wirkungsvoll gewesen sind. Ich denke da an Ihren alten Reim:

So war's, so ist's leider auch heute:  
Für solch Benehmen gibt es kein Lob.  
Wie hart zu den Klugen sind gute Leute,  
Zu den Guten die Klugen – wie grob!

Vielleicht überrascht Sie es, vielleicht auch nicht: Buchman hätte Ihnen gefallen. Er besaß einen Humor, der dem Ihren nicht unähnlich ist. Es hat ihn immer beeindruckt, wieviel von meiner Fähigkeit zu arbeiten – was immer sie auch wert ist – ich Ihrer Ausbildung und Freundschaft verdanke.

Er hatte das Zeug zu einem erstklassigen Journalisten. Er hat die Hintergründe einer «Story», die vor ihm saß, nie übersehen. Es ist immer lohnend, die Tatsachen hinter den Neuigkeiten zu kennen, Tatsachen, die der Presse so oft entgehen.

Etwas an ihm hätte Sie besonders angesprochen: jeder Snobismus war ihm fremd. Er hatte die unerhörte Gabe, jeden Menschen als eine königliche Seele zu behandeln. Ob Bergarbeiter oder Minister, ob Tischler oder König – sie waren für ihn Menschen mit den gleichen Nöten, denen geholfen werden mußte. Und das tat er.

La Capponcina, Cap d'Ail  
Frankreich

Beaverbrook an P. D. H.

16. August 1961

Du hast mein volles Mitgefühl. Du erinnerst Dich vielleicht an meine Schwierigkeiten, als Premier Bonar Law 1923 starb.

Er besaß meine ganze Treue und Ergebenheit, all mein Denken gehörte seiner Politik.

Als Bonar Law starb, sagte mir Churchill: «Sie sind auf einem Schemel mit drei Beinen gesessen: eines waren Sie, das zweite der *Daily Express* und das dritte Bonar Law. Jetzt haben Sie Bonar Law verloren. Auf diesem Schemel können Sie nicht mehr sitzen, bis Sie sich nicht ein neues drittes Bein gedrechselt haben.» Mir scheint, Du bist in derselben Lage.

Caux

P. D. H. an Beaverbrook

23. August 1961

Sie sind ein treuer Freund. Ihr teilnehmender und herzlicher Brief erwartete mich hier, als ich gestern spät nachts aus Allentown zurückkam.

Was Churchill Ihnen über den dreibeinigen Schemel gesagt hat, verstehe ich gut. Aber ich besitze keinen *Daily Express*, bin leider kein Max Aitken<sup>1</sup>, und Frank Buchman war kein Bonar Law. Er lehrte Menschen wie mich, sich zuerst auf Gott zu verlassen, anstatt sich auf einen Menschen zu stützen. Die letzten Jahre hindurch half er Männern wie mir, Gott vor jeder menschlichen Treuepflicht oder Bindung zu unserem Anhaltspunkt zu machen und so allen Menschen furchtlos und frei gegenüberzutreten. Das ist für mich kein frommer Wunsch; Sie wissen ja, daß ich nicht fromm bin. Es wäre sinnlos vorzugeben, daß uns Frank Buchman nicht fehlt; aber viele Menschen auf der ganzen Welt haben von ihm gelernt, ohne Eifersucht und in voller Einmütigkeit für das Rechte zu kämpfen, wie Gott es uns zeigt. Darum wird unsere Arbeit vorwärtsgehen wie bisher.

Aus aller Herren Ländern strömen Menschen hierher. Diese Woche kommt Kishi<sup>2</sup> mit achtzehn Politikern. Ein Sonderflugzeug bringt eine Delegation von

<sup>1</sup> Max Aitken, Lord Beaverbrooks Name.

<sup>2</sup> Nobusuke Kishi, Premierminister von Japan 1956–1960.

126 aus Brasilien und Peru, ein weiteres landet morgen aus den Vereinigten Staaten. Und in einigen Tagen erwarten wir den Premierminister von Burma. Sie sehen, wir haben genug Arbeit und werden sie mit unseren besten Kräften verrichten.

P. D. H. an Doë

Caux

9. September 1961

U Nu kam erschöpft aus Belgrad an. Die Nacht vorher hatte er nur eine Stunde geschlafen. Er sagte, die neutralen Nationen hätten sich wie Tiger angefaucht. Eines ist klar: Wenn Chruschtschow die heutigen Menschen weiter zum Kommunismus hindrängen will, muß er so lange und so unnachgiebig wie möglich Druck ausüben. Er kann sich keine Ruhe gönnen.

Wir empfangen U Nu in der großen Halle um zwanzig vor zehn mit der burmesischen Nationalhymne. Dann bekam er in seinem Zimmer eine Ovmaltine, um die er gebeten hatte. Gestern nacht staunte er über die Größe und das Ausmaß unserer Arbeit. Er sagte: «Ist es hier immer so?»

Sein Adjutant bat mich, für heute morgen um vier Uhr zehn Bananen zu beschaffen, dazu neun Tassen Kaffee, viel Obst und zwei Gläser. Zur verabredeten Zeit brachte ich alles. Wir mußten die richtigen Gläser erst finden, aber dann ging alles gut. Der Adjutant und ein Diener bauten eine Art Tempel auf mit zwölf Kerzen, und das Obst wurde dazu in passende Stücke geschnitten. Dann zog ich mich zurück, um an meine weitläufige Korrespondenz zu gehen.

P. D. H. an Doë

Caux

11. September 1961

U Nus Besuch verlief ausgezeichnet. Der burmesische Botschafter, ein Bruder von Tin Tut<sup>1</sup>, erzählte uns eine lustige Anekdote über ihren Besuch beim Papst. U Nu ging zuerst zu ihm hinein, dann folgten die anderen. Tin Tuts Bruder war ein wenig scheu. Der Papst kam auf ihn zu und sagte: «Sie fürchten sich doch nicht vor mir? Ich bin genau wie Sie, klein und dick.»

Am letzten Tag saß U Nu beim Mittagessen neben dem chinesischen General. Er traf genau ins Schwarze, als er ihm sagte: «Hätten Sie schon vor Jahren in China aufgeräumt, hätten Sie heute den Kommunismus nicht im Land.» Dann fuhr er sehr ernst fort: «Ich sage es in Burma seit zehn Jahren, daß es uns wie dem chinesischen Festland gehen wird, wenn wir nicht bei uns aufräumen.»

<sup>1</sup> U Tin Tut, Finanzminister Burmas nach dem Zweiten Weltkrieg.

Caux  
September 1961

P. D. H. an Doë

Mein eigenster Wunsch wäre es, still zu sein, allen Eifer und alles Gehetze zu lassen und dem Druck derer auszuweichen, die vielleicht mehr von mir verlangen, als ich tun sollte. Dazu ziehen mich die starken Familienbande dahin, jede mir auf Erden noch bleibende Minute mit Dir und denen, die ich am liebsten habe, zu verbringen. In solchen Augenblicken bleibt mir nichts, als nur mein Bestes zu tun und zögernd und stolpernd weiterzugehen im Bewußtsein, daß ich mich irren und doch Gott vertrauen kann. Aus irgendeinem Grund scheinen wir die verantwortlichste Aufgabe auf Erden zu haben. Hilf mir dabei.

Von verschiedenen Seiten wurden über Howards Führerschaft in der MRA Zweifel geäußert. Die Leute konnten nicht verstehen, wie er dazu gekommen war und warum er diese Aufgabe auf sich genommen hatte.

P. D. H. an M. H.

Du möchtest Auskunft über meine Führerschaft in der Moralischen Aufrüstung haben. Wenn die Presse danach fragen sollte, so sage einfach, daß bei Frank Buchmans Beerdigung von einigen, die jahrelang mit ihm gearbeitet hatten, entschieden wurde, daß Howard gegenwärtig dafür das geeignete Aushängeschild sei.

Howard wünscht sich allerdings von Herzen, daß Buchmans Tod das Verantwortungsgefühl all der Leute vertieft und erneuert hätte, die heute nicht fassen können, warum jemand wie Howard als «für die Arbeit der Moralischen Aufrüstung verantwortlich» bezeichnet wird. Sie lehnen es nämlich ab, selbst vorzutreten und die Verantwortung zu übernehmen. Weil eben so wenige Menschen bereit sind, dies zu tun, muß jemand wie ich – wegen unserer Arbeit und damit sterbliche Leute es fassen können – eine Galionsfigur auf dem guten Schiff der MRA sein. Natürlich ist die Galionsfigur weder der Dampf noch der Motor, der das Schiff in Fahrt hält.

Wenn Du wissen willst, woher der Dampf und der Motor kommen, sage ich es Dir, wenn ich wieder zurück bin.

Im Januar 1965, einen Monat vor seinem Tod, schrieb Howard:

«Ich fühle mich um kein Jota mehr (mit der Führung beauftragt) als irgend jemand anderer, der bereit wäre, sich der Wucht des Kampfes auszusetzen. Es

ist einfach so, daß in der heutigen Welt jemand wohl oder übel das Kennzeichen der letzten Verantwortung tragen muß; sonst meinen die Menschen, bei uns gäbe es nicht nur keine Verantwortung, sondern sogar eine Verantwortungslosigkeit, die es ihnen erlaube, die MRA zu ignorieren oder zu vernichten.

Es ist etwas völlig anderes, ob man sich zur Mitte des Ganzen macht oder ob man die Verantwortung für alles trägt. Denn wenn man letzte Verantwortung hat, weiß man, daß Gott in der Mitte sein muß.»

Im Dezember 1964 schrieb Howard:

«Wenn wir doch nur Ausdrücke wie ‹mit der Führung beauftragt› vergessen könnten! So viele meinen, es sei eine Art Griff nach der Macht. Für mich bedeutet es, einfache Dinge zu tun, wie etwa allen Menschen allezeit mein Bestes zu geben, ohne Rücksicht auf meine Gefühle oder ihr Verhalten. Es bedeutet, den ganzen Tag hindurch ehrlich zu bleiben. Es heißt auch, jede negative Note zu meiden und zu verstehen, daß wir die Disziplin des Kreuzes Christi wieder in unser Leben bringen müssen, wenn es mit unserer Arbeit vorwärtsgehen soll.»

Und Howard schritt vorwärts. Er hatte noch vier Jahre vor sich. Es war zu erwarten, daß ein Mann von seiner Energie und Entschlossenheit viel länger leben würde; aber er sagte immer wieder: «Wir müssen uns beeilen. Die Zeit ist so kurz.» Sein Leben war ein Wettlauf mit der Zeit. Ein Wettlauf, den er nicht aufgeben wollte und den er mit höchster Geschwindigkeit vollenden mußte. Es war unmöglich, sich ihn als alten Mann vorzustellen. Als er mit sechsundfünfzig Jahren sein letztes Theaterstück schrieb, ging es um den Konflikt zwischen drei Generationen. Er fragte Doë einmal, wie sie sich das Altwerden vorstelle. Auf ihre Antwort hin sagte er: «Komisch, ich bin sechsundfünfzig und fühle mich noch genauso wie als Dreißigjähriger.»

Mit dreißig Jahren war Peter Howard ein Mann voller Vitalität und Schwung gewesen. Jetzt aber besaß er noch etwas dazu. Er freute sich noch immer am Vorgesmack eines guten Kampfes, er besaß noch immer die Kraft, zu kämpfen und zu gewinnen; aber er hatte eine Gedanken- und Glaubenstiefe, die alles andere übertraf. Das verdankte er Frank Buchman:

«Ich verstehe den Zauber dieses Kleinstadtamerikaners, dessen Persönlichkeit vielen mißfiel, dem man Snobismus, Ehrgeiz und Täuschung vorwarf, der es aber in einer satanischen Zeit fertigbrachte, daß Menschen an allen Enden der Welt sich nach Gott ausrichteten. Das ist das Werk des Heiligen Geistes und kann durch kein menschliches ‹Warum› und ‹Wieso› erklärt werden.

Buchman wurde in seiner Generation gebraucht, um Millionen von Menschen eine Ahnung von Gott zu geben, die sie sonst nie bekommen hätten, um Tausenden einen Glauben zu geben und um Zehntausende vor eine – ob starke oder geringe, bewußte oder unbewußte – moralische Herausforderung zu stellen, die einen wachsenden Einfluß auf den Lauf der Geschichte hat. Das sind, soweit es Menschen beurteilen können, Tatsachen. Sie werden jeder Belastungsprobe standhalten.

Viele haßten Buchmans Tempo, seinen nicht berechnenden Geist, seine flammende Entschlossenheit, sich durchzuschlagen und vorzuberechnen. Man haßte diese Entschlossenheit nicht nur – man verurteilte sie. Aber sie war – und bleibt – die Hoffnung für unsere Arbeit. Er war ein Mensch mit Mängeln. Aber seine Stärke lag in seiner Ausrichtung auf Christus und nicht auf Amerika.

Man wird das Geheimnis von Frank Buchmans Leben nie verstehen, wenn man ihn nicht als Revolutionär sieht. Denn das war er. Er sah das Leben und die Menschen nicht mit denselben Augen an wie andere Leute. Sie waren für ihn nicht Schwarze, Weiße, Braune oder Gelbe, sondern Kinder Gottes mit den gleichen Nöten, für die es die gleiche Antwort gibt.

Für ihn gehörten die Menschen nicht verschiedenen Klassen an. Er beurteilte sie nicht nach ihrem Reichtum oder nach ihrer Armut. Er empfand die Not der Armen und tat sein Möglichstes, um ihnen auf jede Art, auch materiell, zu helfen. Aber er hielt nichts von jener Gönnerhaftigkeit, die nicht wahrhaben will, daß die Armen derselben Ehrlichkeit und Reinheit bedürfen, welche die Welt mit Recht von den Reichen fordert.

Ein halbes Jahrhundert lang schritt Buchman furchtlos vorwärts. Er verkündete alte Wahrheiten auf neue Weise und stellte eine dekadente Generation vor die Entscheidung, sich selbst und ihre Völker durch Gott von Grund auf reinigen zu lassen. Er stellte den Staatsmann und den einfachen Bürger vor Maßstäbe, die, wenn sie angenommen werden, zu einer Revolution des Denkens und des Handelns führen. Im Erdrutsch der Moral und im Treibsand einer zügellosen Zeit stellte er den starken Felsen ewiger Werte und Wahrheiten auf.

Selbstverständlich wurde er verfolgt. Menschen mit einer solchen Botschaft ist es zu allen Zeiten so ergangen.»

Unter der gleichen Verfolgung zog Peter Howard aus, diesen Kampf aufzunehmen.

# I6

## RECHT AUFS LEBEN

Britannien, viel tausend deiner Männer  
Hat dich in Wort und Schrift gepriesen,  
Und Millionen vergossen Blut für dich.  
Dein Leben dankst du deinen Toten.  
Doch wer wird nun erstehen und wird dein Recht aufs Leben  
Erretten vor gemeinstem Tod?

Insel in Grau und Grün und Gold,  
Wenn Licht durch Nebelschleier glüht,  
Insel voll Saft, gehüllt in Blüten,  
Den Erdschoß aufgetan des Frühlings Kraft,  
Insel der Kohle und der Meeresklippen,  
Nüchtern im Alltag, an Geheimnis reich.

Deiner südlichen Hügel sanftes Grün,  
Deiner nordischen Städte graue Silhouette,  
Deiner Vergangenheit Klang in ehernen Glocken  
Und des Holzfeuers gute Wärme zur Winterszeit –  
Wir sind, Britannien, von dir ein Teil –  
Dein Blut durchpulst und wärmt des Volkes Herz.

Dies demütige, namenlose, fromme Volk,  
Es hat Jahrhunderte das Joch getragen,  
Standhaft der Arm, stürmisch das Herz,  
Sei es in Krieg oder Frieden.  
Es war in Arbeit wie im Tod getreu,  
Hat uns ein Weltreich hinterlassen.

Doch nicht mit Macht, nicht mit Gewalt  
Begegnen wir der Forderung der Stunde,  
Noch können wir von der Vergangenheit  
Den Sieg lebend'gen Geists ererben.  
Ergreifen wir den letzten Augenblick,  
Bevor Britannien in Trümmer fällt.

Des sind wir fähig, ja, im Krieg zu sterben  
Unter den Schlägen fremder Tyrannei.  
Wir halten unser Banner hoch, solange der Atem  
Reicht, sind mutig bis zum Ende.  
Denn besser fallen unterm Kreuz  
Als einem Drachen weichen.

Doch bitter, wenn die Insel, die einst frei,  
Von innen her verkommt, wenn Freiheit  
Ungeerntet verlorenght; wenn ein Land,  
Das den Jahrhunderten getrotzt, versklavt,  
Durch Niedrigkeit und Blindheit kleiner Menschen  
Zurückgestürzt wird in die Finsternis.

Denn nicht Gewalt und keine Macht  
Vermag das Recht Britannien zurückzugeben.  
Es kann des Bürgers wie des Königs Freiheit  
Nur in uns selbst sich neu gebären.  
Führ Du uns Deinen Weg, Gott, und vergib,  
Zeig einem ganzen Volke, wie es leben soll.

Britannien, viel tausend deiner Männer  
Hat dich in Wort und Schrift gepriesen,  
Und Millionen vergossen Blut für dich.  
Dein Leben dankst du deinen Toten.  
Doch wer wird nun erstehen und wird dein Recht aufs Leben  
Erretten vor gemeinstem Tod?

**P**eter Howard focht einen aufrechten Kampf für England. Er focht um Fragen, die das ganze Volk angingen, mit ganzseitigen Manifesten in der Presse, mit öffentlichen Ansprachen und mit Theaterstücken. Er kämpfte für die junge und die alte Generation, für Frauen, für Unternehmer und Arbeiter.



Aber auch für seine Kinder. Er war bereit, alles zu opfern, selbst die Beziehung zu seiner Familie, an der er mit ganzem Herzen hing, um sein Land unter die Herrschaft Gottes zu bringen.

Das Ergebnis war, daß manche ihn als hart und rücksichtslos empfanden. Tatsächlich war er aber sehr empfindsam und hatte fast viktorianisch gute Manieren. Ohne Einladung betrat er kein Haus. Wenn er bei jemandem Gast gewesen war, bedankte er sich brieflich innerhalb weniger Stunden. Grobheit und Unverschämtheit bei jungen Menschen waren ihm unerträglich. Ebenso die Überheblichkeit und Gleichgültigkeit der Älteren. Er war ein großzügiger Gastgeber. Er haßte es, Menschen auszuschließen, besonders solche, die in Not und Sorge waren. Wie schwierig Menschen auch sein konnten, lud er sie doch ein. Aber er bot ihnen kein geistiges Trostkissen, sondern die Herausforderung des Kreuzes an. Manche verlangten deswegen, daß er etwas «menschlicher» werde:

«Man kann mich leichter verwunden, weil ich weniger Zeit zur Umstellung habe als die meisten Menschen. Aber ich will nicht so «menschlich» sein, daß ich im Namen der Toleranz andere fallen- oder laufenlasse; denn ich habe den Schimmer der Hoffnung in Menschen aufleuchten und wieder erlöschen sehen. Ich weiß nicht, welches das richtige Leben für andere ist. Ich weiß nie genau, was Menschen *tun* sollen, aber ich zweifle nie an dem, was sie *sein* sollen. Absolute Ehrlichkeit ist für jedermann richtig. Das gleiche gilt auch für die anderen Maßstäbe Christi.

Der *Spectator* sagt, ich sei ein Dr. Goebbels. Andere sagen, ich sei einer von Chruschtschows Genossen. In Wirklichkeit bin ich nichts weiter als ein alter Journalist – mit Tinte beschmiert, aber ungebeugt.»

Howard gehörte nicht zu denen, die meinten, England sei erledigt, und die lieber in einem anderen Land oder Zeitalter geboren worden wären. In Leeds sagte er vor Geschäftsleuten im April 1964:

«Ich möchte nicht in einer anderen Zeit leben, noch heute etwas anderes als ein Engländer sein. Denn ich glaube, daß dieses noch unerschlossene Zeitalter von mutigen neuen Experimenten, von großen Leistungen in der Industrie und von der Verantwortung des Menschen für den Menschen erobert werden wird. Es gibt in unserem Land immer noch Leute, deren Hirn, Hand und Herz am rechten Fleck sind. Manchmal werden wir von Beobachtern, die uns nicht gut kennen, unterschätzt. Erst diese Woche hörte ich einen Ausländer sagen, England sei erledigt. Dies ist eine Art Wahnwitz, dem Diktatoren und Tyrannen durch die Jahrhunderte erlegen sind. Das Beste in unserem Land ist nicht unbedingt das, was den größten Lärm und das größte Aufsehen erregt.

Die Welt hält uns für ein Volk von Holzköpfen, nicht von Eierköpfen. Tatsächlich aber sind wir im Glanz unserer Mischlingsabkunft ein Volk von Dichtern, Kriegern und Propheten.

Ein Brite sah einmal einen Apfel vom Baum fallen und entdeckte ein Gesetz, das in der Wissenschaft zu einem historischen Sprung nach vorne führte.

Ein Brite sah einen Kessel mit kochendem Wasser und schuf das Zeitalter des Dampfes, das die Gesellschaft völlig umgestaltete.

Ein Brite entdeckte Schimmel in einem Krug und brachte der Menschheit das Penizillin. Unser Volk war das erste, das das Atom spaltete und den Düsenmotor erfand, das bahnbrechend in der Gewerkschaftsbewegung war, das die Sklaverei abschaffte und die entwürdigende Kinderarbeit verbot. Unser Volk hat schließlich Millionen unserer Mitmenschen in Asien und Afrika Erziehung, Gleichberechtigung und schließlich Freiheit gegeben. Das Zeitalter der Abenteuer, in dem wir leben, wurde für uns Menschen geschaffen. Aber wir lehnen es ab, es uns zu eigen zu machen.

Engländer, die in früheren Zeiten einen Fleck auf ihrer Ehre weit schmerzlicher empfanden als eine Wunde im eigenen Fleisch, fühlen heute anders. Das Familienleben ist nicht mehr so gesund, wie es war. Das Laster wird nicht mehr überall als gemein angesehen. Der Glaube hat seine gestaltende Kraft auf unsere Generation verloren. *British made* bedeutet heute nicht immer bestes Fabrikat. Kostenvoranschläge werden in der Wirtschaft oft überschritten und Aufträge nicht zum zugesagten Termin erfüllt. Das Wort, das in Familien, im Sitzungssaal oder am Konferenztisch gegeben wird, ist nicht immer verpflichtend.

Der Mangel an Führerschaft bei der Rechten wie bei der Linken kommt aus einem Mangel an Zielbewußtsein. Alle Parteien konzentrieren sich auf materielle Dinge und versäumen es, unserem Volk ein Leitbild zu zeigen.»

Howard war der Meinung, daß die politischen Führer dieser grundlegenden Frage aus dem Wege gingen. Im *Daily Express* vom 22. Dezember 1964 schrieb er in einem ganzseitigen Manifest:

«Der Premierminister sagte in Brighton: «Nur durch äußerste Opferbereitschaft jedes einzelnen Engländers wird uns klar, wohin wir als Volk steuern.» Aber das wäre die Ernte vor der Saat, es ist auf den Kopf gestelltes Denken. Denn nur durch das Verkünden eines Zieles und einer Bestimmung, die jeder begreift, wird diese «äußerste Opferbereitschaft» entstehen. Solange man dem englischen Volk nicht sagt, wohin die Nation steuert, wird es sich nicht dafür einsetzen.

Aber was ist unser Ziel? Welches Bild und welcher Begriff werden den Verstand gewinnen, das Herz entflammen und den Willen des Volkes in Bewegung setzen?»

Howard war nicht pessimistisch, aber er teilte Thomas Hardys Auffassung: «Um etwas Besseres zu finden, muß man den Mut haben, zuerst das Schlimmste ins Auge zu fassen.»

«England steht vor der Wahl: Es kann mithelfen, eine neue Gesellschaftsordnung mit einem neuen Menschentyp zu schaffen, oder es kann abseits stehen, seine Taschen füllen, zur Bedeutungslosigkeit absinken und von verschwommenen Hoffnungen leben. Noch ist kein Land in der Geschichte größer gewesen als unseres, aber noch nie ist das ›Image‹ eines großen Landes durch kleinliche Männer so schnell und so tief gesunken wie das unsere.

Millionen von Menschen sehen in uns die Verkörperung von Humbug und Betrug. Aber wir haben noch genug Männer, die – frei von den Problemen des Ehebruchs, der Homosexualität, der Lasterhaftigkeit und der Trunksucht – fähig sind, uns zu regieren – und sogar gut zu regieren. Der Schrecken unserer Zeit ist nicht, daß sie an und für sich böse ist, sondern daß sie die Existenz von Recht und Unrecht und von absoluten Maßstäben in Frage stellt. Es hat in England immer schon Laster gegeben. Aber zum erstenmal in der Geschichte geschieht es, daß Außenseiter, die uns hassen, unsere Dekadenz fördern, um uns dadurch zu zerstören, und daß aufrichtige Menschen unter uns meinen, Gut und Böse hätten weder Geltung noch Bedeutung mehr.

Aber die Herzen Englands hungern immer noch nach Gottes Wahrheit. Die einfachen Menschen, in sich verschlossen, beunruhigt und im modernen Strudel fast verloren, werden zu Millionen einer klaren Führung überzeugter Menschen folgen, gleichgültig, ob diese Führer hoher oder niedriger Herkunft sind, von rechts oder links kommen, Kreisen der Konservativen oder der Labour Party angehören. Sie warten auf den Churchill unserer Zeit, der in Friedenszeiten für die Moral des Volkes das tut, was er in Kriegszeiten für unseren Mut und Willen getan hat.»

Howard ging zum Angriff über. Wenn niemand sonst in England die Stimme erhob, so mußte es die MRA tun.

«Alle Jahre finden Festspiele in Edinburg statt. Diese Festspiele haben immer gutes Theater geboten; sie haben aber auch eine Clique von Dramatikern und Dichtern hervorgebracht, die ihr Talent dazu benützen, das Volk mit Gottlosigkeit und Schmutz zu mästen. Sie verkünden, Gott sei tot, und Recht und Unrecht seien abgeschafft. Diese Festspiele brachten eine Truppe afrikanischer Frauen auf die Bühne, die sich mit nacktem Oberkörper den gierigen Augen der Kunstliebhaber zur Schau stellten. Es ist typisch für die britische Heuchelei und Scheinheiligkeit, daß wir uns über die Vorurteile gegen die Schwarzen in anderen Erdteilen beklagen und gleichzeitig schwarze Tänzerin-

nen dafür bezahlen, sich der Öffentlichkeit so zu zeigen, wie wir es unseren englischen Mädchen im Namen des Anstandes nie erlauben würden.

Die Edinburger Festspiele haben überall den Eindruck erweckt, daß wir nicht mehr ein christliches Volk sind und daß das Fleisch unser Gott und Sex unser Lebensziel geworden ist.»

Der Oberbürgermeister von Edinburg, Duncan Weatherstone, nannte Howards Stellungnahme eine «Frechheit». Er fügte hinzu: «Ich hoffe, daß Howard den Mut finden wird, sich zu entschuldigen.»

Einige Tage später sagte Howard:

«Ich stehe vor dem Dilemma, entweder den Oberbürgermeister von Edinburg oder Gott den Allmächtigen zu beleidigen. Ich ziehe es vor, wenn auch widerstrebend, das Mißfallen eines Oberbürgermeisters zu erregen.

Ich liebe mein Land, und darum werde ich mich nicht zum Schweigen zwingen lassen, wenn es gilt, in Edinburg oder anderswo auf Entwicklungen hinzuweisen, die meiner Meinung nach die Tradition und die Freiheit in unserem Lande zerstören können, für die schließlich Millionen unserer Söhne und Väter gefallen sind.»

Am 28. Juli 1963 sagte Howard in London:

«Es besteht eine Verschwörung gegen unsere Traditionen und unsere Macht. Die Monarchie, die Kirche, das Parlament, die fest gegründeten Institutionen unserer Väter sind diesem Angriff ausgesetzt.

Für die königliche Familie hat unser Volk eine besondere Liebe und Zuneigung. Ihr Beispiel könnte weit mehr erreichen als tausend Ermahnungen. Sie sollten es ablehnen, mit Menschen zu verkehren, deren Benehmen bekannterweise verderbt ist. Wenn Berater am Hofe die Wahrheit über Menschen vertuschen, die eine Freundschaft mit dem königlichen Haus als Deckmantel für ihre moralischen Kompromisse benützen, dann müssen neue Berater gefunden werden, die fähig und bereit sind, nichts zu verheimlichen.

Das Unterhaus sollte sich mit dem destruktiven Einfluß der BBC<sup>1</sup> befassen; denn von einigen Programmen fließen geistige Abwässer in unzählige Familien hinein. Schmutz wird unter dem Deckmantel intellektueller Autorität verbreitet. Es ist eine Legende, daß alle jungen Menschen Unmoral lieben. Die Wahrheit ist vielmehr, daß die ältere Generation entschlossen ist, im Schmutz zu leben, und sich dann als Ausrede auf die Lüge stützt, daß die moderne Jugend von ihnen Dreck verlange und sich, wie die Läuse, im Schmutz zu Hause fühle.»

<sup>1</sup> British Broadcasting Corporation – britische Rundfunk- und Fernsehgesellschaft.

Der Britische Rundfunk erwiderte darauf, für Gott und Anti-Gott stehe die gleiche Sendezeit zur Verfügung. Aber Howard gab sich mit dieser Antwort nicht zufrieden:

«Die Sendezeit mag wohl die gleiche sein; aber es sind oft die moralisch Verderbten, intellektuell Verdrehten und geistig Blinden, denen Sendezeiten zur Vertretung der Sache Gottes gegeben werden. Solche Menschen haben keine Ahnung, daß man ebenso hart und doch unterhaltend kämpfen kann wie jene zotigen Miesmacher. Nach ihnen zu urteilen wäre Christus langweiliger als der Antichrist. Das ist er aber nicht.»

Howard wurde von gewissen Kreisen in der anglikanischen Kirche scharf angegriffen:

P. D. H. an H. H.

28. Dezember 1964

Ich hätte nie geglaubt, daß sich in unserem Land noch zu meinen Lebzeiten Bischöfe und Prälaten zu Leichenträgern beim Begräbnis Gottes ausersehen und uns dann dazu einladen. Aber den Glauben an Gott und an seine moralischen Maßstäbe werden wir nie aufgeben und nie verwässern lassen. Es grämt mich, wenn ich daran denke, was unser Land in der Welt alles noch tun und bedeuten könnte. Dagegen heißt es jetzt: «England führt uns in die Neue Moral.» Darunter versteht man eine Rationalisierung des Glaubens, durch welche die Menschen ihren Glauben an Wunder und an die Göttlichkeit Christi verlieren. Freiheit wird dabei so interpretiert, daß Schuldbewußtsein jeder Art verkehrt sei und man ohne Bedenken immer tun könne, wozu man Lust habe. Zwar glaube ich, daß dies eine Fehlinterpretation dessen ist, was die meisten Engländer in ihrem Herzen für richtig halten. Aber Gott helfe uns – es ist die Vorstellung, die unser Establishment und einige unserer lautstarken, im öffentlichen Leben stehenden Männer der heutigen Welt vermitteln!

Der Bischof von Southwark griff Howard und die Moralische Aufrüstung in einer Fernsehsendung an. Daraufhin schrieb ihm Howard und bat ihn um eine Erklärung:

Sehr geehrter Herr Bischof,

15. Juli 1963

hiermit möchte ich Sie aufrichtig und ernstlich fragen, warum es Ihnen ganz bewußt daran liegt, solch beleidigende Bemerkungen über meine Freunde und mich zu machen.

Wenn wir schon nicht gemeinsam arbeiten können, wie es Christen tun sollten, so wäre es doch wenigstens vernünftig und fair, vor Millionen von englischen Familien auf Beschimpfungen zu verzichten, denen gegenüber man uns kaum die Chance einer eigenen Stellungnahme einräumen wird.

Mir ist es wie vielen anderen ergangen: durch die Moralische Aufrüstung habe ich den christlichen Glauben gefunden und bin in meine Kirche zurückgekehrt. Solange Männer von meiner Überzeugung an verantwortlicher Stelle stehen, wird unsere Arbeit in Christus verwurzelt sein.

Mit Arbeitsmethoden nicht einverstanden zu sein ist eine Sache. Es ist aber eine andere Sache, im Fernsehen Verleumdungen zu verbreiten. Ich würde es sehr begrüßen, wenn Sie mir erklären könnten, warum uns von einem einflußreichen Mann wie Ihnen Hindernisse in den Weg gelegt werden.

Bishop's House  
38, Tooting Bec Gardens  
Streatham, S. W. 16  
19. Juli 1963

Sehr geehrter Mr. Howard,

ich danke Ihnen für Ihren Brief, den ich sehr zu schätzen weiß. Es scheint mir nicht notwendig, Ihnen eine ausführliche Darlegung meiner Einstellung gegenüber der MRA zu geben. Ich stelle die Aufrichtigkeit der MRA nicht in Frage, aber ich habe meine Zweifel hinsichtlich ihrer Zweckmäßigkeit, ihrer Ausgewogenheit und ihrer Rechtgläubigkeit. In dem Fernsehinterview fühlte ich mich verpflichtet, auf diese Zweifel aufmerksam zu machen.

Meine Haltung läßt sich einfach erklären. Ich bin an der Bekehrung von Mr. Rachman<sup>1</sup> interessiert, weil die Frage seiner ewigen Rettung Sache des allgemeinen christlichen Glaubens ist, an den ich mich halte. Aber ich bin nicht so naiv zu meinen, daß die Wohnungsnot in England «geändert» werden könne, indem man Mr. Rachman und seinesgleichen «ändert». Was wir vielmehr brauchen, ist ein rücksichtsloser Angriff auf ein verdammungswürdiges System von Grundstücksrechten, das ebenso korrupt wie unmoralisch ist. Ist die MRA mit ihrem Feldzug für absolute Maßstäbe auch bereit, an diesem Angriff teilzunehmen? Im positiven Falle werde ich gerne meine Einstellung gegenüber der Glaubwürdigkeit der MRA revidieren und auch diejenige ihrer Anhänger, die in meiner Diözese Ämter innehaben, mehr respektieren.

Ihr  
Mervyn Stockwood

<sup>1</sup> Berühmter englischer Grundstückspekulant.

P. D. H. an den Bischof von Southwark

Die Moralische Aufrüstung ist weder eine politische Partei noch eine Kirche. Sie selbst würden auch sicher weder das eine noch das andere gerne sehen. Ist dies aber klargestellt, so lautet meine Antwort auf die Frage nach Mr. Rachman selbstverständlich so, daß ich einerseits um seine Bekehrung kämpfen würde, daß ich mich aber andererseits auch mit aller Leidenschaft dafür einsetzen würde, den schändlichen Zuständen auf dem Wohnungsmarkt ein Ende zu setzen, die Leuten wie ihm seine Geschäfte erst ermöglichen. Ich lasse mich durch niemanden in meiner Entschlossenheit beirren, auf dem Weg des Rechts und durch eine soziale und wirtschaftliche Revolution die materielle Lage in unserer heutigen Welt zu ändern. Wenn die Moralische Aufrüstung eine reaktionäre Kraft wäre mit dem einfachen Ziel, Menschen zahm und Verhältnisse ungcändert zu halten, dann – glauben Sie mir – würde ich keinen einzigen Tag dabei bleiben. Wie gut wir unsere Arbeit tun, darüber läßt sich streiten. Ich persönlich glaube, wir könnten es besser machen. In jedem Falle brauchen und begrüßen wir jede Hilfe, unsere Ziele höher zu stecken und in unserer Arbeit tiefer vorzustoßen.

Ich glaube, daß es ein universales Bedürfnis und Verlangen nach Christus gibt und daß wir die Herausforderung, die sein Kreuz bedeutet, dem Antichrist aller totalitären Machtansprüche entgegenstellen sollten – ob diese nun von Rechts oder Links kommen.

P. D. H. an F. C.

5. Juni 1963

Das Leben eines Christen ist ein kämpferisches Leben. So viele Menschen haben die sonderbare Vorstellung, daß man in einem von Gott geführten Leben alle Gefühle verliere und ein rosigstrahlendes Etwas werde. Meine Erfahrung ist das nicht. Wunden spüre ich, und auch die Verlockung des Satans. Ich empfinde die Entmutigung sündiger Menschen und die Angriffe mehr als je in meinem Leben. Aber ich bin fest entschlossen, in der Kraft Christi mich von nichts anderem leiten zu lassen als von Gott.

Howards offene Angriffe auf die Unmoral wurden von einigen Leuten in der Moralischen Aufrüstung mit Argwohn angesehen, vor allem wenn dadurch das Mißfallen führender Männer der Kirchen erregt wurde:

M. an P. D. H.

27. Mai 1964

Wir in der MRA stehen doch heute viel nüchterner auf dem Boden der Wirklichkeit und konzentrieren uns auf erreichbare Ziele. Cosimo de Medici

sagte einmal: «Der Weg zum Erfolg liegt in der Beschränkung auf bestimmte Ziele.» Wäre es nicht möglich, das Image der MRA, das der sturen Enthusiasten, die wie eine Zauberformel immer nur wiederholen: «Die Lösung ist eine von Gott geführte Nation», zu ändern? Könnte man nicht statt dessen ein Image von Realisten schaffen, die das Übel sachlich und gründlich diagnostizieren und die gerne mit anderen gutgesinnten Gruppen zusammenarbeiten, die ebenfalls der Dekadenz Einhalt zu gebieten versuchen? Wenn es Ihnen gelingt, ein neues und für gewöhnliche Menschen viel sympathischeres Image der MRA zu schaffen, erweisen Sie ihr damit einen unschätzbaren Dienst.

Howard antwortete:

Ihre Auffassung würde das Ende der MRA bedeuten, denn Ihr Weg geht am Kreuz vorbei. Das, was Sie möchten, würde der MRA ihren innersten Sinn rauben, eine von Gott geschaffene Antwort für dieses Jahrhundert zu sein. Sollten wir je eine Haltung wie die Ihre einnehmen, so würden wir damit nicht nur die Achtbarkeit zu unserem Ziel machen, sondern es hieße, unsere Verantwortung aufgeben zugunsten der zweifelhaften Anerkennung solcher Kreise, die ohnehin nicht viel leisten. Wir könnten uns dann leicht mit einer Reihe von zweitrangigen Aufgaben befassen und gleichzeitig die tieferen Bedürfnisse der Menschen verfehlen.

Meiner Überzeugung nach liegt eine unserer wichtigen Aufgaben darin, daß die MRA zur praktischen Anwendung kommt. Sehen Sie, unsere Bücher, unser Theater, unsere Publikationen, das Leben in unseren Familien – all das ist noch nicht so dynamisch, so ergiebig, so echt, daß dadurch das Volk aufgerüttelt wird. Gewiß sollen wir mit jedem zusammenarbeiten, der dazu bereit ist. Aber es muß eine Zusammenarbeit zur Änderung der Menschen sein, nicht ein wirklichkeitsfremder Enthusiasmus, der meint, man könne das Böse aufhalten und gleichzeitig die Menschen so lassen, wie sie sind.

Howard war der Überzeugung, daß es der Maßstab für ein lebendiges Christsein und eine lebendige Kirche ist, ob Menschen geändert werden. Vor einer Konferenz für Pfarrer und Geistliche in Church House, Westminster, erklärte er:

«Frank Buchman sagte: «Wer nicht Menschen gewinnt, der sündigt.» Er meinte damit: Wenn man sich Christ nennt und die Menschen um einen herum sich nicht wandeln, stimmt etwas daran nicht, wie wir unseren Glauben leben. Ich spreche hier nicht von einer Doktrin, sondern von einer persönlichen Erfahrung. Menschen ändern sich, wenn ich in Reinheit lebe und mein Bestes



gebe, wie es Gott mir zeigt. Wenn Menschen in meiner Umgebung nicht anders werden, so liegt eine bestimmte und konkrete Sünde vor, die dies verhindert.

Das gilt genauso für die Kirche oder für eine sogenannte christliche Nation. Es gilt auch für die ganze Christenheit. Wenn wir nicht Menschen gewinnen, so sündigen wir. Wenn Menschen nicht zu Millionen geändert und für die Wahrheit Christi gewonnen werden, dann ist irgend etwas in der Art, wie die Christen ihr Christentum leben, nicht in Ordnung.

Jeder Nichtchrist sollte sich immer fragen müssen: «Was planen die christlichen Nationen heute? Was wird ihr nächster Schritt sein? Was sagen sie? Was tun sie jetzt?» In dieser Krisenzeit sollten wir die Aufmerksamkeit aller auf uns richten, anstatt ein Beispiel von Uneinigkeit und Versagen zu geben.

Was bedeutet Gott für den modernen Menschen? Ist er ein Gott, der leidenschaftlich darum ringt, die ganze Welt zu gewinnen? Ein Gott mit einem meisterhaften Plan, der jeden Menschen in der Welt einschließt? Ein unerwarteter Gott? Ein Gott für Wagemutige? Ein Gott, der interessanter und dynamischer ist und uns mehr liebt als alle Menschen, die wir kennen?

Moralische Aufrüstung ist das wahre, überlieferte Eigentum der Kirche. Sie ergreift einen Menschen ohne Glauben, wie ich es war, bringt mich auf die rechte Bahn und schenkt mir eine Freundschaft mit Jesus Christus, die zum kostbarsten Besitz meines Lebens geworden ist. Sie zeigt mir, daß Gott mich gebrauchen kann, so wie ich bin, um seinen Plan zu verwirklichen. Ist das nicht die Aufgabe der Kirche?»

In seinem Tagebuch verzeichnet Howard eine Unterredung mit Lord Beaverbrook, die im September 1963 stattfand:

«Beaverbrook fragte mich: «Warum, glauben Sie, hat die Religion ihren Einfluß auf unser Volk verloren?» Ich antwortete: «Weil die religiösen Menschen sich von der Geschichte haben überholen lassen.» Beaverbrook erwiderte: «Das stimmt; aber es ist noch mehr als das. Sie sind bequem geworden. In früheren Zeiten waren sie ständig im Angriff, sie waren Kämpfer. Peter, lassen Sie es niemals zu, daß Ihre Leute bequem werden.»

Diesen Ratschlag hat Howard nie vergessen.

In Januar 1962 verlobte sich Howards einzige Tochter Anne mit Patrick Wolrige Gordon, dem jungen Abgeordneten für Ost-Aberdeenshire. In den folgenden Monaten wurde der Versuch unternommen, Wolrige Gordon wegen seiner Verbindung mit der MRA und besonders wegen seiner Verlobung mit

Howards Tochter von seinem Sitz im Unterhaus zu verdrängen – ein Versuch, der von führenden Mitgliedern der konservativen Partei unterstützt wurde. Der Versuch mißlang, weil die Bürger in Wolrige Gordons Wahlkreis sich weigerten, diesem Druck nachzugeben. Auf einer Sondersitzung der Konservativen Partei von Ost-Aberdeenshire gaben diese Männer und Frauen dem jungen Abgeordneten die Dreiviertelmehrheit aller Stimmen.

Während dieser Zeit befand sich Howard im Ausland. Er besuchte Ost-Aberdeenshire erst, als dieser politische Kampf vorüber war, und nur, um seine Tochter zu besuchen und sich das Haus anzusehen, das sie und ihr Mann sich gekauft hatten. Ein Gegner von Wolrige Gordon erklärte später an einer Sitzung des Hauptausschusses der Partei: «Howard soll nur nicht hierherkommen, um uns seine Meinung aufzuzwingen und seine Nase in unsere Angelegenheiten zu stecken.» Howard kam nie mehr zurück.

P. D. H. an Doë

25. Januar 1962

Ich danke Dir für Deine innige Fürsorge. Wäre ich ein Heiliger, hätte ich vielleicht kein Bedürfnis danach. Aber ich bin es nicht; so ist sie für mich eine richtige Stärkung. Wir haben gute Jahre zusammen erlebt, aber große Jahre stehen uns noch bevor. Mehr denn je bin ich mir bewußt, wie gewaltig das Erbe der MRA ist. Gott hat uns dieses Gut anvertraut. Für Dich und mich beginnen jetzt die besten Jahre unseres Lebens. Ich fühle mich völlig unfähig, dieser Herausforderung zu entsprechen. Es ist eine Leere in mir, wenn Du nicht da bist. Es ist eigenartig, aber wir sind in das Zentrum dieses weltweiten Kampfes gestellt worden. Wir müssen lernen, damit zu leben und den Glauben eines Kindes an Ihn zu haben.

Es war tapfer von Dir, zum Abschied noch mitzukommen. Mein Herz krampfte sich zusammen, als ich Dich durch das Fenster des grauen Flughafens sah. Einen Großteil unseres Lebens scheinen wir mit Abschiednehmen zu verbringen – aber so ist es eben.

P. D. H. an Doë

1. April 1962

Anne und Patrick machen mir viel Freude. Sie lieben einander, und das ist wohl das wichtigste. Patrick hat auch eine echte Liebe zu Gott. Wie der Kampf in Aberdeen verlaufen wird, ist schwer vorauszusagen.

P. D. H. an Doë

Los Angeles  
4. April 1962

Wenn ich an die Auseinandersetzung denke, in der Patrick und Anne stehen, zerreißt es mir das Herz. So viel würde ich gerne tun, und wie wenig kann ich tun!

Etwas Seltsames passierte mir heute im Theater. Alles ging soweit gut mit der Aufführung im Biltmore Bowl. Ich war der letzte Sprecher nach dem Stück, und plötzlich wankten mir die Knie. Ich wurde fast ohnmächtig. Es ist wahrscheinlich nur Müdigkeit.

P. D. H. an Doë

Los Angeles  
5. April 1962

Sonderbar. Es war eine Nacht des Wachens. Ich konnte vor lauter Gedanken an Anne und Patrick nicht schlafen. Dann aber durchströmte mich die Gewißheit von Gottes Liebe und Barmherzigkeit. Es ist nicht unsere Sache, sie zu beschützen, nur, ihren Kampf mitzutragen.

Während ich diesen Brief schreibe, bereiten sich die beiden auf eine harte Prüfung in Aberdeen vor. Ich erlebe jeden Augenblick mit. Verfolgung ist das Feuer, worin Propheten geschmiedet werden. Das volle Ausmaß der Liebe Gottes wird erst dann richtig begreiflich, wenn man den Haß der Feinde erlebt hat. Das ist nichts Neues.

Manche entsetzt der giftige Haß ihrer Feinde. Solche Menschen leben meist in einem Traumland; denn sie weigern sich, mit dem Bösen zu ringen.

Am 2. Juni 1962 empfingen Peter und Doë Howard über siebzehnhundert Gäste in Hill Farm zur Hochzeit ihrer Tochter Anne. Howard bestand darauf, daß Feinde sowohl als Freunde eingeladen wurden. Die Zahl der Gäste wuchs über alle vorgesehenen Grenzen hinaus; aber Howard ließ sich durch nichts vom vorgefaßten Plan abbringen. Er sorgte dafür, daß jeder Gast am Vorabend der Hochzeit eine warme Mahlzeit und zugleich denkbar wärmste Gastfreundschaft erhielt – auch diejenigen, die erst nach Mitternacht ankamen.

Unter den Journalisten, die über die Hochzeit berichteten, war auch Pat Strachan aus Schottland, Herausgeber des *Buchan Observer*:

«Ein goldener Morgen brach an einem Maitag 1962 in Brent Eleigh an, und die Amseln übten ihre ersten Noten für den morgendlichen Chorgesang. Mit größter Behutsamkeit öffnete Peter Howard die Türe zum Gästezimmer, ging vorsichtig bis zum Bett des Gastes und stellte dort eine Tasse Tee hin. Still

schloß sich die Türe wieder hinter ihm. Offensichtlich wußte er nicht, ob sein Gast wach war oder noch schlief. Hier spielte sich eine ebenso traditionelle wie auch angenehme englische Sitte ab.

Als der Gast gerade seinen Tee schlürfte, hielten zwei Lieferwagen unter seinem Fenster und brachten eine umfangreiche Ladung Post – Peter Howards Post wahrscheinlich, wie man es von einem Mann mit solch weltweiten Beziehungen erwarten konnte; gewiß auch Briefe für seine einzige Tochter Anne, deren Hochzeit in wenigen Tagen hier stattfinden sollte.

Hier war ein Mann, der in aller Herrgottsfrühe aufstand, für seine Gäste bestens sorgte und einen Berg von Post zu erledigen hatte, bevor alle Vögel wach waren. Sein Gast beobachtete unterdessen die erstaunliche Szene vor seinem Fenster, wie zwei Postbeamte einen vollen Postsack nach dem anderen von ihren Lieferwagen in eine der Scheunen von Hill Farm trugen. Der Gast war sogar fertig angezogen und zum Spaziergang bereit, bevor die Lieferwagen wegfuhrten.

An jenem Morgen konnte ich noch vor dem Frühstück die unglaubliche Lebenskraft Peter Howards beobachten, wie er die Bewirtschaftung dieses Hofes bis in die kleinsten Einzelheiten leitete – vom Fischteich bis zu den weiten Feldern um die Farm herum. Die Leute in seinem Dienst waren von seiner Überzeugung angesteckt worden, was die Bestimmung eines modernen Hofes sei. Sie hatten eine besondere Fürsorge für Mensch und Tier. «Ein guter Meister», hieß es, und man konnte nur zustimmen.»

Howard beschrieb den Hochzeitstag seiner Tochter als den glücklichsten Tag seines Lebens. Mit unendlicher Sorgfalt hatte er alles vorbedacht und vorbereitet: das Essen, die Unterhaltung für die Kinder, die Sitzordnung der Gäste, die Fahrt zur Kirche, den Empfang der Sonderzüge aus London und vor allem die Sorge für jeden einzelnen Gast.

Er bestand darauf, daß seine Tochter sich bereits innerhalb von vierundzwanzig Stunden nach dem Empfang eines Geschenkes schriftlich dafür bedankte. Anne mußte täglich bis zu dreißig handgeschriebene Briefe schreiben. «Für dich», sagte er, «heißt es, etwas mehr zu arbeiten, aber den anderen kann es alles bedeuten. Nimm niemals Großzügigkeit als etwas Selbstverständliches hin.» Nach der Hochzeit erhielt jeder, der in irgendeiner Weise mitgeholfen hatte, innerhalb einer Woche einen Dankesbrief. Howard empfand es als unhöflich, länger damit zu warten.

Die Vorgänge im Wahlkreis seines Schwiegersohnes in Ost-Aberdeenshire hatten Howard davon überzeugt, daß in der konservativen Partei nicht alles

zum besten stand. Als sich die Profumo- und Vassall-Affären<sup>1</sup> kurz nachher ereigneten, war er nicht weiter erstaunt:

«Diese Vorfälle deuten an, daß es nicht immer weise ist, das private Leben einer Persönlichkeit im öffentlichen Leben lediglich als deren eigene Angelegenheit zu betrachten. Die Antwort darauf sind allerdings weder McCarthy-Methoden noch ein Polizeistaat, noch die Entfernung solcher Männer aus ihrer hohen Stellung, nur weil sie Fehler gemacht haben. Auch ist die Abschirmung der Mächtigen vor den Folgen ihres eigenen Versagens keine Antwort. Ehrlichkeit aber ist die Antwort. Männer, die Geschehnisse in ihrem privaten Leben geheimhalten müssen, werden unter Druck kaum fähig sein, Staatsgeheimnisse zu bewahren. Die Erpressung spielt im nationalen und internationalen Leben eine zunehmende Rolle. Moderne Regierungen neigen dazu, sich nach den gleichen Maßstäben der Ehrlichkeit wie ihr Volk zu verhalten. Für beide ist es ein Schock, wenn diese Tatsache ans Licht kommt.

Manche glauben, es sei gefährlich, von hochgestellten Männern ein hohes Maß an Charakter zu fordern. Das könne zu Diktatur führen oder dazu, daß den Menschen ein Verhaltenskodex aufgezwungen werde, den anzunehmen sie nicht bereit seien. Aber diese Überlegung hat nur da Gültigkeit, wo der Begriff von Gut und Böse nicht besteht. Wo aber Gut und Böse gelten, fällt sie weg. Weit gefährlicher ist eine Diktatur der Unmoral, durch die moralische Laxheit aufgezwungen wird, erprobte Werte zerstört werden, und wo «alle tun es» an die Stelle von «das gehört sich nicht» tritt.»

Wegen solcher Erklärungen wurde gegen Howard der Vorwurf erhoben, daß er sich in die Politik einmischen wolle. Seine Antwort war:

«Wir gebrauchen politische Fragen, um den Kampf für das Königreich Gottes voranzutragen; aber wir verwenden Christus nicht dazu, um politische Richtungen zu fördern. Das ist ein großer Unterschied.»

Aus verschiedenen Ländern des Commonwealth erhielt Howard Zuschriften. Aus Indien kam folgender Brief:

G. an P. D. H.

4. August 1963

Die Profumo-Affäre ist hier in aller Mund, und es ist traurig, wie sie Indiens Achtung vor England schadet. Von einigen europäischen Ländern hätten wir

<sup>1</sup> Kriegsminister Profumo trat nach Bekanntwerden eines Sittenskandals von seinem Posten zurück. Vassall wurde wegen Spionage verurteilt.

so etwas erwartet, aber daß ein englisches Kabinettsmitglied sich so – billig benimmt! Gibt es denn gar keine moralischen Maßstäbe mehr in England?

P. D. H. an G.

8. August 1963

Danke für Ihren interessanten Brief. Ich will nicht für die Sache Englands eintreten, aber das wichtigste an der Profumo-Affäre scheint mir die weitverbreitete Empörung in der englischen Öffentlichkeit zu sein, als die Sache ans Licht kam. Es gibt in England viel Scheinheiligkeit; aber auch andere Völker scheinen eine gute Dosis dieses Beruhigungs- und Aufpeitschungsmittels zu besitzen.

Ich danke Gott dafür, daß durch Profumo wenigstens das Gewissen des Landes aufgerüttelt wurde und daß sich eine kräftige, gesunde Reaktion im Volk gezeigt hat.

Howard hatte nicht die Absicht, auf den Wellen der öffentlichen Meinung mitzureiten; und diese Wellen schlugen in den Monaten nach der Profumo-Affäre hoch.

P. D. H. an S.

30. Juli 1963

Es liegt keine besondere Tugend darin, die Unmoral anzuprangern und sich zu sagen: «Wie tapfer sind wir doch.» Worauf es ankommt, ist, vor dem ganzen Volk so klar und standhaft zu leben, daß alle Menschen zu jeder Zeit erkennen können, worum der Kampf geht und welches Bollwerk als nächstes gestürmt werden muß.

Die Moralische Aufrüstung sollte wie eine Ladung von Gottes Ameisen in den Hosen des Volkes sein, und nicht wie eine eingesponnene Raupe hinter Glas.

Nach Howards Auffassung war es sinnlos, das Böse anzugreifen, ohne zugleich neues Leben zu schaffen. Mit seinen Dramen, die im Londoner Westminster-Theater aufgeführt wurden, sah er einen Weg dazu.

P. D. H. an W. W.

14. August 1963

Ich hoffe, daß sich eine Gruppe von Schauspielern und Schauspielerinnen bildet, die furchtlos und beständig, von ihrem beruflichen Talent und sicheren

Flair geleitet, einen neuen Geist in die Theater- und Filmwelt tragen. Ich suche nicht nach solchen, die in den Stücken im Westminster-Theater spielen und anderen nur erklären, warum sie dies tun. Ich suche Menschen, die die Notwendigkeit einer Regeneration der Kunst im modernen England erkennen und bereit sind, ihren Teil zur Gestaltung solcher Stücke und damit zum Kampf für unser Volk beizutragen.

Obwohl Howard daran lag, daß die Aufführungen im Westminster-Theater in jeder Hinsicht höchste Ansprüche erfüllen, stellte er noch andere Bedingungen:

«Ich möchte gewiß sein, daß jedes Stück, das wir geben, den Willen und die Phantasie des modernen Menschen packt. Viele werden sagen: «Wie wunderbar!» oder «Was seid ihr doch für großartige Leute!» – Wird es aber auch Leute geben, die ausrufen: «Um Gottes willen, noch nie war es mir in einem Theaterstück so unbehaglich zumute!»? Wenn wir nämlich England ändern wollen, müssen manche Zuschauer so reagieren.»

Howards Stücke haben tatsächlich in vielen Fällen Menschen und Situationen in England entscheidend beeinflußt. Tausend schottische Hafendarbeiter kamen mit ihren Familien von den Werften der Clyde, um Howards *Durch die Gartenmauer* zu sehen. Betriebsräte berichteten nachher, daß ein neues Klima zur Beseitigung althergebrachter und einschränkender Regelungen geführt habe. Ähnliche Gruppen kamen Woche um Woche aus den Industriegebieten des Nordostens, aus den Midlands, aus Lancashire und Südwales, immer mit ähnlichen Ergebnissen. Der Vorsitzende der Bauarbeitergewerkschaft in Coventry erklärte öffentlich, daß auf einigen Bauplätzen, für die er verantwortlich sei, die Leistung um dreißig Prozent zugenommen habe, und zwar als Folge der neuen Haltung, die er durch Besuche im Westminster-Theater gefunden habe.

Ohne Subventionen, trotz scharfer Konkurrenz und harter Opposition finanzierte sich das Westminster-Theater selbst. Diese Tatsache allein sprach lauter als Worte.

Howards Hauptanliegen jedoch war seine persönliche Arbeit mit Menschen. Nach Aufführungen seiner Stücke oder nach seinen Reden führte er Gespräche, die manchmal bis tief in die Nacht dauerten:

«Nach meiner Rede kam ein junges Mädchen zu mir und fragte: «Sind Sie bereit, sich mit mir auf das Sofa dort zu setzen?» Natürlich hätte das leicht mißverstanden werden können. Als ich es näher ansah, merkte ich, daß es ihm nicht um so etwas ging. So setzten wir uns. Die anderen waren in den Garten hinaus-

gegangen. Es klagte mir: «Es ist so schwer, mit meiner Mutter und meinem Vater offen zu reden.» Ich fragte: «Warum denn?» Es erwiderte: «Sie verstehen mich nicht. Bitte, sagen Sie mir, ist es in Ordnung, wenn ich vor der Ehe mit Männern schlafe? Ich möchte es wissen.» Das war nun keine billige und auch keine dreiste Frage. Es war die Frage eines ausgehungerten menschlichen Herzens, eines Kindes, das keine Antwort wußte. Die Eltern sagten mir später: «Natürlich wäre die einzige Antwort ein Glaube, nicht nur persönlicher Art, sondern ein Glaube, der stark genug ist, den Trend in unserem Land zu ändern.» Die Mutter bekannte: «Ich habe überhaupt keinen Glauben – was soll ich tun?» Hier zeigt sich das ganze Dilemma unserer Zeit.»

Aus solchen Gesprächen wurden Peter Howards Stücke geboren. Es war vielleicht dieses Gespräch, das ihn dazu führte, die Gestalt des jungen Mädchens in seinem letzten Stück, *Happy Deathday* (Glücklicher Todestag), zu schaffen – eines jungen Mädchens, das aus den verworrenen Beziehungen zu den Eltern und zum wissenschaftlichen Assistenten seines Vaters keinen Ausweg findet. Diese Rolle ist von solcher Macht und Eindringlichkeit, daß das Publikum das Theater still und oft schweigend verläßt.

Howard verbrachte viel Zeit mit Kindern, und wenige von den tausenden, die ihn trafen, werden ihn vergessen. Mary Lean, die Tochter Garth Leans, den Howard damals in Fleet Street traf, schrieb über ihn:

«Ich war zwölf Jahre alt, als er starb. Somit sind meine Erinnerungen an ihn die eines Kindes. Er schien immer Zeit für mich zu haben. Als er seine Tochter in der Kirche von Lavenham zum Altar führte, bemerkte er mich am Ende einer Bankreihe und gab mir beim Vorbeigehen einen freundschaftlichen Rippenstoß.

Er neckte mich gerne. Als er uns einmal zu Hause besuchte, versuchte er mir einzureden, daß mein Frostbeulenfinger bald abfallen werde. Ein andermal traf ich ihn in einem der langen Gänge des Mountain House in Caux. Er sprang hoch in die Luft, schlug seine Absätze zusammen und nannte das einen «Weihnachtssprung».

Ich hatte einmal etwas Geld verdient und schickte es ihm zur Deckung der Kosten eines seiner ganzseitigen Manifeste im *Daily Express*. Ich schrieb dazu, daß dieses Manifest vielen Menschen unter die Haut gehen und nicht gefallen werde. Seine Antwort war:

«Liebe Mary,

Du bist ein Mordsmädchen – eine Mischung von der heiligen Johanna, vom heiligen Georg mit seinem Drachen und vom Besten in Deinen Eltern. Ich habe Dein Geld weitergeleitet.



Du meinst, daß meine Seite im *Daily Express* manchen Menschen nicht gefallen werde. Das tut mir leid. Früher habe ich mir alle Mühe gegeben, den Menschen zu gefallen – dann traf ich Deinen Vater!

Einmal fand bei Howards eine Party für Kinder statt. Bevor wir ins Zimmer kamen, mußte jedes von uns eine unmögliche Frage beantworten. Meine hieß: «Wie viele Fische gibt es im Meer?» Es dauerte eine Weile, bis wir begriffen, daß wir einfach «Ich weiß es nicht» sagen mußten.

Man hat mir einmal gesagt, er habe sich entschieden, mit allen Kindern so zu sein, als wären sie seine eigenen. Wenn ich ihn traf, behandelte er mich jedenfalls wie sein eigenes Kind.»

Vincent Evans, ein Freund Howards aus der Fleet Street-Zeit, schreibt:

«Ich lag einmal in einem Krankenhaus in London. Ich war erblindet. Meine Karriere als Journalist war damit zweifellos zu Ende. Eine Zeit voller tiefgreifender Fragen über die Zukunft meiner jungen Familie lag vor mir. Der Abend, an dem der Chirurg mir sagte, er könne jetzt nicht mehr viel für mich tun, war nicht gerade der glücklichste meines Lebens.

Ich hatte keine Ahnung, ob sich Peter Howard in London befinde. Ich wußte nur, daß er noch wenige Tage zuvor in Südamerika gewesen war. Doch da öffnete sich plötzlich die Tür, und ich hörte den mir so gut bekannten, leicht hinkenden Schritt von Peter auf mich zukommen, und an die Stelle von Verzweiflung trat Licht und Leben.

Als Peter mich nach einigen Stunden verließ, sagte er mir in seiner unvergleichlich einfachen, liebevollen Art: «Es lag mir daran, diese Sache mit dir zu tragen.» Ich wußte, daß Peter sein Leben lang die Sorge für Menschen wie mich in Herz und Sinn trug.

Peters außerordentliche Gabe war es, trotz eines Lebens, das oft in den frühesten Morgenstunden begann und endete, ständig an eine Schar von Freunden zu denken.

Es gab in Peters Leben Augenblicke tiefer persönlicher Traurigkeit, oft, wie er dachte, verursacht durch seine eigenen Fehler, aber auch die Fehler anderer, die seine Arbeit durch irgendeine Torheit zunichte gemacht hatten. Dann sank er hinab bis an die unterste Grenze seines Glaubens, bis er sich nach einer Weile wieder aufraffte und zurück zu den Höhen der Gewißheit stieg. In solchen Augenblicken sagte er oft den Vers: «Da ich denn nichts bringen kann, klamm're ich ans Kreuz mich an.» Und auf diesem Fundament begann er wieder aufzubauen.

Peter war ein hochgewachsener, hagerer, weit ausschreitender Mann von großer Güte. Selbst auf die kleinsten Pflichten verwandte er alle Kraft,

Hingabe und Treue, die sonst Menschen nur in den großen Augenblicken ihres Lebens einsetzen. War er müde, so wurde sein Hinken sichtbarer; aber seine tiefliegenden, durchdringenden Augen wanderten von einem Freund zum anderen in dem Bemühen, mehr von ihnen zu begreifen, ihre Stärke und ihre Schwächen zu prüfen, und verlangten oft von ihnen etwas mehr, als sie geistig und körperlich zu leisten bereit waren. Selbst in den Augenblicken eigener größter Erschöpfung suchte er mit liebevoller Sorgfalt herauszufinden, was unseren Glauben stärken könne.

Ich erinnere mich deutlich an den Tag, als er einige von uns einem asiatischen Potentaten in dessen goldenem Palast vorstellen wollte. Die Ehe dieses Mannes war im Begriff, an den Klippen eines politischen Kampfes zu zerschellen, der sich in seinem Land und unter seinen Anhängern abspielte. Peter schlug vor, daß wir dem Potentaten den asiatischen Gruß mit geneigtem Kopf und zusammgelegten Händen erweisen sollten.

Wir taten es, so wie er es uns gezeigt hatte, allerdings mit Ausnahme eines hohen englischen Offiziers, der in gereiztem Ton erklärte, er sei Engländer und Christ, und diese asiatische Geste sei ihm völlig fremd. Peter blickte ihn in seiner offenen, freimütigen Weise an, holte tief Atem, wie er es in Momenten des Ärgers tat, und sagte dann: «Mein lieber General, ich wäre durchaus bereit, mich auf den Kopf zu stellen, wenn das dem Glauben dieses Mannes auch nur einen Zoll hinzufügen würde.»

Ich muß hier ergänzen, daß ich noch am gleichen Abend einen demütigen, zerknirschten britischen Offizier in der Verlassenheit des Parkplatzes den asiatischen Gruß einüben sah.

Es war eine der großen Eigenschaften Peters, daß er Menschen zu durchschauen vermochte und sie dennoch liebte. Was ihn dazu befähigte, war seine Bereitschaft, sich ehrlich mit den Problemen im eigenen Leben auseinanderzusetzen, die sein Verhältnis zu Menschen gefährden konnten. Er hatte alles aus seinem Leben ausgerottet, was zu Ärger und dem Bruch von Freundschaften hätte führen können – Neid, Ehrgeiz, Selbstsucht, Gier nach Reichtum und Unreinheit.

Ich erinnere mich an eine Nacht in London nach einem langen, arbeitsreichen Tag. Ein Kollege Peters wollte damals mit ihm seine persönlichen Probleme besprechen. Er war ein Mann, der es liebte, in seiner Unzufriedenheit zu schwelgen. Peter war sehr bestimmt mit ihm: «Wir haben schon so oft darüber gesprochen», sagte er. «Die Lösung deiner Probleme liegt jetzt ganz in deiner Hand.» Aber ein anderes Mal, als ein Mann zu ihm kam, der in einer persönlichen Angelegenheit in schwere Verwirrung geraten war und keinen Ausweg sah, widmete ihm Peter seine ganze Zeit und sein ganzes Herz mit einer Großzügigkeit, die der Not im Leben dieses Mannes Genüge tat. Peter sprach mit

ihm ganz offen über sein eigenes Leben. Er schilderte ihm, wie er mit seinen eigenen schwierigen Problemen fertig geworden war, und zeigte ihm, wie man aus Niederlagen und Verzweiflung den Weg hinaus in die Freiheit finden kann.»

Peter Howard glaubte, daß die Krise in seinem Volk zum großen Teil auf die ältere Generation zurückzuführen sei:

«Eltern vergessen zuweilen, daß es weit mehr schöpferischer Energie bedarf, Kinder in der rechten Weise zu erziehen, als sie in die Welt zu setzen. Das Familienleben in seiner traditionellen Gestalt ist heute fast völlig verschwunden. Die Frauen stehen in Berufen, und tagsüber, manchmal auch nachts, lassen sie ihre Familien allein. Die Kinder sind auf sich selbst angewiesen und suchen ihr Vergnügen auf ihre Weise.

Nur Selbstlosigkeit in den Erwachsenen kann das Rowdytum der Teenager überwinden. Wir können nicht erwarten, daß die Jugend sich nach moralischen Maßstäben ausrichtet, wenn die ältere Generation sie mißachtet oder verneint.

Gott ist kein Gentleman. Soviel ich weiß, hat er seinen Schriff nicht in einer Internatsschule erhalten. Niemand vermag zu sagen, wem er in den Wahlen seine Stimme gab. Die Farbe seiner Haut, der Ton seiner Stimme, die Länge seiner Haare wie der Schnitt seiner Kleidung – all dies bleibt ein Rätsel. Aber gewiß ist es und eine Sache der Erfahrung, daß er zu jedem, der sich entschließt, auf ihn zu hören, sprechen kann, sprechen will und spricht. Für alle diejenigen, die keinen Glauben haben, besteht die Möglichkeit, das ehrliche Experiment mit den absoluten moralischen Maßstäben zu machen – ein Experiment, das wir für alle jene herbeischnen, die wir gerne kritisieren. Absolute moralische Maßstäbe sind Wegweiser des Lebens. Sie gleichen dem Polarstern: seit Jahrhunderten richten sich die Seeleute nach ihm aus. Er ist ein fester Punkt im Himmelsgewölbe. Bisher hat ihn noch kein Schiff erreicht, aber auf allen Ozeanen findet man durch ihn Position und Richtung. Für alle jene, die keinen Glauben haben, sind die absoluten Maßstäbe ein guter Ausgangspunkt.

Gott ist nicht tot. Gott ist der große Schrittmacher. Er ist radikaler als irgendein Russe, viel moderner als die heutigen Modernen, interessanter als schmutzige Bücher und Bilder oder als die wildeste Pop-Musik, die in diesem «Beatle-Britannien» so viele Menschen in Verzückung versetzt.

Ich bin selbst ein Mann mit vielen Schwächen und Fehlern. Bevor ich sterbe, hoffe ich, noch völlig anders zu werden und auch morgen anders zu sein als heute – so wie ich heute anders bin, als ich gestern war. Ich möchte euch ohne Sentimentalität sagen, daß es immer eine fesselnde und faszinierende Zeit ist, die

ich nicht missen möchte, wenn ich jeden Tag damit beginne, auf Gott zu hören. So wie ein Schwarm silberner Fische flitzen und blitzen in einem solchen Augenblick neue Ideen durch mein Herz und meinen Sinn, Hinweise für Menschen, neue Wege, Probleme anzupacken, tiefere Einsichten in den Geist unserer Zeit und Klarheit über persönliche schwere Entscheidungen – der notwendige Preis dafür, unsere Arbeit und unser Volk weiterzuführen. Ich bin kein geübter Fischer; aber ich versuche, den einen oder den anderen dieser Silberfische zu fangen, wie sie als Gedanken aus Gottes Geist in das Herz und den Geist von uns Menschen gelangen.»

# I7

«Asien hatte gehofft, der Welt die Kunst der Einigung zu zeigen. Indiens Politik der «Neutralität» wurde viele Jahre lang vom rotchinesischen Giganten in alle Himmel gepriesen. Nun hat dieser Gigant Indiens Grenze überschritten und sich fast achtzigtausend Quadratkilometer indischen Bodens bemächtigt.

Die Kommunisten verkünden, die freie Welt sei in sich gespalten. Das stimmt. Der kommunistischen Welt ist es aber nicht gelungen, Haß und Verbitterung in den eigenen Reihen abzuschaffen.

Kein einziges Problem wird dadurch gelöst, daß man Rußland oder Amerika haßt, oder gewisse Klassen und Rassen haßt. Das verdoppelt nur die Probleme und ändert nichts. Die freie Welt wie auch die kommunistische Welt benötigen nicht Haß, sondern Hilfe.»

P. D. H. 3. Dezember 1962

Peter Howard reiste verschiedene Male nach Asien. Im Oktober 1961 fuhr er mit seinem Sohn Anthony und mit Lawson Wood (Sekretär Dr. Buchmans in den Jahren 1936–1939) nach Indien. Rajmohan Gandhi, der Sohn von Devadas Gandhi<sup>1</sup> und Enkel des Mahatma, erwartete sie dort. Einige Jahre zuvor von seinem Vater für eine journalistische Ausbildung nach Edinburg geschickt, hatte Gandhi in einer Arztfamilie gewohnt, die sich seit langem zur MRA bekannte:

«Vierzig Jahre, nachdem Dr. Buchman seinen Großvater getroffen hatte, arbeitete Rajmohan Gandhi als Journalist in England. Was er von Frank Buchmans Arbeit erfuhr, beeindruckte ihn so sehr, daß er seine Stelle aufgab und sich entschloß, die Moralische Aufrüstung zu seiner Lebensaufgabe zu machen. Zurück in Indien, drängte ihn aber einer der politischen Führer des

<sup>1</sup> Chefredakteur der *Hindustan Times*.

Landes, seine Verantwortung für die Zeitung seines Vaters aufzunehmen. Rajmohan antwortete ihm: «Als mein Großvater aus Südafrika nach Indien zurückkam, drängte ihn seine Familie dazu, seine Rechtsanwaltspraxis weiterzuführen. Statt dessen legte er alle eigenen Pläne beiseite, um sich ganz der Befreiung seines Landes zu widmen. Unsere Aufgabe heute ist noch wichtiger als diejenige, ein Land zu befreien. Wir müssen die Welt befreien – von Diktaturen, Korruption und Krieg. Darum kommt für mich die Moralische Aufrüstung an erster Stelle.»

Ein Jahr später traf derselbe indische Führer Rajmohan Gandhi wieder, als sie gemeinsam ein Gebäude verließen. Sie riefen nach einem Taxi. Rajmohan trat zur Seite, um dem Älteren den Vortritt zu lassen. Dieser aber bestand darauf, daß Rajmohan zuerst einsteige: «Nach Ihnen – damit will ich sagen, daß Sie damals recht hatten und nicht ich.»»

Peter Howard und sein Sohn Anthony, Gandhi und Wood besuchten zuerst Burma auf die Bitte von U Nu, dem damaligen Premierminister, der im gleichen Jahr in Caux gewesen war. Dort war er eines Tages neben einem Hafendarbeiter aus Brasilien gesessen:

«Dieser Mann erzählte U Nu, wie er angefangen habe, anders zu werden, und damit auch seine Neigung zu Gewalttaten verloren habe und jetzt im Kampf für eine neue Welt mithelfe. «Ich war ein Trinker», sagte er, «das hat fast unsere Familie zerstört.»

«Ich trank auch viel zu viel», sagte der Premierminister. «Ich begann schon mit zehn Jahren. Dann gab ich es auf. Aber da ich ein schwacher Mensch war, griff ich wieder zur Flasche. Als Sechszwanzigjähriger habe ich ganz damit aufgehört. Und ich kann sagen, daß ich lieber umkommen würde, als noch einen Tropfen zuviel zu trinken.»

Der Hafendarbeiter sprach dann von seinem Haß. «Sind Sie davon auch ganz frei geworden?» fragte U Nu. «Sind Sie sicher, daß Sie für immer frei sind von Bitterkeit? Ist kein Tropfen davon mehr da?»

Mit großer Feinfühligkeit gelangte er auf den Grund des Charakters dieses Mannes und half ihm so, die Ursache seiner Verbitterung ans Licht zu bringen und sie zu heilen.

In Caux sagte U Nu: «Wenn wir verhindern wollen, daß der Kommunismus sich der ganzen Welt bemächtigt, müssen wir unsererseits mit Korruption, Bestechung, Trunksucht und Schürzenjägerei fertig werden.» U Nu hatte die Auswirkungen der Moralischen Aufrüstung in seinem eigenen Land gesehen. 1961 widmete der Rat der Regierenden Äbte, der 75 000 buddhistische Mönche vertritt, einen Großteil seiner Jahresversammlung der MRA.

Residenz des Premierministers  
Rangun, 26. Oktober 1961

P. D. H. an Doë

U Nu hofft, daß wir ihm helfen, mit den Schwierigkeiten innerhalb des Landes fertig zu werden. Es ist alles etwas kompliziert, da sowohl die amerikanische wie die englische Botschaft und die burmesische Armee sich in den letzten Wahlen gegen U Nu gewandt haben. U Nus Partei gewann trotzdem. Aber der Premier ist in einigen Landesteilen schon so unbeliebt, daß er sich nicht mehr dorthin wagt. Die Armeeführer respektieren nur U Nu, sonst niemanden in der Regierung.

Man hätte uns nicht herzlicher willkommen heißen können. Wir bekamen einen Wagen und fuhren damit zur Schwedagon-Pagode. Es war die letzte Nacht des Lichtfestes; alle Altäre waren beleuchtet. Rund um die Buddha-Statuen standen kleine Öllämpchen zu Schriftzeichen aneinandergereiht, so daß sie Gebetsverse und fromme Sprüche darstellten. Viele beteten. Auf der Straße krachten Knallbonbons, Kinder spielten, alles kaute Betelnüsse – es war der reinste Jahrmarkt. Wir verneigten uns vor dem Denkmal für General Aung San<sup>1</sup> und besuchten den Friedenspavillon. Es war eine so echte, mir lieb gewordene asiatische Nacht – voller Safranduft, lautem Gehupe, Fahrradgeklingel und sonstigem Lärm.

Unterwegs nach Taunggyi  
31. Oktober 1961

P. D. H. an Doë

Wir fliegen über den Dschungel, in dem während des letzten Krieges so schwer gekämpft wurde.

U Ba Than, unser Begleiter, ist über den gestrigen Tag begeistert. Wir besuchten die Ältesten eines Stammes – es waren Katholiken –, die uns unbedingt Whisky anbieten wollten, und dann einen Baptistenprediger, Anführer der Rebellen, der, nur mit einem Lendentuch bekleidet, Kirchenlieder vorsang.

Wir verbrachten die Nacht in einer Gegend, die in den letzten zwanzig Jahren vier Herrscher gehabt hat: die Engländer, Japaner, Nationalchinesen und Burmesen. Die schlimmsten seien die Nationalchinesen gewesen, sagen sie, dann die Burmesen; die Japaner und Engländer hätten sie noch am besten behandelt.

<sup>1</sup> Erster Premierminister des unabhängigen Burma, wurde 1948 ermordet.

Wir sind eben aus einem Märchenland zurück. Es heißt Taunggyi, liegt im Staat der Schans, 1600 Meter hoch und etwa 1600 Kilometer von der chinesischen Grenze entfernt. Die Schan-Fürsten waren Freunde der Engländer und sind von der burmesischen Regierung aus ihrem Königreich vertrieben worden. Sie streifen durch die Berge, überfallen unvorsichtige Touristen und züchten den opiumhaltigen Mohn, die beste Handelsware dieser Gegend. Über die chinesisch-burmesische Grenze ziehen sie ständig hin und her. In diesen Hügeln lauern überall Gefahren, und wir werden Tag und Nacht von einer Eskorte von manchmal zwanzig Polizisten in Jeeps bewacht.

Chruschtschow, Bulganin und Mao Tse-tung waren alleschon hier. Prinzessin Alexandra wird der nächste Gast sein. Bis vor zwanzig Jahren konnte man nur mit Büffeln und auf Mauleseln hierherkommen. Heute ist das neueste Gebäude in Taunggyi ein Geschenk der Russen: ein Spital mit zweihundert Betten, das modern eingerichtet ist und einen Stab von sowjetischen Ärzten und Krankenschwestern hat. Es ist das Gesprächsthema von Taunggyi.

Heute früh fuhren wir an den Esilesee, wo die Inthas leben. Mitten im See steht, auf Pfählen gebaut, eine Stadt mit Tempeln und Geschäften. Barfuß verneigten wir uns vor dem riesigen Buddha. Rund um seine Statue lagen buchstäblich Hunderte von Geschenken – Reis, Obst, Kerzen und Geld – alles schön hergerichtet.

Mehr als eine Stunde lang saßen wir gestern zu Füßen von U Narada<sup>1</sup>, dem betagtesten der Sayadaws. Es fand eine richtige Versammlung statt, und um uns herum saßen die Ältesten auf dem Boden. U Narada sagte, sein Besuch in Caux sei der Höhepunkt seines Lebens gewesen, und er bat uns, bald nach Taunggyi zurückzukommen.

Vorher hatten wir ein köstliches Erlebnis mit einem Stammesoberhaupt und vierundzwanzig seiner Häuptlinge. Einer von ihnen war betrunken. Wir entdeckten, daß er Abgeordneter des Parlaments in Rangun ist und vor Jahren vom New College der Universität Oxford relegiert worden war. Er erkannte meine Oxfordkrawatte, die ich zufällig anhatte. Sie nahmen unsere Literatur mit und baten uns inständig, mit einer größeren Mannschaft wiederzukommen.

Man fühlt die Gegenwart der Russen; auch die Chinesen kommen und gehen. Im Mai waren die Tschechen hier mit einer Truppe von Sängern und Tänzern. Wenn wir nicht bald etwas in diesem Teil von Burma unternehmen,

<sup>1</sup> Vorsitzender des Rates der Regierenden Äbte.



wird er meiner Meinung nach einfach den Kommunisten in den Schoß fallen. Wir brauchen tonnenweise Literatur, viele Filme, Geld und Menschen für diese Aufgabe.

P. D. H. an Doë

Rangun  
5. November 1961

Spät abends kam heute U Narada zu Besuch. Gestern waren hundertachtzig verantwortliche Mönche zu zwei Regierungsmitgliedern bestellt worden – es erschien aber nur ein einziger. Das ist äußerst ernst und geschieht hier zum erstenmal. Der Grund dahinter ist der, daß die Gefolgsmänner der Russen und der Chinesen sehr freigebig mit Geld umgegangen sind – viel davon ist in die Bettelschüsseln der Mönche gewandert. Organisiert wurde die Sache von gewissen Männern in der Staatskanzlei. Die Ältesten der Äbte erfuhren erst davon, als es schon zu spät war. U Narada meint, es könne zum Sturz von U Nu führen, wenn man dem nicht auf den Grund gehe. Der Haß zwischen Mohammedanern und Buddhisten wird als Triebfeder in dieser Sache ausgenützt.

U Nu zeigt sich in der Hauptstadt überhaupt nicht. Er möchte mich heute oder morgen sehen; aber es ist jetzt eine Tatsache, daß wir in einer schwelenden Krise stecken, die leicht zu einem totalen Umschwung an oberster Stelle führen könnte.

P. D. H. an Doë

Rangun  
6. November 1961

Dies ist mein letzter Brief aus Burma. Heute morgen gehen wir ins Auswärtige Amt; dann kommt U Narada für eine Stunde zu uns. Nachher zum Tee in der englischen Botschaft, dann zurück ins Gästehaus, wo wir den Familien der Diener auf Wiedersehen sagen, und endlich das Staatsbankett mit burmesischen Tänzen, das die Regierung zu unseren Ehren veranstaltet. Dann hierher zurück, um den Bericht und die Briefe für U Nu zu schreiben, und morgens um halb vier Uhr Abflug nach Kalkutta, im gleichen Flugzeug wie der Premierminister. Sage den Männern auf dem Hof, daß sie nur hierher kommen sollen, wenn sie meinen, sie hätten zuviel Arbeit.

P. D. H. an Doë

Kalkutta  
8. November 1961

Das war ein wichtiger Morgen. Unter unseren eigenen Leuten gibt es solche, die nicht durchgedacht haben, was unsere Arbeit eigentlich bedeutet. Einer

konnte einem fast leid tun. Er sagte: «Ich hatte einmal eine echte Leidenschaft für diese Arbeit, aber heute nicht mehr.» Ich schlug ihm vor, daß einige Minuten wirklicher Ehrlichkeit mit sich selbst diese Leidenschaft zurückbringen könnten.

Gestern abend waren wir bei Kanti Ghosh<sup>1</sup>, dem indischen Journalisten, zu Gast. Ein herrlicher erster Tag in Indien – es war «Diwali», das Fest des Lichtes, das die Wiederkehr des guten Prinzen Rama nach vierzehnjährigem Exil in Ceylon feiert. Die riesige Stadt flackerte und flimmerte mit Tausenden von Lichtern. In allen Tempeln herrschte Hochbetrieb.

Die Reise ging weiter nach Japan.

Tokio

P. D. H. an Doë

10. November 1961

Die Schweiz, England, die Schweiz, Frankreich, die Schweiz, England, Amerika, Brasilien, Amerika, England, Deutschland, die Schweiz, Italien, die Schweiz, Italien, die Schweiz, England, die Schweiz, Deutschland, die Schweiz, Deutschland, die Schweiz, England, Amerika, England, die Schweiz, Schottland, die Schweiz, Schottland, Norwegen, Deutschland, die Schweiz, Burma, Indien und Japan. So weit bin ich laut meinem Taschenkalender in diesem Jahr schon herumgereist. Ich war heute morgen abgespannt und entdeckte in meinem Kalender warum. Es ist der Kalender, den mir der gute Philip letztes Jahr zu Weihnachten gegeben hat.

Tokio

P. D. H. an Doë

11. November 1961

Gestern besuchten wir Yoshida<sup>2</sup>. Sein typisch japanisches Haus ist wohl das schönste, das ich bis jetzt gesehen habe. Er ist eine große Persönlichkeit. Er sagte: «Ich weiß wenig von der MRA», worauf ich ihm antwortete: «Vergessen Sie das. Alles, was Sie uns heute gesagt haben, ist MRA. Genau dafür kämpfen wir auch.»

Heute morgen hat mich das überwältigend Große an unserer Arbeit neu gepackt. Die MRA ist in diesem Jahrhundert das Element, das Gott ins Leben erweckt hat, und das einige der Großen dieser Welt vergessen. Sie zieht sich wie ein Strang aus Stahl durch Nation um Nation. Sie wird den inneren Kompaß der Menschheit umschwingen.

<sup>1</sup> Chefredakteur der Tageszeitung *Amrita Bazar Patrika*.

<sup>2</sup> Shigeru Yoshida, früherer Außen- und Premierminister Japans.

In Japan waren Peter Howard und seine Freunde Gäste von Masahide Shibusawa und seinem Vater Keizo Shibusawa, dem ehemaligen Finanzminister und Gouverneur der Bank von Japan. Ein weiterer ihrer Gastgeber war Saburo Chiba, der Vorsitzende des Sicherheitsausschusses im japanischen Unterhaus.

Howard hatte Chiba zum erstenmal zwei Jahre zuvor bei Dr. Buchman in Amerika kennengelernt:

«Chiba kam mit seiner Frau an. Er war Agnostiker, war freundlich – aber auf der Hut. Um Viertel nach acht setzten wir uns zum Frühstück und blieben bis zwanzig Minuten vor zwölf Uhr – dann gingen wir in den Garten hinaus und sprachen weiter. Zum Mittagessen gab es ausgezeichnet zubereitetes japanisches Essen. Chiba war so beeindruckt davon, daß er nachher darauf bestand, in die Küche zu gehen, um die Mädchen kennenzulernen, die die Mahlzeit zubereitet hatten.

Gegen Ende des Nachmittags, als Chiba und seine Frau abfahren wollten, sagte ihm Buchman: «Heute in der Frühe hatte ich einen Gedanken für Sie.» Chiba fragte: «Und was war das?» Buchman sagte: «Die ganze Welt wird in Ihr Herz kommen – Sie werden die Welt in Ihr Herz einziehen lassen.» Und als Chiba, der agnostische Staatsmann, sich am Abend auf dem Flugplatz verabschiedete, wandte er sich zu uns: «Heute habe ich, zum erstenmal in meinem Leben, Gott gefunden. Ich werde wohl nie wieder der gleiche sein.»»

Tokio

P. D. H. an Doë

14. November 1961

Wir werden hier in einem Tempo vorwärtsgewirbelt, das manchmal Gottes Tempo ist, manchmal nicht. Die Japaner sind der Ansicht, daß man nichts tut, wenn man nicht ein festes Programm hat.

Heute waren wir zum Frühstück, zum Mittagessen und zum Abendessen mit Chiba zusammen, der uns politische Persönlichkeiten an zweien dieser Mahlzeiten und die Presse an der dritten vorstellte.

Gestern hatten wir beim Mittagessen einen tüchtigen Kampf mit sechs wichtigen Journalisten. Sie machten einen unglaublichen Krach – wir aber ebenfalls. Da sagte einer: «Die Leidenschaft, mit der Sie sprechen, interessiert mich.» Um es offen zu sagen: sie haben hier jegliche Hoffnung auf eine Antwort verloren, und die Idee, daß wir gewinnen könnten, wirkte wie ein Dynamo in ihrer Anatomie. Sie wollen jetzt eine Massendemonstration für die MRA in der größten Halle in Tokio organisieren.

Keizo Shibusawa brachte ein paar seiner Geschäftsfreunde zu uns in den Industrieklub. Einer von ihnen drückte das aus, was wohl alle dachten: «Bis jetzt glaubten wir – und mit uns die meisten Industriellen –, die MRA sei eine

Art Hobby.» Wahrscheinlich stimmt das. Denn bis sich die Menschen nicht über die Unreinheit klarwerden, die aus jeder menschlichen Beziehung etwas herausholen will, werden sie nur Leute in kleinen, selbstbezogenen Gruppen um sich sammeln können, anstatt das ganze Volk zu erreichen.

Wir haben hier gelernt, daß es unerläßlich ist, über Tatsachen und Probleme in deutlichen Worten zu sprechen; in Burma ging es um eine Antwort auf die Spaltung zwischen den Rassen, um die Korruption innerhalb der Rassen und um das Geld, das die Kommunisten gebrauchen, um Spaltung und Korruption auszunützen.

Hier fragt man sich, wie Japan seinen Nachbarstaaten helfen könnte, eine moralische Aufrüstung zu bringen, und wie es so nicht nur die ideologische Initiative aus Chinas Händen, nehmen, sondern auch ein Klima schaffen könnte, in dem eine endgültige Lösung der Reparationsabkommen möglich würde.

Gestern wurde ich telegraphisch gebeten, sofort ein Drehbuch für einen Film zu schreiben. So muß ich auch das noch machen. Das ist nicht so einfach; denn die Tage sind schon zum Bersten voll, und ich bin weder so jung noch so stark, wie ich es gerne wäre. Dazu muß ich für Gollanz<sup>1</sup> bis zum 31. Dezember dreizehntausend Worte geschrieben haben.

Tokio

P. D. H. an Doë

16. November 1961

Gestern abend waren wir im Kabuki-Theater. Es war wie ein seltsames, mittelalterliches Festspiel – Köpfe rollten, Frauen kreischten und weinten, und das alles von nur männlichen Schauspielern brillant dargestellt. Kern des Stückes war der Wert der Pflicht im Gegensatz zu Gefühlen und Leidenschaften. Das Stück handelt von einem Samurai-Krieger, der in einer Schlacht aus Versehen den Kopf seines eigenen Sohnes abschlägt. Vor seiner Frau muß er so tun, als ob es der Sohn seines Feindes gewesen sei. Zum Schluß wird der Krieger auf Befehl des Shogun (Fürst) buddhistischer Mönch.

Grand Hotel

P. D. H. an Doë

Taipeh, Taiwan

Das war ein guter Flug mit der C.A.T., mit allem Dekor und Glanz des alten China. Am Flughafen trafen wir eine Horde Journalisten mit Blitzlichtern, Generäle, Professoren, Madame Ho<sup>2</sup> und noch viele andere. Nach einem raschen

<sup>1</sup> Für das Buch *Three Views on Christianity*.

<sup>2</sup> Gattin von General Ho Ying-chin, dem ehemaligen Premierminister von China und Generalstabschef der chinesischen Armee.

Essen mußten wir in die Universität eilen und sprachen dort vor ungefähr 2500 Menschen.

Die erste Verabredung heute findet schon zum Frühstück statt. Darauf folgen eine Massenveranstaltung um zehn Uhr, ein offizielles Mittagessen, zwei Teeparties, eine davon mit dem Präsidenten, dann Gäste zum Abendessen und anschließend noch eine Versammlung.

Taipeh

P. D. H. an Doë

20. November 1961

Wir verbrachten gestern eine Stunde mit den Tschiang Kai-scheks. Unvermittelt schlug Madame Tschiang vor, wir sollten doch nach Quemoy fliegen. So werden wir heute in aller Frühe von einem Regierungswagen abgeholt, verbringen den Morgen auf der Insel und machen eine Radiosendung für das Festland. Der Präsident gefällt mir. Er ist ein mutiger Mann. Den wenigsten wäre es gelungen, nach allem, was er erlebt hat, weder traurig noch sauer zu werden – er ist keines von beiden.

Hongkong

P. D. H. an Doë

21. November 1961

Gestern flogen wir also nach Kinmen – die Bezeichnung in Mandarin für Quemoy; man zieht diesen Namen hier vor. Wir flogen nur wenige Meter über den Wellen und blieben die ganze Zeit angeschnallt – aus Sicherheitsgründen, da die chinesischen Kommunisten entlang der Küste gegenüber Taiwan in den letzten zwei Jahren vierzig Flugplätze angelegt haben.

Kinmen ist eine Festung. 46000 Bewohner leben dort und dazu 70000 Soldaten. Die Truppe, so erklärte man uns stolz, wird durch Erholungszentren und Prostituierte aus Taiwan in Form gehalten. (Einmal in der Woche werden die Mädchen auf Geschlechtskrankheiten untersucht.) Die Kinder sehen glücklich aus, sind aber voller Krätze und wunden Stellen, da sich niemand um sie kümmert.

Howard wurde von Präsident Diem als sein Gast nach Vietnam eingeladen.

Saigon

P. D. H. an Doë

26. November 1961

Wir befinden uns nicht nur in Gottes, sondern auch in Pater de Jaegers Händen. Er ist Belgier und lebt seit dreißig Jahren in Asien. Er war am Flug-

platz, als wir ankamen, brachte uns zum Erziehungsminister, zum Direktor der psychologischen Kriegsführung und zu vielen anderen.

Heute fahren wir mit ihm ungefähr hundertsechzig Kilometer ins Innere des Landes. Die Vietkong sind in dieser Gegend sehr aktiv. Sie haben vor zwei Wochen fünfzehn Kilometer von hier einem Obersten bei lebendigem Leib die Haut abgezogen. Auf der Hauptstraße von Saigon haben sie eine Handgranate in den Wagen des amerikanischen Botschafters geworfen. Aber de Jaegher sagt, wir können ja doch nur einmal sterben, warum also Angst haben? Man bot mir heute eine Eskorte an, ich lehnte aber ab. Man ist sicherer ohne, denn auf begleitete Fahrzeuge schießen sie viel mehr. Die Adjutanten des Präsidenten fanden es gefährlich, Gäste des Präsidenten auf solch eine Fahrt gehen zu lassen. Aber der Präsident wünscht, daß man sich das Land richtig ansehe. Wir erklärten ihnen, wir hätten keine Angst.

Es deutet hier alles auf eine große Offensive hin. Die amerikanischen Berater sind überall – und überall unbeliebt. Reiche Franzosen, die Gummiplantagen besitzen, sind geblieben und sind viel populärer als die Amerikaner. In manchen Herzen, nicht in vielen, ist eine Sehnsucht nach den guten alten Zeiten.

Saigon

P. D. H. an Doë

27. November 1961

Anthony hat eben einen Brief an Dich abgeschickt mit allen Einzelheiten unseres gestrigen Abenteuers.

Es war tatsächlich nicht sehr gefährlich. Ich konnte mich nun selbst von der rücksichtslosen und wahllosen Natur der kommunistischen Angriffe überzeugen. Anscheinend ist ihr Hauptzweck, sich Nahrung aus den Dörfern zu holen. Wer ihnen diese Nahrung nicht geben kann oder will, dem wird mit Kopfschlägen gedroht. Sie wollen auch um jeden Preis verhindern, daß Reis vom Land in die Stadt kommt; darum bringen sie ab und zu völlig unschuldige Menschen auf den Landstraßen um. Wir sahen auch die Reste eines ausgebrannten Dorfes.

Neulich wurde auf einer verkehrsreichen Straße in der Nacht ein großes Loch gegraben. Soldaten befahlen den Dorfbewohnern, es wieder aufzufüllen. Ein Offizier wollte wissen: «Wißt ihr, wer dieses Loch gegraben hat?» Zu seinem Erstaunen sagten sie: «Ja, wir. In der Nacht kommen die Vietkong und zwingen uns mit vorgehaltenem Gewehr dazu. Dann kommt ihr am Tag und befiehlt uns, es wieder aufzufüllen. Was sollen wir nun tun?»

Howard besuchte Präsident Diem. Nach anfänglicher Zurückhaltung sprach er offen mit Howard:

«Diem sagte mir: ‹Helfen Sie mir, mein Land zu retten.› – ‹Was kann ich tun?› fragte ich. Er erwiderte: ‹Können Sie etwas bei den Amerikanern ausrichten?› – ‹Wie meinen Sie das?› fragte ich. Er antwortete: ‹Wir verdanken den Amerikanern alles hier in Südvietnam. Sie haben unser Land wirtschaftlich lebensfähig gemacht. Sie schicken ihre Söhne hierher in den Kampf, sie bauen uns Straßen, geben Dollars aus für uns – aber sie wollen nicht auf das hören, was ich ihnen über Vietnam zu sagen versuche. Sie meinen, über mein eigenes Land besser Bescheid zu wissen als ich selbst.›

Präsident Diem denkt, es könne für Vietnam nur eine dauerhafte Lösung geben durch ein Programm der vollen Durchdringung vom Norden bis zum Süden mit moralischer Aufrüstung. Nur so werde eine neue öffentliche Meinung im ganzen Land entstehen. Er lud Howard ein, eine große Mannschaft für solch ein Programm nach Vietnam zu bringen. Diese Initiative wurde aber von den Amerikanern vereitelt.

Im Januar 1962 kehrte Howard nach Asien zurück und wieder im Herbst des gleichen Jahres:

P. D. H. an Doë

Trivandrum (Indien)  
12. Januar 1962

Stell Dir vor, ich bin wieder in unserem alten Zimmer in der Residenz. Die Diener sind noch dieselben und kamen gestern abend zu mir: ‹Wie geht es Memsahib? Wo ist sie?›

Es war ein anstrengender Flug von Bombay nach Madras, Kottayam und schließlich Trivandrum. Kaum waren wir gelandet, wurden wir in ein Fußballstadion gefahren, in dem ungefähr fünftausend Menschen einem Spiel zusahen. Chiba, Gandhi, ich und andere mußten zu ihnen sprechen.

Gestern nacht zog ein betrunkenener indischer Staatsminister hier ein. Er machte viel Lärm und kommandierte die Dienstboten herum. Als er mich erblickte, wurde er sofort unterwürfig. Das zeigt, was hier wirklich vor sich geht. Der Gerichtspräsident, ein hervorragender Mann, kam zum Abendessen. Er sagte uns, daß alle Geschäftsleute den Kommunisten und der Kongreßpartei gleich viel zahlen – als Garantie für ihre Zukunft.

P. D. H. an Doë

Tokio  
26. Oktober 1962

Meine Schreibmaschine erhält mit diesem Brief ihre Feuertaufe. Anthony ist hier mit mir, er ist ein guter Kamerad.

Den Tag begannen wir gestern auf typisch japanische Art: schon zum Frühstück erschienen Abgeordnete, Bankiers und Geschäftsleute – Chiba war Vorsitzender des Ganzen.

Mir scheint, wenn man für unsere Arbeit verantwortlich sein will, hat man außer Gott niemanden, auf den man sich stützen kann. Unzählige möchten das Abenteuer dieser Arbeit mit uns anpacken; wenn man aber Entscheidungen fällen muß, die ein großes Risiko mit sich bringen, dann steht man ganz allein mit Gott. Schwerwiegende Entscheidungen verlangen entweder menschliche Unterstützung oder nackten Glauben. Ich setze alles auf den Glauben.

Tokio

P. D. H. an Doë

26. Oktober 1962

Gestern beim Mittagessen gab uns Yoshida den wahren Grund an, warum Japan seinen Platz in Asien nicht ganz finden kann. Er sagte: «Vor ein paar Jahren reiste ich durch Südostasien. Ich war von den Menschen dort nicht sonderlich beeindruckt. Diese Länder interessieren mich nicht mehr.» Darauf entgegnete ich: «In diesem Fall sollten wir Chruschtschow und Mao Tse-tung nach Südostasien schicken.» Er blickte mich kurz über seine winzige Brille hinweg an, grinste und schwieg. Er ist ein schlauer alter Bursche.

Bei einem Treffen mit der Presse erklärten gestern amerikanische und englische Journalisten den Japanern, daß sie unnötig viel Interesse an der MRA bekunden – im Westen mache man sich darüber lustig. Die Japaner ließen sich nicht beeindrucken; im Gegenteil, sie schlugen mit diesen Brüdern einen scharfen Ton an. UPI<sup>1</sup> hat mich um vierhundertfünfzig Worte über die Kubakrise angefragt. Aber der Schaden, den diese Nichtsnutze mit ihrem Gift und ihrer Ignoranz anrichten, ist sagenhaft. Ich werde nicht ruhen, bis wir ihn überwinden.

Tokio

P. D. H. an Doë

5. November 1962

Jemand meinte heute, wir müßten auch eine Arbeiterstimme zu Wort kommen lassen, weil manche glauben, wir seien des reichen Mannes Wunschtraum. Darauf sagte ich geradeheraus etwas, was mir schon lange auf der Zunge brennt – daß ich mein Leben nicht für eine Klassenbewegung gebe. Ich schätze einen Mann nicht, weil er ein Arbeiter oder kein Arbeiter ist. Ich schätze einen Mann, wenn er kämpft.

<sup>1</sup> United Press International.



Die Japaner machen es einem nicht immer leicht, auf den Grund der Dinge zu kommen. Sie kümmern sich mehr um Propagandafeldzüge als um Menschen, mehr um Pläne als um Gott.

Honda, der japanische Beaverbrook, war gerade eine Stunde hier. Er besitzt die größte Zeitung und dazu noch drei Fernsehstationen. Er sagte: «Sie müssen noch den ganzen Monat Dezember hier bleiben und Japan mit MRA durchdringen. Ich dachte früher, Sie seien eine Art Rotary Club – aber was Sie tun, ist das einzige, was mein Land retten kann.» Ich erwähnte, daß Buchman ihn sehr geschätzt habe. Er sagte dazu: «Er hat mich zu hoch eingeschätzt.» Darauf antwortete ich: «Wenn Sie sich ändern würden, meinte Buchman, könnten Sie der Wächter des asiatischen Leuchtturmes sein.» Er dachte eine Weile nach und sagte dann: «Dieser Wächter wäre ich gerne.» Er erzählte, er habe die Leitung seiner Zeitung aufgegeben. Da könne ich ihm ja einen anderen Posten anbieten, fiel ich ein. «Ich brauche gar nicht Präsident zu sein, ich kontrolliere die Zeitungen sowieso», sagte er.

Tokio

P. D. H. an Doë

6. November 1962

Heute aßen wir japanisches «Tempura» mit Idemitsu, dem Präsidenten einer Schiffswerft, die eben einen 130000-Tonnen-Tanker für die Regierung gebaut hat. Ein dummer und dicker Amerikaner war mit von der Partie. Ich sagte zu ihm, die Amerikaner sollten nicht nur Abraham Lincoln, sondern auch ihm ein Denkmal setzen. Der Dolmetscher tat genau, was ich gehofft hatte. Er übersetzte: «... nicht nur Abraham Lincoln, sondern auch George Washington...» Ich korrigierte ihn. Idemitsu lachte laut auf; aber der Amerikaner sagte ganz im Ernst: «Das ist nett von Ihnen, aber ich verdiene es wahrscheinlich nicht.» Diese Amerikaner fühlen sich in Idemitsus Gegenwart etwa so wohl wie einer unserer Dorfbewohner in Gegenwart des Lama von Tibet. Es ist für sie eine andere, ungreifbare Welt.

Wir brauchen Männer und Frauen, die vom Satan nicht bestochen werden können – von der Lust nicht verführt, von der Habgier nicht getrieben und von Angst oder moralischer Niederlage nicht bezwungen. Männer an der Macht und aufgebrachte Menschenmengen haben die Soldaten Gottes schon seit Jahrhunderten verfolgt und manchmal umgebracht. Aber Gott und seine Wahrheiten sind unbesiegbar und unzerstörbar.

Hokkaido

P. D. H. an Doë

13. November 1962

Gestern flogen wir hierher. Hokkaido ist um diese Jahreszeit England so ähnlich. Es ist hier viel kälter als in Tokio; die Bäume sind kahl, und die Erde ist

dunkelbraun. Rund um die zugefrorenen Reisfelder liegt wie ein Kragen der weiße Rauhref. Die Insel steht stark unter dem Einfluß der Linken. Die Bergwerke müssen 70000 Bergleute entlassen, da das russische Erdöl für die Industrie billiger ist und schon in großen Mengen eingeführt wird. Ein Generalstreik ist für nächste Woche angesagt.

In den Flüssen wimmelt es noch von Lachsen. Hokkaido steht ganz am Anfang der industriellen Erschließung und trägt noch die Züge der Pionierstädte des letzten Jahrhunderts in Amerika.

Der Hunger in den Menschen ist erschütternd. Die Jugend ist brutal und bitter. Anthony und ich waren gestern abend noch lange mit einigen Studenten zusammen. Einer fragte: «Gibt es überhaupt einen Ausweg aus dem Dreck, dem Haß, dem rücksichtslosen Ehrgeiz, selbst wenn es bedeuten würde, sein Wort zu brechen und seine Freunde zu verletzen? Wir diskutieren oft darüber – aber niemand an der Universität glaubt daran.»

Gestern traf ich den Rektor der Universität. Er sagte: «Ich habe für diese Jugend mein Bestes getan; aber wir haben keine Lehrer, die an irgend etwas anderes als an die soziale Revolution glauben. Hätten wir nur vor zehn Jahren schon die MRA gekannt.»

Hokkaido

P. D. H. an Doë

16. November 1962

Gestern war ein dramatischer Tag. Als bekannt wurde, daß wir in die Universität gehen wollten, kam die Polizei und bot uns ihren Schutz an. Wir sagten: «Nein, danke.»

Dreiviertelstunden vor dem Beginn unserer Aufführung waren wegen der bitteren Opposition einiger Rädelsführer unter den Studenten nur zweiundzwanzig Eintrittskarten verkauft worden.

Da brachte einer unserer Freunde, ein Sportler, den Präsidenten und den Vizepräsidenten der Zengakuren<sup>1</sup> herein. Beide stürzten sich auf mich. Es war offensichtlich, daß sie die Veranstaltung sprengen wollten. Ich machte mich zur Schlacht bereit – es gab solch einen Krach, daß man uns alle aus der Halle hinausschickte. Wir gingen mit den Zengakuren, und einige unserer eigenen Leute folgten uns. Wir brachten die Studenten zum Lachen, dann wurde es ruhig, und wir gingen zurück in die Halle; denn mittlerweile hatten unsere neu gewonnenen Freunde die Demonstration gegen uns abgeblasen. Man spürte förmlich, wie Gott jungen Menschen eine neue Richtung gab, denen man ihr Leben lang nur Steine geboten hatte. Sie blieben noch lange, um mit uns zu sprechen.

<sup>1</sup> Japanische Studentenorganisation.

Sie glauben, daß Männer wie Stalin und Chruschtschow Lenins Revolution verraten haben und bourgeois geworden sind. Mao Tse-tung ist in ihren Augen schon besser, aber auch nicht viel. Sie bombadierten uns mit Fragen wie z. B.: «Wie wird Ihre Welt aussehen, wenn Sie gewinnen?»

Anthony war mit mir und schlug sich ausgezeichnet, Gandhi ebenso.

P. D. H. an Doë

Tokio  
22. November 1962

Heute besuchte ich Matsushita<sup>1</sup>. Er wohnt in einem riesigen Industriepalast inmitten von Gobelins und elektronischen Erfindungen. Er ist sich seiner Macht sehr bewußt. Ich sagte ihm: «Manche wagen zu behaupten, daß Sie in der Elektronik den Amerikanern voraus sind.» Seine Antwort war: «In der Konsumgüterelektronik sind wir ihnen weit voraus.» Sie bauen hier Computer, die einem die Haare auf dem Kopf zählen, während man ruhig eine Tasse Kaffee trinkt – lauter solch lustige Sachen. Matsushita ist das, was man früher einen Gentleman nannte.

P. D. H. an Doë

Tokio  
26. November 1962

In einem von Sogos<sup>2</sup> neuen Zügen flogen wir fast nach Tokio zurück, 800 Kilometer in sechseinhalb Stunden. Es war herrlich. Wir sahen Fischer und Bauern, Tempel und Schlösser, das Meer und die Schneeberge. Ich liebe Japan, es ist so lebendig und zugleich so ängstlich, so nervös und so sprunghaft, so gottlos, grausam, traurig, einsam und hungrig – letzteres mehr als nur im wörtlichen Sinn –, aber vor allem lebendig. So war Amerika, als ich zum erstenmal dort war. Gott helfe uns, wenn wir Japan erlauben sollten, so Fett anzusetzen, wie es Amerika anscheinend getan hat.

Wir sprechen heute noch vor zweitausend Frauen. Die Japanerinnen haben sich erfolgreich aus ihrer Unterwürfigkeit dem Mann gegenüber erhoben. In vielen Familien sind sie es, die still, aber entschieden die Zügel in den Händen halten.

P. D. H. an Doë

Tokio  
27. November 1962

Gestern gingen mitten in meiner Rede vor den Frauen plötzlich alle Lichter aus. Auch das Mikrophon setzte aus, und da saßen wir alle. Die Dolmetscherin

<sup>1</sup> Präsident der National Electric & Electronic Industries.

<sup>2</sup> Gouverneur Shinji Sogo, Präsident der japanischen Eisenbahnen.

hatte Angst. Es war wirklich etwas unheimlich. Als ich in den stockdunklen Saal hineindonnerte: «Haben Sie keine Angst, ich fürchte mich nicht im Dunkeln», lachten sie alle laut und herzlich auf.

Tokio

P. D. H. an Doë

29. November 1962

Heute hat uns Yoshida in sein Haus eingeladen. Mir gefällt dieser Mann. Er ist ein einzigartiger, schlauer, alter Fuchs – aus gleichem Holz wie Churchill, Lloyd George und Beaverbrook.

Tokio

P. D. H. an P. W. G.

30. November 1962

Yoshida empfing uns in einem der schönsten japanischen Zimmer, das ich je gesehen habe. Auf der einen Seite blickte man über einen Blumengarten mit Zierseen auf das wogende Meer hinaus, während man durch das andere Fenster den Fudschijama sehen konnte. Die Sonne ging hinter der Silhouette des Fudschis unter, und die Mondsichel leuchtete schon zwischen den Sternen hervor.

Yoshida sagte: «In den nächsten Monaten wird Japan einen Vertrag mit Korea abschließen. Wir müssen Korea wirtschaftlich auf die Beine helfen. Das ist unsere Pflicht; denn nichts wird auf die kommunistische Welt einen größeren Eindruck machen als die Einigkeit zwischen Japan und Südkorea, vor allem einem Südkorea, das wohlhabender wäre als Nordkorea. Denn dort liegt die Industrie – darum müssen wir Südkorea reich machen.»

Yoshida erweiterte seine Theorie noch und erklärte, ein blühendes Westdeutschland und ein blühendes Japan seien der kommunistischen Welt das größte Ärgernis. Ganz naiv meinte er, wenn Japan und Deutschland weiterhin wirtschaftlich wüchsen, hätte die kommunistische Welt bald den Wunsch, so zu werden wie wir. Das dürfte allerdings noch etwas dauern, fügte er bei.

Er beschrieb Nehrus Besuch in Japan: er bekam von ihm einen jungen Elefanten geschenkt, der nach Nehrus Tochter Indira benannt wurde. Yoshida hatte Nehru einen japanischen Bären schenken und ihn auch nach seiner Tochter nennen wollen. «Aber», sagte er, «meine Tochter weigerte sich, ihren Namen einem Bären zu geben. So bekam Nehru keinen.» Als ich bemerkte, daß Nehru jetzt Besuch von einer anderen Sorte Bären im Land habe, lachte Yoshida. «Aber japanische Bären sind harmlose Kreaturen», sagte er.

Von Churchill sprach er mit Zuneigung. Während er kräftig an seiner Zigarre zog, sagte er: «Churchill hat mir das Zigarrenrauchen beigebracht.»

Yoshida ließ sich dann weitschweifig auf die Theorie ein, daß man sich seiner Kolonien entledigen müsse, um zu wirklichem Wohlstand zu kommen. «Japan hatte einmal Kolonien. Wir sind sie losgeworden, jetzt sind wir reich. In Belgien sah ich letztes Jahr großen Reichtum – weil sie den Kongo aufgegeben haben. Frankreich ist aus Algerien abgezogen und ist nun auch daran, wohlhabend zu werden. England hat das Commonwealth verloren und gedeiht nun. Meine Theorie über den Wohlstand ist, nicht zuviel für Waffen auszugeben und kein Geld an Kolonien zu verschwenden.»

Er wollte unbedingt, daß wir ihm beim Rauchen Gesellschaft leisteten. So sagte ich: «Sie, Mr. Yoshida, haben uns Ihre Theorie über Nationalökonomie gegeben. Ich bin nicht Premierminister, aber aus persönlicher Ökonomie habe ich entschieden, Zigarren aufzugeben, genau wie Sie entschieden haben, daß Japan seine Kolonien aufgeben soll.» Aus irgendeinem Grund schien ihn diese Bemerkung zu amüsieren.

Er sagte: «Japan ist ein kleines, auf sich selbst bezogenes Volk. Darum bin ich dankbar für Ihre Überzeugung, daß Japan noch eine wichtige Rolle in Südostasien zu spielen hat. Ich glaube es auch.»

Ich gehe etwas ausführlich auf dieses Interview ein, weil es mir wie ein Spiegel der wirklichen Ansichten der heutigen Politiker Japans erscheint. Eine der letzten Bemerkungen Yoshidas war: «Sie sollten Chruschtschow besuchen. Haben Sie ihn schon gesehen?» Ich antwortete nein, ich sei noch nicht nach Moskau eingeladen worden. «Es gibt aber auch so etwas wie ungeladene Gäste», sagte er. Ich antwortete, daß die Engländer oft genug dorthin gegangen seien, wohin sie nicht geladen waren, und daß ich persönlich darum lieber auf eine Einladung warten möchte. Er gestand: «Ich würde Chruschtschow eigentlich gerne besuchen.» Ich stimmte bei: «Ich glaube, er ist ein Mensch, der gewonnen werden könnte.» Yoshida nickte sehr ernst und meinte: «Ja, das glaube ich auch. Man kann die kommunistische Welt nicht drängen – aber sie muß gewonnen werden.»

Yoshida sagte auch noch: «England ist das einzige Land, auf dessen Wort Amerika jetzt noch hört; darum müssen Sie zu Amerika sprechen.» Wenn das wahr ist, so ist es eine interessante Möglichkeit.

Die amerikanische Botschaft hier behauptet, daß wir die amerikanische Demokratie dem Kommunismus gleichsetzen. Sie beziehen sich auf das, was wir sagen, daß nämlich sowohl Chruschtschow wie auch Kennedy der Änderung bedürfen – was ja stimmt. Gandhi schrieb dem amerikanischen Militärattaché daraufhin: «Wenn wir sagen, daß sich ein haariger Gorilla und ein Mann mit einem zwei Tage alten Bart rasieren müssen, heißt das nicht, daß wir den Mann auch für einen Gorilla halten.»

Im Frühling 1963 war Howard wieder in Tokio. Am 25. April sprach er im Ono-Auditorium der Universität Waseda, in dem auch Adenauer, Nehru, Sukarno und Juri Gagarin schon gesprochen hatten. Robert Kennedy war dort von den Studenten kräftig auf die Schippe genommen worden. Waseda ist eine der politisch einflußreichsten Universitäten Japans und steht aus Tradition ganz links. Howards Thema war: «Über den Kommunismus hinaus zur Revolution». Das Auditorium war überfüllt. Professor Nakatani, Ordinarius für moderne japanische Literatur, bezeichnete die Rede als eine der bemerkenswertesten in der Geschichte der Universität. Howard sagte:

«Heute nachmittag möchte ich zu denen sprechen, die – sofern sie sich dazu entscheiden – in zwanzig oder weniger Jahren Japan und das gesamte Asien in eine neue Richtung führen werden. Das setzt voraus, daß Revolution an erster Stelle kommt: vor Karriere, vor eigenen Plänen, vor Angst und vor Haß. Es heißt, daß Sie sich als Ziel für Ihr Volk und als Leitbild für die Geschichte etwas Größeres als den Kommunismus, den Militarismus oder den Intellektualismus aussuchen. Dann besteht Hoffnung auf eine neue Welt.

Seit Kriegsende hat der Westen Japan und Deutschland immer wieder gesagt, sie sollen sich klein und still und abseits der großen Politik halten. Wir haben Japan nicht nur eine militärische Niederlage aufgezwungen. Wir kamen als Besatzungsmächte nach Japan und haben bewußt Ihre Traditionen zerstört. Ich behaupte nicht, daß alle Traditionen gut waren; aber sicher waren auch nicht alle schlecht. Wir lehrten Sie den Patriotismus verspotten und die Liebe zu Kaiser und Vaterland als altmodisch abtun. Wir kamen mit unserem stahlharten Materialismus und stopften Ihnen den Mund voll damit. Wir sagten: «Sie haben in der Vergangenheit so viele Fehler gemacht, daß Sie in Zukunft keine führende Rolle mehr spielen dürfen.» Warum sollte aber Japan so wie Amerika oder so wie Rußland werden? Japan ist Japan. Es kann, muß und wird die Vergangenheit hinter sich lassen und mit uns allen das Vorrecht und die Bürde teilen, aus den Ruinen der alten eine neue und blühende Zivilisation aufzubauen.

Die sowjetische Zeitschrift *Kommunist* schrieb vor zwei Wochen in einer Analyse der MRA: «Die Moralische Aufrüstung ist die bedeutendste der Bewegungen, die unsere Zivilisation vor dem Kommunismus retten wollen.»

Doch reicht unser Ziel viel weiter. Ich wäre nicht in Japan, wenn es in der Moralischen Aufrüstung nur darum ginge. Wir wollen die westliche Gesellschaft vor dem moralischen Zerfall retten und den Kommunismus vor den Widersprüchen, die in seiner eigenen Dialektik liegen. Es geht uns um eine Revolution, die wirklich zum Ziel führt. Wir rufen Kommunisten und Nichtkommunisten auf, an der größten Revolution aller Zeiten mitzuarbeiten.»

Im Dezember 1963 kam Howard wieder nach Asien.

Delhi

P. D. H. an C. B.

4. Dezember 1963

Wir sind seit gestern zurück von einer wichtigen und abenteuerlichen Reise in das Himalajavorgebirge, wo wir den Dalai-Lama besucht haben. Man hatte uns gesagt, daß wir ihn nur eine halbe Stunde sprechen könnten und daß er uns das Zeichen zum Aufbruch geben werde. Er behielt uns aber fast andert-halb Stunden lang. Wir saßen mit ihm auf dem Boden, zu Füßen seines safran-gelben Thrones. Er schenkte uns Tee ein, lachte mit uns, meditierte und stellte Fragen. Er sagte, daß sich die Welt einen neuen Begriff von der Moral machen müsse. Solange das nicht geschehe, werde es weder Frieden noch Gerechtig-keit geben. Der erste Schritt liege in einer echten Übereinstimmung zwischen Ost und West – vorher könne und werde es keine echte Abrüstung geben.

Es ist mir klar, daß eine Gemeinschaft ohne das Salz absoluter moralischer Maßstäbe zum Niedergang jeder großen Bewegung des Geistes Gottes führt. Wenn man eigene Aktionspläne wichtiger nimmt als Menschen, ist man keines-wegs tugenhafter als solche, die eigene Profite wichtiger nehmen als Menschen.

Rajmohan Gandhi glaubt an die hohe Berufung seines Volkes. Er wird noch einen neuen Salzmarsch<sup>1</sup> für sein Volk durchführen. Es gibt heute kein Land, das die absoluten moralischen Maßstäbe nötiger hat als Indien. Fast alles wird in liederlicher, zweitklassiger Art und Weise getan. Armut und «Rückständig-keit» werden als Ausrede dafür gebraucht. Doch nicht alle Inder sind arm, und weit davon entfernt, «rückständig» zu sein, besitzen sie ebensoviel Scharfsinn und Fähigkeiten wie irgend ein anderes Volk. Weigert man sich aber, sich ihren schlampigen Redensarten, ihrer Unpünktlichkeit und ihrer saloppen Umgangs-art zu fügen, wird man ein überheblicher und anti-indischer Snob genannt. Es scheint mir, daß viele Leute genau das gleiche mit der MRA machen. Sie ver-geuden unser geistiges Erbe mit ihren kläglich kleinen Zielen und ihrer Diszi-plinlosigkeit und herrschen jeden an, der versucht, mit Gottes Tempo und Tiefe Schritt zu halten.

Während des Besuches in Indien nahm Howard auch an Gandhis Marsch vom Kap Comorin an der Südspitze Indiens bis nach Delhi teil. Danach schrieb er:

«Im vergangenen Jahr blieben in Indien dreiundsechzig Prozent der Steuern unbezahlt. Die Direktion der Eisenbahnen gab bekannt, daß der Verlust durch

<sup>1</sup> Gandhis Salzmarsch war die erste große Demonstration im Unabhängigkeitskampf Indiens.

Schwarzfahrten über sechs Millionen Dollar betrage. Zwischen Kasten und Rassen wuchern Haß und Streit.

Gandhi führte einen 7000 Kilometer langen Marsch quer durch Indien. Überall hielt er Volksversammlungen ab. Er rief Inder auf, sich in der Moralischen Aufrüstung ausbilden zu lassen.

Vor ein paar Tagen sprach er zu 75 000 Menschen am Strand von Chowpatty, dem traditionellen Versammlungsort seines Großvaters in Bombay, an den Ufern des Arabischen Meeres:

«Wir sind entschlossen, eine Mannschaft von fähigen und intelligenten jungen Männern und Frauen zu schaffen, die aufrichtig leben, sich weder von Geld bestechen noch von Macht beeinflussen lassen und die gemeinsam dieses Volk führen können. Das kann rascher geschehen, als manche meinen. Jedes schwache Glied in unserer indischen Kette muß gestärkt werden. Bestechung, Eifersucht und Spaltung schaffen eine offene Tür für die Aggression.»

Premierminister Nehru sagte mir im November in Delhi, daß Rajmohan Gandhi einen Kontakt mit der Jugend in Indien gefunden habe, den die indischen Politiker und Regierungsglieder in den letzten fünf Jahren verloren haben.»

Peter Howard wurde von einigen Sozialisten dazu gedrängt, sich vor allem mit Indiens Armut zu befassen. Er schrieb:

Delhi

P. D. H. an W.

6. Dezember 1963

Könnten wir doch nur den sentimentalischen Sozialisten helfen, sich ebenso sehr um den Haß zu sorgen wie um den Hunger. Sie sind über das materielle Elend aufgebracht, übersehen aber völlig die geistige Aushungerung der Menschen um sie herum. Ich glaube, in Gottes Augen ist ein totes Gewissen verhängnisvoller als ein halbleerer Magen. Selbstverständlich müssen wir den hungrigen Magen füllen. Aber diese Sentimentalisten verbringen ihr Leben damit, so viel Aufhebens um Dinge zu machen, die in der modernen Welt nicht das Wesentliche sind.

Sehr wenig Menschen haben auch nur eine Vorstellung von dem, was Führerschaft bedeutet. Ein Führer zu sein heißt für sie, anderen sagen, was sie zu tun haben – und selbst nichts zu tun. Das ist aber das Gegenteil von Führerschaft.

In Asien wurde Howard oft gefragt, wie es möglich sei, daß er als Christ etwas Gemeinsames mit Andersgläubigen finden könne.



Die Moralische Aufrüstung ist für alle. Sie ist nicht, war nicht und wird nie «eine weitere Religion» sein, noch wird sie je Segregation dulden.

Ein Christ glaubt daran, daß absolute Maßstäbe der Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe die Grundsätze Christi sind und daß Gottes Führung zu folgen der Weg ist, auf den Christus seine Nachfolger ruft. Ebenso wahr ist, daß die Moralische Aufrüstung alle Christen dazu anhält, nach diesen Grundsätzen zu leben. Die meisten Nichtchristen freuen sich, wenn den Christen geholfen wird, das zu leben, wovon sie reden.

Absolute moralische Maßstäbe sind das gemeinsame Kampffeld und gleichzeitig ein gemeinsam unternommener Schritt vorwärts für die ganze Menschheit. Meiner Erfahrung nach beginnen viele Agnostiker und Atheisten für die moralische Aufrüstung ihres Volkes zu leben, wenn sie sie im eigenen Leben ausprobiert haben.

Änderung braucht jeder – sie beginnt, sobald man diese Grundsätze radikal anwendet. An Menschen mit einer solchen Erfahrung ist etwas Echtes, das sie anderen weitergeben können.

Ein koreanischer Oberst fragte mich einmal, ob ich Christ sei. Ich antwortete ja, worauf er sagte: «Soll ich Ihnen sagen, wie die meisten Christen in Korea wirklich sind? Ich bin für mein Volk verantwortlich. Wir sind in einer verzweifelten Lage, moralisch und wirtschaftlich. Ich brauche Hilfe so dringend; aber diese Christen kümmern sich nicht im geringsten um die Probleme, die uns in der Regierung beschäftigen. Ihr einziges Interesse ist, Christen aus einer Kirche in die andere zu ziehen. Sie sind die selbstgerechteste, exklusivste, am meisten gespaltene und spaltende Gruppe von Menschen, die wir in Südkorea haben.»

Ich sagte, das täte mir leid, und erklärte ihm, was Christen in Korea, wenn sie als Revolutionäre lebten, meiner Meinung nach tun könnten. Darauf sagte er: «Natürlich, wenn sie so lebten, würde das Land ganz hinter ihnen stehen.»

Howard verausgabte sich nicht am meisten auf den Rednertribünen, sondern mit einzelnen Menschen. Die Tiefe seiner persönlichen Gespräche war in Asien, wo die Zurückhaltung groß ist, ungewöhnlich. Howard konnte sofort empfinden, wo die Nöte der Menschen lagen. Er konnte sich mit den Fröhlichen freuen und mit den Trauernden trauern. Vor allem aber konnte er ehrlich und offen mit denen sein, die sich danach sehnten, selbst offen sprechen zu können.

Wenn Howard asiatischen Boden betrat, kam er nicht als Engländer mit englischen Anschauungen. Er hatte die Gabe, sich sofort in den anderen hinein-

zuversetzen. Für manche schien es schwer verständlich, daß diese freimütige und feurige Persönlichkeit auch eine unsichtbare, aber stets gegenwärtige Seite besaß, die schweigsam und suchend war:

«Um Menschen in großer Zahl ändern zu können, muß die Änderung von einzelnen tiefgreifend und von Dauer sein. Das verlangt Zeit und Fürsorge, verlangt Gebet und Phantasie. Eine Abkürzung gibt es nicht.»

Die Jugend sprach auf ihn an; aber er fühlte sich nicht nur der Jugend verpflichtet. So schrieb er einmal:

P. D. H. an U. C.

São Paulo  
29. Januar 1965

Es ist gut, eine Konferenz für tausend junge Leute zu haben; aber wir dürfen uns selber nicht zu einer Jugendbewegung machen. Wir müssen uns ständig neben die verantwortlichen Männer in unseren Ländern stellen. Der Kampf um die Jugend ist ein Instrument, mit dem man das Denken, Leben und Planen unserer verantwortlichen Männer beeinflussen kann. Aber wir dürfen dem harten, materialistischen Kern in den älteren, zynisch denkenden Menschen nicht aus dem Weg gehen, indem wir uns einfach von der *joie de vivre* der jungen Generation treiben lassen.

Politiker hätten Howard gerne unterstützt; aber er wollte ihre Unterstützung nur, wenn sie selbst bereit waren, sich zu ändern. Er schrieb einem Politiker, der mit der MRA zusammenarbeiten wollte:

P. D. H. an C.

Buenos Aires  
12. Februar 1965

In vielen Ländern gibt es viele Organisationen für Parlamentarier. Aber oft versagen solche Organisationen, weil sie die Menschen, die von ihnen organisiert werden, nicht ändern. Sie lassen sie einfach weitermachen – und hoffen, so die Welt in Ordnung zu bringen. Sie bleiben aber gleichzeitig entschlossen, ihren ehrgeizigen Plänen, Vorurteilen und Begierden weiter nachzugehen. Wenn Menschen nicht anders werden, wird nichts wirklich anders.

Wir müssen dem Kampf Rotchinas um die Herzen und das Denken der Menschen zuvorkommen. Der Antikommunismus wird es nie schaffen. Wenn das genügte, wäre es den Vereinigten Staaten und ihren Alliierten mit ihrer Macht, ihrem Reichtum und ihrer unaufhörlichen Propaganda schon längst

gelingen, die Grenzen des roten Reiches in Asien, Afrika und Lateinamerika zurückzudrängen.

Wenn Ihre Organisation beabsichtigt, die Moralische Aufrüstung und die Änderung von Menschen als Ziel und Inhalt zu wählen, dann werden Sie der Geschichte und der Menschheit den höchsten Dienst erweisen.

Wenn aber irgendwelche Ihrer Freunde – wie es schon einmal geschah – nur den MRA-Methoden Lippendienst erweisen wollen, dabei Namen und Herausforderung der Moralischen Aufrüstung unterschlagen und in der alten selbstsüchtigen Weise weitermachen – dann werden Ihre besten Anstrengungen versagen. Dann wird auch Asien sich seiner Freiheit, Einigkeit und seines Wohlstandes beraubt sehen, die es nach Jahrhunderten ungerechter Ausbeutung so reichlich verdient hat.

Das war Peter Howards letzter Brief nach Asien.

# 18

«Freiheit ist etwas Gutes und erreicht Afrika jetzt wie eine Flut. Aber dort, wo gestern Schwarze noch Weiße gehaßt haben, fürchten sich jetzt Schwarze vor anderen Schwarzen. Vielleicht zieht morgen ein schwarzer oder roter Imperialismus dort ein, wo bisher ein weißer Imperialismus geherrscht hat.»

P. D. H. 3. Dezember 1963

**H**oward kam nur einmal nach Afrika. Aber auf dem ganzen Kontinent besaß er Freunde. In Caux und an anderen Konferenzorten hatte er an Ereignissen teilgenommen, die einigen Ländern Afrikas halfen, ihre Unabhängigkeit ohne Blutvergießen zu erringen.

Ein solche Ereignis war es, als ein französischer Journalist zwei nordafrikanische Exilpolitiker nach Caux brachte: Si Bekkai<sup>1</sup> aus Marokko und Mohammed Masmoudi<sup>2</sup> aus Tunesien. 1957 beschrieb Howard, was dort mit Masmoudi geschah:

«Mohammed Masmoudi lebte in der Verbannung. Die Franzosen hatten seinen Bruder verhaftet. Er selbst war schon einmal mit geschorenem Kopf zur Hinrichtung in die Todeszelle gebracht worden. Er war damals in Paris der Wortführer des Neo-Destour, jener von den Franzosen als gefährlich und revolutionär erachteten Partei, die für die Unabhängigkeit Tunesiens kämpfte. In Caux erlebte Masmoudi die Befreiung von seiner Verbitterung. Geänderte Franzosen brachten den Haß in seinem Herzen zum Schmelzen, ohne jedoch seinen eisernen Entschluß zu schwächen, seinem Volk die Freiheit zu verschaffen.

Während er noch in Caux war, erhielt er von seiner achtzigjährigen Mutter einen Brief, der mit den Worten schloß: «Möge Gott Dich segnen, mein Sohn, und die Franzosen verfluchen.»

Masmoudi schrieb zurück: «Gott segne mich, Mutter, ja, ich brauche es. Aber verfluche die Franzosen nicht. Ich habe Franzosen kennengelernt, mit

<sup>1</sup> Erster Premierminister des unabhängigen Marokko.

<sup>2</sup> Außenminister Tunesiens, vorher langjähriger Botschafter in Paris.

denen wir gemeinsam und ohne Mißtrauen auf eine gerechte Behandlung unserer Probleme und Anliegen hinarbeiten können.»

Masmoudi ist Mohammedaner. Seine Religion fordert von ihm, fünfmal am Tage zu beten, und er machte es sich zur normalen Disziplin, jeden Tag auf Gott und seine Führung zu horchen. Er schrieb die Weisungen auf. Er faßte einen Plan.

Frei von Bitterkeit und voller Hoffnung kehrte er nach Paris zurück.

Damals schwebte sein Land zwischen Krieg und Frieden. Die Franzosen hielten Bourguiba, den verehrten Führer und jetzigen Präsidenten des tunesischen Volkes, auf einer Mittelmeerinsel in Haft. Die Ernte wurde unter dem Schutz französischer Panzer eingebracht. Die Fellaghas stiegen von den Bergen, um französische Siedler anzugreifen und zu töten. Kampfflugzeuge patrouillierten über dem Bergland, von wo die Fellaghas ihre Ausfälle vorbereiteten.

Masmoudi hatte mit dem damals neu ernannten Ministerpräsidenten Mendès-France eine Unterredung. Er gab ihm ein Bild vom Wirken der Moralischen Aufrüstung. Kurz darauf flog Mendès-France nach Tunis und versprach dem tunesischen Volk die Autonomie. Darauf begannen langwierige Verhandlungen. Wann immer sie in eine Sackgasse gerieten, führte Masmoudi eine Lösung herbei. «Ich kämpfte die ganze Zeit nach den Grundsätzen der Moralischen Aufrüstung», sagte er später.

Heute ist Bourguiba Präsident von Tunesien. Masmoudi wurde Staatsminister in der Zentralregierung und dann Botschafter in Paris.

Masmoudi ist mit mir in die Vereinigten Staaten, nach Japan, den Philippinen, nach Thailand, Indien und Pakistan gereist. Im Juni 1955 sagte er in Washington: «Vergessen Sie eins nicht: Ohne Moralische Aufrüstung würden wir in Tunesien heute einen Krieg ohne Gnade gegen die Franzosen führen. MRA überbrückt die Kluft zwischen Frankreich und Tunesien, zwischen Afrika und Europa. Das erwachende Afrika ist entschlossen, seinen Beitrag zur Weltpolitik im Rahmen der Moralischen Aufrüstung zu leisten. Ohne MRA wäre Tunesien zu einem zweiten Indochina geworden.»

Howard trug seinen Teil zu diesen Ereignissen bei. Er hatte bis zu seinem Tod eine große Vision für Afrika und die Afrikaner.

Vor einer Gruppe von Nigerianern in London erklärte er am 27. September 1963:

«Wenn Afrika will, kann es auf konkrete Weise mithelfen, für die moderne Welt die notwendige Revolution zu finden.

Es ist mir ganz klar, daß unser altes Europa das nicht getan hat. Ebenso klar ist mir auch, daß das moderne Amerika es heute nicht tut. Im Blick auf den

klaffenden Riß zwischen Rußland und China, der für alle Welt sichtbar ist, zweifle ich, daß diese beiden unsere Welt einigen könnten. Wer aber wird sich an diese Aufgabe heranmachen?

Gott ist wohl farbenblind, aber nicht charakterblind. Der Mensch hingegen ist charakterblind und nicht farbenblind. Aber das könnte anders werden, wenn es zuerst in unseren eigenen Herzen geschieht. Ohne einen echten Glauben kann es nie zu einer wirklichen Einigkeit zwischen Menschen kommen. Es ist leicht zu sagen, aber hat es jemals in der Geschichte eine Zeit gegeben, in der die Menschen noch törichter und noch unnötiger zerstritten waren als heute?»

Howard erkannte besser als manche andere, welche Dienste viele Engländer dem afrikanischen Kontinent geleistet hatten:

«Keinem anderen Imperium ist es bisher gelungen, zunächst über alle seine Feinde zu triumphieren und nach dem Triumph einem Volk nach dem anderen die Unabhängigkeit zurückzugeben, einfach weil man wußte, daß man damit das Richtige tat. Den Völkern ihre Freiheit zu geben ist eines – ein anderes ist es, denselben Völkern Charakter und eine Ideologie zu vermitteln, so daß die gewonnene Freiheit erhalten bleibt.»

Darin, meinte Howard, habe England versagt:

«Es gibt auf den Rassenkonflikt eine Antwort: daß wir eine Gesellschaft aufbauen, die von Vorurteilen und Haß jeder Art frei ist. Theoretische Übereinstimmung mit den Bürgerrechten und der Rassengleichheit – in Realität aber verbunden mit echtem Haß gegen eine andere Klasse oder Rasse, ein anderes Volk oder einen anderen Menschen – wird nirgends hinführen. Jeder, der einen anderen haßt, ist Teil des Rassenproblems und des Klassenkampfes, die beide so schwer auf der Menschheit lasten. Denn wer haßt, kann den Haß nicht heilen. Und wer heute den Haß nicht heilen kann, hilft nur, ihn zu vermehren. Jene Idealisten, die alle jene verurteilen, die nicht mit ihnen übereinstimmen, gleichen Ärzten, die vor den Gefahren des Rauchens warnen und selbst ruhig weiterrauchen.»

Howard kam nach Afrika, als er die Ideologische Mission der MRA führte. Sein Musical *Die verschwindende Insel* wurde in Kenia mitten in der Zeit des Mau-Mau-Aufstandes zur Aufführung gebracht. Howard besuchte mit einigen Freunden das Athi River-Straflager, wo hinter Stacheldraht und Wachttürmen zwölfhundert Mau-Mau-Führer interniert waren. Sie gehörten zur Elite der

Mau-Mau-Bewegung; sie trugen gelbe Hosen, hatten geschorene Köpfe und saßen in der gleißenden Sonne in dichten Reihen am Boden. Peter Howard beschreibt dieses Ereignis:

«Als ich in ihre Nähe kam, bedeckten sie ihre Gesichter. Sie wollten keinen weißen Mann ansehen. Meine ersten Worte waren: ‹Ich wurde als Weißer geboren. Kann ich etwas dafür?› Da schauten sie mich an. Es begann sich in ihrem Denken zu klären, daß es ebenso unreif und unverständig sei, einen Menschen zu hassen, nur weil er als Weißer oder als Schwarzer zur Welt kam, wie ihn zu hassen, nur weil er intelligent oder dumm, häßlich oder schön, groß oder klein, Jude oder Araber sei. Nach diesen Worten kam einer der Anführer zu mir. ‹Wir wurden in christlichen Schulen erzogen›, sagte er. ‹Wir verloren unseren Glauben. Wir wurden zynisch. Wir beobachteten, wie die weißen Christen lebten, und beschlossen, mit Gewalt unsere Freiheit zu erlangen. Aber ich muß Ihnen jetzt etwas sagen: Wenn wir uns hätten träumen lassen, daß es weiße Menschen gibt, die so denken und reden wie Sie, dann hätte es in Kenia keine Mau-Mau gegeben.»

Die Scham und der Schmerz in diesen Worten griffen mir ans Herz; ich weinte. Einige dieser ehemaligen Mau-Mau-Führer sind meine Freunde geworden. Sie sahen, wie weiße Menschen sich änderten, und sie erfuhren, daß sich schwarze Menschen auch ändern können. Sie wurden selbst anders. Diese Männer wissen, daß die Gewalt, die man gern zum eigenen Diener machen will, rasch zum tyrannischen Meister wird, und daß Geschichte nicht dort gemacht wird, wo Haß regiert. Haß kennt keine Rassenschranken – Liebe auch nicht.

Die Gefangenen in diesem Lager bekamen pro Tag einen Schilling Entschädigung. In Hunderten von Pennies sammelten sie davon sechsundzwanzig Pfund als ihren Beitrag an die Unkosten unserer Reise.»

Howard verbrachte noch viele Stunden mit diesen Mau-Mau-Männern. Sie erzählten, wie sie ihre eigenen Frauen beauftragt hatten, mit den weißen Soldaten zu schlafen, um als Bezahlung Munition zu bekommen. Mit dieser Munition wurden dann die weißen Siedler umgebracht. Genau wie alle anderen Menschen stellte Howard auch diese Mau-Mau-Männer vor die Herausforderung der absoluten moralischen Maßstäbe. Später sagte einer von ihnen: «Hätten wir eine Antwort auf Begierde und Lust gehabt, wäre es nicht zu solchem Morden gekommen.»

Howards Vorstellung eines neuen Afrika war ein Kontinent, dessen Augen auf die Welt gerichtet sind anstatt nur auf seine internen Probleme.

P. D. H. an I. A.

12. Februar 1963

Das afrikanische Problem wird niemals in Afrika allein seine Lösung finden. Es ist ein weltweites Problem. Es ist ein umfassend geplanter Aufstand gegen die Herrschaft Gottes. Dieser Aufstand kann überall auflodern – in jedem Herzen und in jeder Regierung; und in den Augen gewisser Männer an der Macht bleibt Afrika ein Pfand.

Viele glaubten, daß man in Afrika am besten mit Humor und Herzlichkeit vorwärtskomme und so eine bessere Atmosphäre schaffen könne. Dieser Meinung war Howard nicht.

P. D. H. an G.

15. März 1963

Ich gebe mein Leben nicht dafür her, daß schwarze und weiße Afrikaner irgendwie, ohne sich gegenseitig die Gurgel abzuschneiden, einen Modus vivendi finden. Es ist mir einerlei, ob die Weißen schon zu lange da sind oder ob sich die Schwarzen schlecht benehmen und so weiter. Ich tue nur das eine – ich lebe, atme, kämpfe und wenn nötig sterbe dafür, daß Gott über die Angelegenheiten der Menschen, einschließlich die des afrikanischen Kontinents, bestimmen kann.

Können wir nicht in Afrika auch nur ein paar Männer finden, die Frank Buchmans Verpflichtung sich zu eigen machen? Er schien sich nie darum zu kümmern, wie ihn Weiße oder Schwarze behandelten. Wäre das sein Hauptanliegen gewesen, so hätte er mich zu Tode gelangweilt. Und jene Weißen langweilen mich ebenso, die sich nur darum sorgen, ob die Schwarzen sie nun in Ruhe lassen werden. Ebenso langweilen mich die Schwarzen, die nur an eines denken: wann die Weißen ihr Land verlassen werden. Beides scheint mir zwecklos und spaltend.

Gott ist nicht gekommen, um eine interrassische Knutscherei zu bringen, sondern etwas, das er als das Schwert bezeichnete, das durch Familien, Klassen, Rassen und Kontinente hindurchschneidet. O Gott, o Gott, o Gott – gib uns dieses Schwert!

Howard empfand, daß der ausgeprägte Nationalismus in Afrika einen Kontinent zu zerstören drohte, der eigentlich dazu bestimmt war, mit der Stimme der Vernunft zur ganzen Welt zu sprechen:

«Ich brauche nicht nur Gottes Gnade, seinen Mut und seinen Humor, sondern ich muß auch ein endgültiges, entscheidendes und letztes Ja zu Gottes Anspruch auf mein Leben sagen. Solch eine Erfahrung tut Afrika not. So viele



seiner Männer sind nur bereit, gewisse Schritte zu tun, wenn andere sich nach ihrem Wunsch benehmen und sie selbst gut behandelt werden. Oder sie bauen sich innerhalb ihres Landes einen Machtbereich auf, der zu ihrem Königreich wird. So kann man zu einem Volk eine falsche und ausbeuterische Beziehung schaffen, wie man sie sich zu einer Frau oder einem Mann oder zu Menschen einer bestimmten Rasse oder Klasse schaffen kann.»

Afrikanische Nationalisten konnten das schwer verstehen. Sie wollten wissen, ob Howard denn sein eigenes Leben nicht liebe. Er antwortete:

P. D. H. an I. A.

15. Mai 1962

Hoffentlich sagst Du es mir, wenn ich Dir je «entnationalisiert» vorkommen sollte. Denn ich bin ja englisch bis in die Fingerspitzen, einschließlich aller Torheiten, mit denen Engländer identifiziert werden. Meine Einstellung zu meinem Land gleicht Doës Worten, nachdem wir uns ehrlich ausgesprochen hatten: «Peter, ich liebe dich, wie du bist, aber ich will dafür kämpfen, daß du der wirst, der du sein sollst.»

Das ist meine Einstellung zu Deinem Land, zu Rußland, zu Amerika und zu jedem Land auf Erden. Und zwar deshalb, weil mir Gott einmal deutlich gesagt hat: «Du sollst jeden Menschen auf dieser Welt so lieben wie deine eigenen Kinder.» Das schien mir unmöglich; aber auf meinen Knien bat ich Gott um die Gnade, jedem Menschen auf Seine Art mein Herz und mein Denken zu geben. Es ist mir selbstverständlich nicht ganz gelungen; aber es hat mein Leben tief beeinflußt.

Vor wenigen Jahren noch bekam ich große Sehnsucht und Heimweh, wenn ich wochenlang, monatelang und manchmal ein oder zwei Jahre lang von meiner Familie und von England fort war. Natürlich konnte ich immer fünfzig gute Gründe angeben, warum ich heimfahren müsse. Aber was ich wirklich meinte, war, daß ich gerne zu Hause sein und dort bleiben wollte. Die Frage, die sich mir stellte, war: Wäre ich bereit, meine Familie nie wiederzusehen, wenn Gott es so wollte? Auf meinen Knien sagte ich: Ja. Das Ergebnis war eine erstaunliche Befreiung. Seitdem liebe ich mein Land weit mehr.

Es ist das erstmal seit sechzehn Jahren, daß ich einen Frühling zu Hause erlebe. Ich fühle mich aber frei, mit ganzem Herzen und aller Kraft zu kämpfen, ohne geheime Bindungen und ohne zeitliche Begrenzungen, wo immer ich in Zukunft sein werde.

Howard hat Südafrika nie besucht, obwohl er viele Freunde dort hatte – und auch Feinde. Denn er war nicht einer, der Kompromisse mit Menschen oder mit Regierungen schloß:

Ich bin weder so dumm noch so eingebildet, daß ich es wagen würde, einer Regierung vorzuschreiben, was getan oder nicht getan werden müsse. Eben-  
sowenig lasse ich mir von einer Regierung vorschreiben, welche Haltung ich  
meinen Mitmenschen gegenüber einnehmen sollte, was auch ihre Hautfarbe sein  
mag. Ich stehe dafür, daß die Freiheit des menschlichen Gewissens die heilige  
Verantwortung jedes Menschen ist. Keine Clique wird mich je zu einer Haltung  
zwingen, mit der ich nicht einverstanden bin. Hätte man meinen Freunden und  
mir die Gelegenheit dazu gegeben, wären wir die treuesten und verständigsten  
Kameraden in der Krise gewesen, die sich so erschreckend rasch vom Norden  
bis zum Süden des afrikanischen Kontinents ausbreitet.

Wir Weißen brauchen nicht Gerechtigkeit, sondern Erbarmen. Ja, die ge-  
samte Menschheit braucht Erbarmen. Was jetzt auf uns zukommt, ist nicht  
nur ein Zusammenbruch der Beziehungen zwischen Ost und West, Schwarz  
und Weiß, reich und arm, jung und alt – sondern der Zusammenbruch der  
Menschheit als Ganzes. Wir haben einfach die Herausforderung dieses Zeit-  
alters unterschätzt.

Ich bete dafür, daß die weißen Afrikaner sich noch rechtzeitig die Lehren der  
Geschichte zu eigen machen: daß nämlich guter Wille keine Antwort auf Haß  
und daß Paternalismus keine Antwort auf die Verbitterung ist, die aus sozialer  
Ungerechtigkeit erwächst.

Was mich betrifft, so ist mein Leben dafür gegeben – und ich betone, ge-  
geben –, die ganze Welt, Kommunisten und Nichtkommunisten, dem Kreuz  
zuzuwenden.

Es macht mich wirklich traurig, die Feigheit gewisser Männer in Afrika  
zu sehen, die einmal einen Schimmer von Gottes Plan für ihr Land erkannt  
hatten und dann diesem Plan den Rücken kehrten. Schon in den letzten Jahren  
hätte die Geschichte anders verlaufen können, wenn Männer auf diesem großen  
Kontinent die Wahrheit begriffen hätten: «Ohne Kreuz keine Krone.»

Howards Herausforderung war nie bequem, aber sie blieb auch nie einseitig:

London  
30. Juli 1963

Gestern hatten wir die jungen Mädchen der südafrikanischen Netzball-  
mannschaft im Haus. Es waren alles weiße Südafrikanerinnen. Sie vertreten  
hier ihr Land. Persönlich bin ich ein scharfer Gegner der Apartheid-Politik  
und bin überzeugt, daß sie falsch ist. Sie muß einmal aufhören – aber wie?

Diese Mädchen sind also in England. Sie benehmen sich tadellos und geben sich in allem die größte Mühe. Sie sind sehr auf der Hut, und ich entdeckte bald warum. Um unser Mißfallen auszudrücken, haben wir Engländer sie in unangenehmen Quartieren untergebracht. Sie sind zu viert in einem Zimmer und haben alle zusammen nur ein Badezimmer. Männer können hineinschauen, wenn sich die Mädchen waschen. Das alles nur, um ihnen zu zeigen, was wir von ihrem Land denken. Das wäre also eine Art – aber nicht meine –, dieses Problem zu lösen.

Die Mädchen sagen sich nun natürlich: «Wir wollen euer Land nie wiedersehen. Unseres ist uns lieber.»

Manche glauben, in Südafrika oder in anderen Ländern könne man die richtige Revolution nur mit Hilfe einer blutigen Revolution herbeiführen. Ich bin allerdings nicht der Ansicht, daß jeder, der eine schwarze Haut hat, vollkommen sei und jeder mit einer weißen Haut ein Schwein. Seltsamerweise glaube ich auch nicht, daß jeder Weiße mehr Wert und jeder Schwarze weniger Wert hat. Ich glaube, daß wir alle Kinder Gottes sind.

Ich möchte die Moralische Aufrüstung nicht als ein Endziel an sich sehen, aber als einen Weg, den alle gehen können und der jeden zu der Erkenntnis führt, daß wir alle auf demselben Kampffeld stehen.

Aus Afrika kamen die verschiedensten Männer und Frauen, um Howard auf seiner Farm in Suffolk zu besuchen. Jomo Kenyatta war dort, bevor er in Kenia verhaftet wurde, und als Howard starb, telegraphierten neun Regierungsmitglieder von Nairobi an Doë: «Die Philosophie und Praxis der Moralischen Aufrüstung haben zu unserer Stabilität und unserem Fortschritt entscheidend beigetragen.»

Aus seiner Kenntnis der Menschen Afrikas und seiner Freundschaft mit ihnen hatte Howard einen Blick dafür bekommen, was Afrika sein könnte:

«Mit erwartungsvollem und hungrigem Herzen wartet die Welt jetzt auf die Stimme des neuen Afrika. Diese Stimme muß so revolutionär klingen, daß China, Rußland, Amerika, Europa und schwarze, braune, gelbe und weiße Menschen wie aus einem Mund sagen: So sollte man auf Gottes Erde leben!»

# I9

Die letzten Monate seines Lebens verbrachte Peter Howard hauptsächlich in den Vereinigten Staaten. Mit den Jahren war seine Liebe zu diesem Land gewachsen. Howard hatte nichts von der Enge und Überheblichkeit, wegen der viele Amerikaner England mit Sympathie oder Gleichgültigkeit betrachten. Er war beinahe unbritisch, nicht was seine Sprache oder seine Liebe zu England betraf, sondern in seiner Hingabe und seinem Enthusiasmus, die beide wie frischer Wind waren. Seine Worte waren ein Spiegel seiner Hoffnung für Amerika:

«Es bleibt eine harte Tatsache, daß unser Schicksal, wie das der übrigen Menschheit, in Ihrer Hand ruht. Ohne den Einsatz von amerikanischem Blut und Geld gäbe es heute auf der Welt keine Freiheit mehr.

Wenn Amerika versagt, versagt die Welt. Aber Amerika wird nicht versagen. Ein moralisch gerüstetes Amerika wird die Freundschaft der Welt – der kommunistischen wie der nichtkommunistischen – gewinnen und wird sie in ein Zeitalter der Gerechtigkeit, der Vernunft, der Freiheit und des dauernden Friedens führen. Und das nicht etwa durch sein angehäuften Gold, noch durch seine Waffen, sondern durch den Wagemut seiner Jugend, durch den bahnbrechenden Geist seiner vielrassigen Gesellschaft und mit Hilfe der Führung des allmächtigen Gottes, auf den wir – wie es auf dem Dollar steht – unser Vertrauen setzen.»

Howard sprach auch ganz offen zu den Amerikanern, wie er es von echter Freundschaft erwartete. Weder schmeichelte er, noch verurteilte er. Er sagte, was er meinte; er trug aber nichts nach.

Howards Arbeitsprogramm war 1964 ausgefüllter denn je zuvor. Während eines zehnwöchigen Besuches in den USA hielt er in fünfundzwanzig Städten sechsendvierzig Reden, auf die jedesmal intensive Gespräche folgten.

P. D. H. an Doë

14. November 1964

Ein überwältigendes Arbeitsprogramm wartet hier auf mich; aber ich werde es gern erfüllen. In Amerika und in der Welt ist unsere Stunde gekommen, und wir müssen Glauben und Kraft erbitten, um sie zu nützen.

Im Mai 1964 schrieb Kardinal Cushing, Erzbischof von Boston, das Vorwort zu Howards Reden, die unter dem Titel *Design for Dedication* (Freiheit ist nicht umsonst) erschienen:

«Peter Howard ist mein Freund. Mit seiner Begabung und Ausbildung als Publizist verbindet er einen klaren Blick für die moralischen Zusammenhänge, den er sich im Umgang mit Menschen in vielen Ländern erworben hat.

Er hat einige der besten Reden gehalten, die ich in neuerer Zeit gelesen habe. Den Amerikanern, die heute mehr Weltverantwortung tragen als je zuvor in der Geschichte, weisen sie den Weg zu einer Führerschaft, die für Millionen Menschen Glauben und Freiheit sichern kann.

Seine Worte sind ein Aufruf an uns alle. Sie bringen eine außergewöhnliche Klarheit über Amerika und die Welt.»

P. D. H. an A. T.

New York  
5. März 1964

In Amerika drängt die Idee der MRA als eine Antwort mächtig vorwärts, aber es ist ein anderes Amerika, als ich es noch vor zwei oder drei Jahren kannte. Es ist ein zynisches, hartes, gespaltenes und sterbendes Amerika.

Howard setzte sein Denken und seine Kraft daran, daß dieser Zynismus nicht zur schleichenden Krankheit Amerikas werde. Am 4. Februar 1964 sagte er im Rathaus von Los Angeles in einer Ansprache:

«Während ich hier spreche, steht jemand neben mir. Es ist mein jüngerer und einziger Bruder John. Er kämpfte während des letzten Krieges auf den eisbedeckten Inseln des arktischen Meeres, auf den blutgetränkten Hügeln Italiens, in der Hitze Nordafrikas und endlich als Fallschirmspringer in Arnhem, wo er den Tod fand. Wie Millionen anderer gab er sein Leben, damit uns die Freiheit erhalten bleibt.

Amerika ist wie ein riesiger Weihnachtsmann, der schwerbeladen durch Asien, Afrika und Lateinamerika stampft, da und dort Kindern Geschenke austeilte und eine Großzügigkeit zeigt, die in der Geschichte der Menschheit einmalig ist. Die Kinder stürzen sich auf die Geschenke, schreien nach mehr, greifen dem Weihnachtsmann in die Tasche, wenn er vorbeigeht, und versuchen ihm das Bein zu stellen, ihn niederzureißen, zu beleidigen und sogar umzubringen. Es ist ein Rätsel und ein Paradox. In der kurzen Zeit, die mir zur Verfügung steht, möchte ich Ihnen sagen, warum es so weit gekommen ist.

Amerika braucht ein Ziel, das die Menschheit umfaßt. Es braucht eine Idee und eine Antwort im Herzen ebenso dringend wie den Sack voller Ge-

schenke, wie Bündel von Dollarnoten in der einen und eine weltbedrohende Bombe in der anderen Hand. Ich danke Gott auf meinen Knien Tag für Tag, daß Amerika so stark ist. Aber ohne einen revolutionären Plan, an dessen Ausführung alle einen Anteil haben; ohne einen Glauben, den alle begreifen können, und ohne eine Selbstdisziplin, die diesem Plan und Glauben entspricht, kann Amerika zu einem toten Ritter in glänzender Rüstung werden.»

Am 28. Februar 1964, zu einer Zeit, als der Vietnamkrieg noch nicht auf dem Höhepunkt stand, sprach Howard zum Commonwealth Club in San Francisco. Wenige Monate vorher war Präsident Diem ermordet worden:

«Präsident Johnson wird sich in nächster Zukunft zu schwerwiegenden und verzweifelten Entschlüssen durchringen müssen.

Sollte das gegenwärtige Regime in Saigon zusammenbrechen, wird Amerika zwischen einem Rückzug, einem Angriffskrieg oder Vergeltungsmaßnahmen gegen Nordvietnam zu entscheiden haben. Solche Maßnahmen könnten zur Bombardierung gewisser Ziele in Nordvietnam führen. Sollte China in diesen Krieg eingreifen, d. h. bereit sein, einen Krieg gegen Amerika zu riskieren, so wäre das, nach der Ansicht eines Politikers in Washington, «eine vom Himmel gesandte Gelegenheit, um bestimmte Ziele in China zu bombardieren». Diese Ziele sind ganz offensichtlich die chinesischen Atomwaffenfabriken.

Unter diesen Umständen kann sich Diems Tod noch als kostspieliger Berechnungsfehler entpuppen. Auf meiner kürzlichen Asienreise wurde mir in verschiedenen Ländern, Städten und Sprachen immer wieder die gleiche Frage gestellt: «Glauben Sie, daß Gewalt ein berechtigtes Mittel ist, um politische Ziele zu erreichen?» Gemeint war damit: «Darf man Gewalt anwenden, um den Kapitalismus zu zerstören – sollte man die Reichen töten?» Als ich sagte, das schein mir ein schlechter Plan, sagten diese Asiaten wie aus einem Munde: «Und Vietnam? Amerika hat uns bewiesen, daß es dort Gewalt ermutigen wird, wo sie seinen politischen Absichten in fremden Ländern dient.» Ich sage nicht, das sei richtig oder wahr. Aber ich sage, daß diese Auffassung heute wie ein Präriefeuer in Millionen von Herzen in Asien, Afrika und Lateinamerika brennt.

Ich nehme nicht für oder gegen Diems Politik in Südvietnam Stellung. Er hatte sein Maß an Torheit und Schwäche. Er hatte schwierige Verwandte – wie wir alle auch. Ich kann aus persönlicher Kenntnis sagen, daß die Berichte, die ihn als eine faschistische Bestie darstellten, bare Lüge waren.

Amerikaner und vietnamesische Bauern und Soldaten stellen heute mit ihrem Blut und Leiden in Reisfeldern und Sümpfen, im Dunkel des Dschungels, im stinkenden Schlamm und Abfall faulender Ströme die künftige Existenz der Freiheit Vietnams auf die Probe. Ohne über die Politik oder den Charakter

Diems und der Familie Nhu ein Urteil zu fällen, muß eines gesagt werden: Zum erstenmal in ihrer Geschichte haben die Vereinigten Staaten den Sturz einer rechtmäßig gewählten Regierung ermutigt, die im offenen Krieg gegen einen gemeinsamen kommunistischen Eroberer stand.

Die Rechnung für diese Tat steht noch aus. Sie wird eines Tages bezahlt werden müssen.»

Am 15. November 1963 schrieb Howard aus Neu-Delhi:

«Ich kannte Diem. Mich bedrückt das tragische Versäumnis der amerikanischen Diplomatie, zu diesem Mann eine richtige Beziehung herzustellen. Viel Schweres hätte dadurch verhindert werden können. Ich kann nur sagen, daß ich ihn in Gesprächen äußerst offen fand, wenn Vorschläge in Demut und nicht mit Hochmut gemacht wurden.»

In seinen Reden behandelte Howard freimütig Themen, die die Amerikaner als ihre Privatsache betrachteten; daher fand er keineswegs allgemeine Zustimmung. Bei den meisten Amerikanern aber fanden seine Überzeugungen echten Widerhall, obwohl sie unverblümt gesagt wurden – und rückblickend prophetisch wirken.

P. D. H. an M. H.

6. Februar 1964

Ein amerikanisches Motto heißt: Um jeden Preis Tadel vermeiden und sich Anerkennung sichern.

Ich staune darüber, wie sich die Amerikaner bei den Olympischen Spielen oder bei einer Mondlandung auf die Brust klopfen und rufen: «Donnerwetter, sind wir aber tüchtig!» Klappt aber dann etwas nicht, so heißt es: «Wir haben unser Bestes getan, und es ist immer noch besser, als was andere Leute von uns denken.» Damit muß Schluß gemacht werden. Wir müssen kämpfen lernen und dürfen die Wunden nicht scheuen.

P. D. H. an R. P.

13. Februar 1964

Ist es nicht so, daß viele Amerikaner nur das tun, was unfehlbar zu einem kolossalen, allgemein anerkannten Erfolg führt? Darum sind sie oft entweder unsicher und in ihren Erwartungen enttäuscht oder dann lächerlich arrogant und übermütig.

Diese Denkweise kommt von der Entschlossenheit, die übrige Welt zu amerikanisieren, und von der Meinung, daß jene anti-Gott seien, die sagen, Amerika müsse sich ändern. Das ist Unsinn. Damit will ich keineswegs sagen, daß wir die Amerikaner außer Fassung bringen, verärgern oder absichtlich reizen sollen. Aber wir müssen uns an die große Perversion heranmachen, die in dieser Selbstverteidigung Amerikas liegt.

Ich glaube mit aller Kraft daran, daß Amerika in Gottes Plan dazu bestimmt ist, die Welt zu ihm hinzulenken. Aber ich sehe, ehrlich gesagt, die Demoralisierung eines dekadenten Riesen in einigen Taten und Äußerungen dieser Nation – und muß es einmal aussprechen. Wir müssen der Versuchung widerstehen, die Rechtfertigung unseres Landes so weit zu treiben, daß die Wahrheit den Kompromißliebhabern zuliebe verwässert wird.

Am 16. Februar 1964 sprach Howard in Phoenix, Arizona:

«Ich glaube nicht, daß Amerika in seiner Rolle als gigantischer Wohltäter oder gigantischer Weltvereiner sehr wirksam ist. Die Welt kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß man von ihr erwartet, sie solle Amerika nicht nur lieben, sondern es ihm auch gleichtun. Vielleicht will man in Amerika keine solche vereinheitlichte Welt, aber die Welt versteht es so. Rasch und klug muß dieser Eindruck getilgt werden, wenn Sie in Asien, in Afrika, in Südamerika und Europa dem titanischen Griff, den der Kommunismus nach dem Herzen der Menschheit getan hat, mit einer größeren Revolution zuvorkommen wollen.

Amerika und mein eigenes Land müssen wählen, sich von Gott regieren zu lassen, sonst werden Millionen dazu verdammt, unter die Herrschaft von Tyrannen zu kommen. Die Wahl, von Gott regiert zu werden, heißt nicht, nur ein anständiger Mensch zu sein, der überzeugt ist, alle sollten so wie er selbst sein. Es heißt, eine Leidenschaft, eine Philosophie, einen Plan und eine Disziplin zu wählen, durch die in unseren Familien, in der Industrie, im Leben Amerikas und in der Welt wieder das Rechte geschieht.»

Schon anfangs Januar 1964 hatte Howard gesagt:

«Sie haben vielleicht das Buch *The Ugly American* gelesen. Nun liebe ich Amerika wie mein eigenes Land, und die Geschichte vom häßlichen Amerikaner gefällt mir nicht. Aber dieser häßliche Amerikaner hat vielleicht viele der modernen Probleme hervorgebracht, auf die nette Amerikaner keine Antwort sind. Die Welt hält Ausschau nach einem neuen, geänderten Amerikaner, der ein größeres Ziel, einen frischen Charakter und eine neue Philosophie hat und dazu eine Leidenschaft, die Kommunisten und Nichtkommunisten für eine höhere Lebensauffassung gewinnt. So wäre Amerika wie der Mann oder das



Volk, dessen Kraft sich verzehnfacht hat, weil er selbst und seine Familie ein reines Leben führen. Einem solchen Amerika würde die Welt folgen.»

Auf der Suche nach dem neuen Amerikaner gab sich Howard völlig aus, obwohl er sich bewußt war, daß er aus eigener Kraft die Aufgabe vor ihm nicht erfüllen könne.

Diese Offenheit über seine eigenen Grenzen und sein leidenschaftlicher Kampfgeist ermöglichten es ihm, junge Menschen zu gewinnen. Weder sein Charme noch sein Intellekt allein zog sie an. Er sprach sie nicht von oben herab an, noch schmeichelte er ihnen. Er brachte Probleme auf, um sie zu ermutigen, darauf eine Antwort zu finden, und rief sie auf, an einer Revolution teilzunehmen, die sich sichtbar in seinem Leben widerspiegelte. «Er packte das Leben rascher an als wir – er hatte einen stärkeren Impuls als wir – er erwartete von uns, daß wir die besten Amerikaner werden – er forderte uns heraus und war doch mitfühlend», so lauteten die Reaktionen junger Menschen auf ihn.

Typisch hierfür ist ein Mädchen namens Linda, das 1963 im Westminster-Theater sein Stück *Durch die Gartenmauer* gesehen hatte und Howard kennenlernen wollte. Darauf traf er sich mit ihr und ihrer Mutter zu einer Mahlzeit. Sie hatte rotes Haar, und so nannte Howard sie (Ginger<sup>1</sup>) als Herausforderung für das, was aus ihr werden könnte.

Aus Amerika schrieb er ihr am 2. März 1964:

Liebe Ginger,

als ich heute um zwei Uhr morgens nach einer zweistündigen Fernsehaufnahme erschöpft nach Hause kam, dachte ich plötzlich an Ginger.

Mir kam mit Überzeugung, daß Ginger dazu bestimmt ist, eine Johanna von Orleans für das moderne Amerika zu werden. Auch eine Johanna von Orleans für ihre eigene Generation – das heißt, daß sie jedem die richtige Dosis Mut zu geben versteht. Du hast den nötigen Schwung dazu.

Bitte danke Deiner Mutter für ihre großzügige Gastfreundschaft, und Dir danke ich dafür, daß Du diesem alten Gentleman so viel Freude und so viel Hoffnung für die jungen Männer und Frauen von morgen gegeben hast. Mit Menschen wie Dir, geführt von Gott, werden wir ein Land bekommen, wie es die Welt noch nicht gesehen hat.

Ich hoffe, Dich bald wiederzusehen.

Stets Dein aufrichtiger Freund  
Peter Howard

<sup>1</sup> Ginger: in der Umgangssprache Mut.

Lieber Mr. Howard,

6. März 1964

ich brauche wohl nicht zu sagen, wie überrascht ich über Ihren Brief war, und danke Ihnen auch für die freundlichen und hoffnungsvollen Worte.

Sie haben aber gewiß auch die Kehrseite von «Ginger» bemerkt: das Mädchen Linda, das weder mutig noch hoffnungsvoll ist, das sich ein besseres Amerika nicht vorstellen kann, sondern wurzellos, unsicher und voller Angst ist. Linda kennt diese Seite weit besser, und zwar nicht aus Zufall, sondern aus eigener Wahl. Diese Linda kann Glauben und Hoffnung lange nicht so deutlich sehen wie Verwirrung und Angst. Linda weiß aber auch, daß es eine «Ginger» gibt, nur hat sie sie noch nicht getroffen.

Aber Linda schätzt Mr. Peter Howard und denkt, er sei einer der eindrucksvollsten und echtsten Menschen, die sie je kennengelernt hat. Und sie dankt ihm sehr dafür, daß er sich Zeit genommen hat, ihr einen so hoffnungsvollen und warmherzigen Brief zu schreiben.

Ihre kleine verlorene  
Linda

Liebe Ginger,

10. März 1964

Dein alter und klappriger Freund Mr. Peter Howard kennt Linda so gut wie Ginger – und liebt sie beide.

Linda soll sich entscheiden, Ginger so bald als möglich kennenzulernen. Sie wird entzückt sein von ihr.

Ich bin auf dem Weg nach Europa. Doch hoffe ich, Dich in Mackinac zu sehen; dort ist eine Antwort auf Lindas Angst.

Stets zuversichtlich,

Peter Howard

Liebe Ginger,

Mackinac Island  
30. Juni 1964

wir haben mehr als tausend junge Leute hier – blonde, schwarze, braune, kupferfarbige – alle Gattungen. Aber vergeblich suchte ich nach Ginger unter ihnen.

Wirklich, ich war traurig, daß Du nicht kommen konntest. Du hättest Deine Freude an allem hier. Ich habe mich auch an unsere Gespräche erinnert und glaube, daß es Deine Bestimmung ist, Wurzel zu fassen und einen Weg zu gehen, der Dein wunderbar weites und abenteuerliches Herz voll befriedigen wird.

Es geschehen hier viele aufregende Dinge, *Hootenannies* in einem Riesenzelt, Arbeitsgruppen für Theater, Kunst, Photographie und so weiter. Es ist wirklich ein erstaunliches Erlebnis.

Mit den besten Grüßen, auch an Deine Familie,

in treuer Freundschaft  
Peter Howard

Lieber Mr. Howard,

17. November 1964

ich danke Ihnen für Ihren Brief vom 30. Juni. Da die Pünktlichkeit nicht zu meinen leuchtenden Tugenden gehört, ist meine Antwort schon lange fällig.

Ich habe eben gehört, daß Sie am 1. Dezember in Portland sein werden. Falls es Ihnen möglich ist, möchte ich Sie einladen, am Dienstagabend bei uns zu essen. Ich möchte so gerne, daß Sie meinen Vater und den Schwiegervater meines Bruders, der in Washington politisch tätig ist, kennenlernen. Er hörte Sie im Lewis and Clark College sprechen und war sehr beeindruckt. Natürlich würde auch ich gerne wieder mit Ihnen sprechen.

Es tut mir leid, daß Sie «Ginger» an jener Konferenz nicht finden konnten. Sie ist jetzt in einem rebellischen Zustand, aber wir sind «beide» froh, daß die Konferenz erfolgreich war. «Ginger» genießt das Leben heute mehr als damals, als Sie sie zum erstenmal trafen. Sie scheint ihr Ziel zu finden.

Ich danke Ihnen nochmals, daß Sie an mich dachten. Ich sende Ihnen meine Grüße schon im voraus, falls ich Sie bei Ihrer Ankunft in Portland verpasse.

WILLKOMMEN IN PORTLAND, PETER HOWARD!

Mit herzlichen Grüßen,  
Ginger

Liebe Linda,

22. November 1964

schade, daß Du nicht in Mackinac warst. Aber ich komme jetzt in Deine Gegend und hoffe, daß wir uns treffen.

Für mich bleibst Du ein Fackelträger in diesem Abenteuer, die Wahrheit für Amerika zu suchen.

Grüße Deine Eltern.

Dein alter, aber sehr aktiver  
und herzlich grüßender Freund  
Peter Howard

PS:

Soeben komme ich in Boston an und finde Gingers Brief vor. Ich hatte meinen Brief schon vor der Ankunft Deiner Zeilen diktiert. Immer wieder dachte ich heute an Dich.

Gerne würde ich Deine Familie kennenlernen und, wenn es mein Programm erlaubt, mit Euch essen. Mal sehen, wie es kommt. Dieser alte Gentleman sendet Dir nicht nur seine herzlichen Grüße, sondern auch seine feste Überzeugung, daß Du eine Quelle des Lichts und des Feuers für Deine Generation sein wirst.

Ginger kam 1964 nicht nach Mackinac, dafür waren aber zweitausendvierhundert andere junge Amerikaner dort. Viele davon hatten Howard an ihren Universitäten sprechen gehört. Sie kamen an eine Konferenz, die zum Thema «Das Amerika von morgen» hatte und unter der Leitung von J. Blanton Belk jr. stand.

Unter ihnen befand sich auch ein Mädchen namens Kathy aus Kalifornien:

«Noch niemand hat in den dreiundzwanzig Jahren meines Lebens einen stärkeren Einfluß auf mich ausgeübt als Peter Howard. Nur ihm ist es bisher gelungen, meine Phantasie zu fesseln, denn ich war es so gewohnt, «Nein» und «Tu das nicht!» oder «Warum bist du nicht wie andere Mädchen?» zu hören, daß ich schließlich für alles, was man mir sagte, abgestumpft war.

Peters geniale Gabe war es, mit mir und meiner Generation von der Kritik zur Aktion überzugehen. Mein Benehmen war schockierend, und ich war dauernd in Rebellion. Ich war immer darauf gefaßt, daß mir die älteren Leute vorhielten, wie fürchterlich ich sei und warum ich nicht etwas Rechtes aus meinem Leben mache. Aber Peter sagte mir: «Ich brauche deinen Rat.» Ich fiel fast um. Wofür, um Himmels willen, brauchte er meinen Rat? Er wollte von mir wissen, was in den Herzen und Köpfen der jungen Leute vorgehe. Er wollte ein Drama schreiben, das uns von Kopf bis Fuß packen würde. Das war es, was mich nach dem ersten Schock der Überraschung aus meiner Ecke herauslockte, mich zum Nachdenken, zum Reden und zum Fühlen für andere zwang. Und damit hat alles angefangen.

Dann merkte er, daß mein ganzes Interesse der Film- und Theaterwelt galt. Er ermutigte mich, Lieder zu schreiben, zu singen usw. Es genügte ihm aber nicht, daß ich schreibe und komponiere. Ich müsse, um wirkliche gute Arbeit zu leisten, mich mit Menschen befassen lernen, besonders mit meinen Mitarbeitern, zuallererst aber mit meiner eigenen Natur. Er gab mir den Schlüssel zu dieser Kunst – Ehrlichkeit über mich selbst. Er ergänzte dazu: «Sag niemals mehr, als du aus eigener Erfahrung weißt. Erfahrungen sind Tatsachen. Weit-ausgesponnene Ideen sind Theorien und können leicht umgeworfen werden.»

Er war ein Mann mit Feingefühl und Feuer, und seine Art zu leben war ansteckend. Was er mir und anderen gab, war von Dauer, weil er mir half, es zu meiner Erfahrung zu machen. Er führte mich bei der Hand, bis ich stark genug war, auf eigenen Füßen zu stehen. Eines Tages sagte er: «Du mußt deinen eigenen Glauben haben. Du mußt fähig sein, allein zu stehen, nur von deinem Glauben gehalten.»

Er hatte recht; denn als ich schließlich mir selbst überlassen war, merkte ich, daß ich ein Tonband war, das wiederholte, was andere sagten. Erst als ich eigene Erfahrungen gemacht hatte, begann ich, das zu fühlen und zu leben, was ich bisher gehört hatte.

Peter verstand es, mit Kindern umzugehen. Sie kamen zu ihm wie die Bienen zum Honig, weil er vor ihnen nichts zu verbergen hatte. Niemals drängte er sie. Er hatte einen phantastischen Humor. Er besaß die Gabe, selbst frei wie ein Kind und offen wie der weite Himmel zu sein. Er empfand alles, was um ihn vor sich ging und war ehrlich. Kinder vertrauten ihm – Erwachsene blieben ihm manchmal fern, weil sie wußten, daß sie ihn nicht täuschen konnten. Wenn man aber bereit war, sich zu ändern, war man gerne mit ihm zusammen und achtete ihn, weil er nie Menschen verurteilte oder lächerlich machte. Er war immer auf der Suche nach dem Neuen und Unerwarteten.

Peter Howard war auch nur ein Mensch, aber er machte das Beste daraus. Selbst ein so oberflächliches Wesen wie ich begann, ihn zu lieben, Tiefe zu gewinnen und anderen das weiterzugeben, was er mir gegeben hatte.»

Howard sagte den Verantwortlichen des Konferenzentrums der MRA auf Mackinac Island voraus, daß eine Flut junger Menschen kommen werde; aber sie wollten es nicht glauben. So waren manche entsetzt, als wirklich massenhaft junge Menschen mit ihren Jazzbands, ihren Gitarren und in wilder Kleidung auf der Insel eintrafen.

Viele dieser jungen Menschen kamen aus schwierigen Verhältnissen.

«Wir entdeckten, daß neunzig Prozent der Delegation aus Kalifornien zerbrochenen Ehen entstammten», schrieb ein älterer Teilnehmer. «Einige Mädchen hatten keine Ahnung, wie man einen Tisch deckt. Sie waren gewohnt, ihre Mahlzeit aus dem Kühlschrank zu holen und vor dem Fernsehen zu essen. Ein Mädchen erzählte, daß sich ihre Familie seit sieben Jahren nicht mehr gemeinsam an einen Tisch gesetzt habe. Die Eltern eines Jungen hatten schon sieben Scheidungen hinter sich.»

Der Kampf ging weder darum, die Jugendlichen etwas zu bessern, noch darum, eine neue Jugendbewegung ins Leben zu rufen; sondern es ging um ein neues Amerika und eine neue Welt. Die Ziele der Konferenz, wie sie in der Einladung aufgezählt waren, lauteten:

Familien zu schaffen, in denen alle lernen, miteinander zu leben.

Industrien aufzubauen, worin Arbeitgeber und Arbeitnehmer lernen, zusammenzuarbeiten.

Schulen und Colleges zu fordern, die Glauben und Charakter ebenso wie Verstand und Fähigkeiten entwickeln.

Filme, Schauspiele und Bücher zu schaffen, die Amerika und der Menschheit einen neuen Lebenssinn geben.

Zügellose Eltern, zynische Lehrer und Vertreter verwässerter Religion und schmutziger Politik zur Änderung aufzufordern.

Absolute Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe zu den Maßstäben Amerikas zu machen.

Junge Amerikaner zu sammeln, die disziplinierter, revolutionärer sind und mit größerer Hingabe an den Bau einer neuen Welt herangehen als Kommunisten, Faschisten und alle Materialisten.

Howard war sich bewußt, daß viel Umwandlung und viel Denken nötig sein werden, um dieses Ziel zu erreichen. Am Morgen nach einem *Hootenanny* im großen Zelt sprach er zur Konferenz:

«Gestern abend freuten wir uns alle an der Begabung, dem Humor und dem Zauber der Jugend. Es war ein unvergeßlicher Abend. Aber mit aller mir zur Verfügung stehenden Kraft sage ich euch, daß es mehr brauchen wird als Musik und Humor, um uns durch die Krise zu bringen, der Amerika heute gegenübersteht. Ihr müßt eine korrupte Gesellschaft vor der Selbstzerstörung retten und einer Kultur Gesundung bringen, die auf dem Wege ist, moralisch und geistig ins Irrenhaus zu führen. Es ist der letzte Augenblick.

Jemand hier nannte mich einen ‹Janitor›. Ich bin stolz auf solch einen Titel. Es ist gewissermaßen eine Beförderung. Wer ist ein ‹Janitor›? Schlagt es in euren Wörterbüchern nach. Es ist ein altes lateinisches Wort und bedeutet einen Mann, der das Tor bewacht und die Türe öffnet. Heute steht die amerikanische Jugend vor der Wahl – welches Tor soll es sein? Weit ist das Tor und breit der Weg, der zum Verderben führt. Aber eng ist die Pforte und schmal der Pfad, der alle Menschen überall zu Leben und Freiheit führt. Wenn ich als Pförtner nun einigen wenigen helfen kann, die rechte Pforte zu wählen, so bin ich zufrieden. Wenn ihr gemeinsam hier beschließt, Amerika zu helfen, sich vom weiten Tor und dem breiten, abschüssigen Weg abzuwenden, den es jetzt Gefahr läuft einzuschlagen, dann wird euer Name in die Geschichte eingehen.

Welches Image von Amerika werden wir der Welt zeigen?

Ist es das Hollywood-Image: Sex und Gewalt?

Ist es das Pentagon-Image: Sicherheit allein durch Stahl und Bomben?

Ist es das Madison-Avenue-Image: einen gewichsten Amerikaner erkennt man von weitem, aber er erkennt nicht viel?

Das CIA-Image: geheimes und manchmal falsches Drahtziehen in fremden Ländern?

Das Wall-Street-Image: Vertrauen auf den mächtigen Dollar?

Das Mississippi-Image: Gewalt, Intoleranz und Haß?

Das sind die Images, die Amerika heute der Welt präsentiert.

Oder wird es das Image Abraham Lincolns sein? Einer Gestalt, die Gerechtigkeit, Liebe und Ehre im eigenen und nationalen Leben verwirklichte und die Nöte der Welt ständig gegenwärtig hielt.

Amerika braucht eine Leidenschaft, das Rechte zu tun, auf dem festen Boden absoluter Reinheit gegründet. Sonst läuft Amerika Gefahr, den Leidenschaften jener zum Opfer zu fallen, die das Unrechte tun, weil ihr Leben in der Unreinheit wurzelt. Machen wir uns nichts vor. Keiner, der vom Sex beherrscht wird, vermag dem zu helfen, der vom Haß getrieben wird.

Eine Jugend soll aufstehen, die fähig ist, die Geschichte neu zu gestalten. Wir müssen aber zugeben, daß weder Alte noch Junge, weder Schwarze noch Weiße, weder Kommunisten, Faschisten noch verrückte Idealisten die Schuld tragen – wir alle sind für den Zustand unserer Gesellschaft verantwortlich. Deshalb muß jeder von uns dazu beitragen, daß die Dinge wieder in Ordnung kommen.»

Während dieser Sommerkonferenzen arbeitete Peter Howard angestrengt. Aber er vergaß seine Freunde in der Ferne nicht. Im August 1964 starb der Vater seines Schulfreundes Tony Carter. Howard sandte ihm sofort ein Telegramm, dem ein Brief vom 18. August folgte:

«Bemühe Dich nicht zu antworten, lieber alter Freund. Du sollst nur wissen, daß ich oft an Dich und Deine Familie denke und für Euch alle bete. Bete auch Du für mich, wenn Du kannst. Ich sehe mich für eine weltweite Aufgabe von unendlicher Größe verantwortlich und fühle mich dafür höchst ungeeignet.

Es ist sonderbar, wie sich mein Herz zuweilen danach sehnt, etwas Alltägliches und Einfaches zu tun, wie etwa einem Cricketmatch zuzuschauen. Während der ganzen Cricketsaison habe ich keinen einzigen Ball fliegen sehen.»

Tony Carter antwortete ihm:

«Nachdem ich *Design for Dedication* gelesen habe, habe ich nun eine Vorstellung, wie wenig freie Zeit Dir bei Deiner Arbeit in Amerika bleibt, und es tat meinem Herzen wohl, daß Du mir zum Tod meines Vaters ein Telegramm geschickt hast.»

Howards unermüdlige Hingabe an seine Arbeit ließ manche Menschen fragen, ob er sich überhaupt noch an irgend etwas anderem freuen könne. Alle,

die ihn gut kannten, wußten aber, wieviel von seinen eigenen Verlangen und Wünschen er geopfert hatte.

Mackinac Island

12. Juli 1964

P. D. H. an G. T.

Sie fragen mich, ob ich wirklich Freude habe, an einer Konferenz wie dieser teilzunehmen. Menschlich gesehen, ist es das letzte, was mich freut. Denn mein Herz sehnt sich nach Ruhe, nach einem Leben auf dem Lande, wo ich über die Felder wandern, die frische Luft genießen und das schreiben könnte, was mir schon lange auf dem Herzen brennt. Und doch kann ich sagen: Wenn ich mich verpflichte, das zu tun, was ich als Gottes Willen für mein Leben und für diese Zeit hier halte, dann ist mein Herz zufrieden. Freilich bin ich zuweilen müde. Natürlich ist die ständige Inanspruchnahme durch Menschen, denen ich mein Bestes geben möchte, mit dem schmerzlichen Gefühl des Versagens verbunden, weil ich ihnen doch nicht mein Bestes gegeben habe.

Die chrliche Antwort auf Ihre Frage ist, daß ich im Gehorsam Gottes Weg gehe, wie er ihn mir zeigt, und dabei Befriedigung und tiefe Freude empfinde, die nicht beschrieben werden kann, die es aber gibt.

Jede Woche befaßte sich Howard mit dem Bericht, der von seiner Farm in Suffolk einging. Mit großer Sorgfalt überwachte er alle Pläne und Entschlüsse. Selbst aus mehreren tausend Meilen Entfernung wußte er die richtigen Anweisungen zu geben und wesentliche Fragen zu stellen.

An den Verwalter der Farm schrieb er:

Mackinac Island

18. August 1964

Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie mich Ihre Mitteilung wegen der Schweine beunruhigt hat. Wenn der Gewinn pro Schwein in den letzten vier Monaten von £ 5 auf £ 2 gesunken ist, so ist das seit vielen Jahren die ernsteste Nachricht aus Hill Farm. Verwenden wir jetzt ein anderes Futter? Oder liegt es nur am neuen Stall? Was halten Sie für die Ursache dieser sehr ernsten Lage, die ja die Zukunft unseres Hofes gefährdet, wenn es uns nicht gelingt, das Übel an der Wurzel anzupacken?

Das Übel wurde angepackt und geheilt – das war Howards Vorstellung von Verantwortung. Er konnte Menschen nicht begreifen, die sich neue Tätigkeitsfelder suchten und immer ihre alten vergaßen:



«Es ist der Anfang aller Verantwortung, jeden Tag für sich selbst und für einen anderen Menschen verantwortlich zu sein. Das bedeutet, bewußt jeden Tag einem Menschen zu einem weiteren Schritt der Änderung zu helfen. Selbstredend sollte und kann dies für mehr als nur einen Menschen gelten. Aber das Wort «Verantwortung» scheint im Denken vieler Menschen seinen Sinn verloren zu haben.»

Am Ende des Sommers 1964 sprach Howard zu der Delegation junger Amerikaner kurz vor ihrer Abreise.

Mackinac Island  
August 1964

«Es gab einmal einen Mann, der hieß Paul Revere<sup>1</sup>. Er ritt, und andere ritten mit ihm. Aber die große Mehrheit ritt nicht. Einige wollten weder ihre Frauen noch ihre Betten, ihre Bequemlichkeit oder ihre Ernte verlassen. Einige kehrten um. Aber die, welche diese Nation geschaffen haben und deren Namen in die Geschichte eingegangen sind, die sind mitgeritten.

Seid nicht enttäuscht, wenn nicht alle mit euch reiten. Sie werden es nicht tun. Seid auch nicht enttäuscht, wenn einige Bauchweh bekommen, wenn die Kugeln pfeifen. Das kann man nicht verhindern. Aber alle, die reiten und weiterreiten, werden der Geschichte dieses Landes ein neues Gepräge geben und der Freiheit einen Markstein setzen.»

Die Wirkung dieser jungen Männer und Frauen auf Amerika versprach groß zu werden. Howard war sich aber bewußt, daß es mehr als die Arbeit eines Sommers brauche, um das Ziel zu erreichen:

«Wir müssen dazu sehen, daß diese jungen Menschen auch das neue Leben wirklich leben, und nicht nur «natürlich» bleiben, wenn sie Amerika eine neue Führerschaft geben sollen. Es ist so viel über das «Natürlichsein» gesagt worden. So bat ich diese jungen Leute, einmal niederzuschreiben, worin der Unterschied bestehe zwischen natürlich leben und von Gott geführt sein – denn einen Stoßtrupp, der verwundbar ist, können wir uns nicht leisten.

Das echte Bindeglied zwischen bloßen Gefühlen und Erfahrungen sind konkrete, kostspielige tägliche Entscheidungen.»

Der Widerhall in der amerikanischen Jugend war überwältigend. Howard erhielt viele Briefe, die von dem großen Fortschritt sprachen, der durch sie gemacht worden sei. Howard antwortete darauf:

<sup>1</sup> Sein nächtlicher Ritt durch den Staat Massachusetts warnte vor den angreifenden englischen Truppen.

«Man spricht von einem gewaltigen Fortschritt und Wandel – ich bete darum, daß sich dieses Jahr ein gewaltiger Wandel in mir vollziehe.

Mir scheint, wir sind in einer Periode der Verflachung. Einige beginnen wieder mit alten, unreinen Angewohnheiten, sie rationalisieren ihr Tun, von dem sie wohl wissen, daß es falsch ist, und spielen mit den absoluten moralischen Maßstäben herum. Wir alle, jung und alt, brauchen Weisheit, Stärke, Mut, Disziplin und Glauben, die weit über die eigene Kraft hinausgehen. Wir brauchen den Heiligen Geist.»

In seinen Reden setzte sich Howard mit den Problemen Amerikas auseinander. Das Rassenproblem gehörte dazu. In der Wheat Street-Baptistenkirche in Atlanta, Georgia, sprach er zur schwarzen Bevölkerung dieser Stadt. Sein Thema hieß: «Welche Hautfarbe hat Gott?»:

«Die verschiedenen Rassen sind Amerikas Stärke und Ruhm.

Gott hat Menschen mit verschiedener Hautfarbe geschaffen. Die Welt des weißen Mannes, in der er wegen seiner Hautfarbe Gott näher sein soll als sein Nachbar, ist eine Beleidigung des Allmächtigen und des Weltgewissens. Das gleiche gilt für die Welt des schwarzen Mannes. Ebenso für die Welt einer gelben oder einer roten Diktatur. Wir brauchen aber eine Welt, in der alle Menschen mit der Würde echter Brüder zusammen leben können. Solch eine Brüderlichkeit sollte für alle selbstverständlich sein, die Gott als Vater anerkennen.

Die lang erwartete Zeitenwende hat nun begonnen: die Flut der Geschichte ergreift nun die nichtweißen Rassen. Sie wird die Bürde von Jahrhunderten heben und die Blutspuren im Sand der Zeit wegwaschen. Aber sorgen Sie dafür, daß diese Flut das gleiche für die ganze Menschheit tut. Man kann weder von jedem Neger noch von jedem weißen Mann erwarten, daß er ein Geistesheld, ein Tugendbold oder ein Gnadenwunder sei. Ich bete aber dafür, hoffe und erwarte, daß die Schwarzen Amerikas das Verständnis, die Weisheit und die menschliche Größe haben werden, die Fehler zu vermeiden, die Männer wie ich vor ihnen gemacht haben.

Jetzt kommt die Gelegenheit des schwarzen Mannes. Was wird er damit anfangen? Ich sage nicht: «Seid geduldig!» Ich sage: «Seid leidenschaftlich für eine Antwort, die groß genug ist, alle einzuschließen – mächtig genug, alle zu ändern – und grundlegend genug, den Hunger nach Brot und Arbeit zu stillen und die Hoffnung auf eine neue Welt in den Millionen von Menschenherzen zu erfüllen.»

In Albuquerque, Neu-Mexiko, sprach Howard zu einer Konferenz der Indianer Amerikas:

«Sie werden von mir kein Versprechen für materiellen Wohlstand bekommen. Sie bekommen aber das Angebot eines gleichberechtigten Anteils an der Gestaltung der Geschichte. Der Indianer kann die prophetische Stimme eines prophetischen Volkes werden.

Wir dürfen es nicht zulassen, daß weiße Männer in staatlich bevorrechteter Stellung den Indianern vorschreiben, welche Überzeugung sie haben oder nicht haben dürfen. Ich erwarte von den Indianern, daß sie jetzt ihre Stimme mit Autorität erheben; denn sie haben ein Jahrhundert lang einige der größten Männer Amerikas hervorgebracht und haben zu lange geschwiegen.

Es braucht weder großen Reichtum noch hohe Bildung, noch weiße Hautfarbe, um die Probleme des modernen Menschen zu lösen. Was es aber wirklich braucht, sind ein reines Herz und saubere Hände. Es braucht Lippen, über die keine Lügen kommen, einen Mund, der nicht an der Flasche hängt, und Hände, die nicht zugreifen und stehlen. Reine Herzen werden darum gebraucht, weil für viele heute nicht die Hautfarbe das Problem ist, sondern Keuschheit. Verlangt wird eine mit Leidenschaft eingegangene Verpflichtung: «Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel», so daß wir leben, reden, atmen, arbeiten, schwitzen und kämpfen, damit in allen menschlichen Angelegenheiten Gottes Wille geschehe.»

Howard sprach auch zu amerikanischen Arbeitern und Gewerkschaftsführern:

«Ich freue mich am Wohlergehen der amerikanischen Gewerkschaften. Ich danke Gott für die Arbeitsbedingungen, die Sie erreicht haben, und weiß, welchen Kampf es Sie gekostet hat. Aber ich bitte Sie, vergessen Sie um Gottes willen diejenigen nicht, die keine Gewerkschaften haben. Und vergessen Sie diejenigen nicht, die in Unterdrückung leben müssen. Vergessen Sie nicht, daß während wir hier sitzen, Millionen hungrig ins Bett gehen und morgen hoffnungslos einem neuen Tag ins Auge sehen müssen. Wenn wir in der freien Welt diese Menschen auch nur einen Augenblick lang vergessen, dann ist die Welt, die wir uns bauen, dem Untergang geweiht.»

In diesem Jahr wurde Howard eingeladen, an vielen amerikanischen Universitäten zu sprechen. In einem Brief an Doë schrieb er:

«Der Gedanke hinter all meinen Reden ist der, daß wir das Ziel der Demokratie erweitern müssen. Wenn alles beim alten bleibt, nur damit man sich eigenen Reichtum und Bequemlichkeit erhalten kann, hat die Demokratie keine Siegesaussichten in einer Welt, in der mächtige, sozialpolitische Kräfte

zur Revolution entschlossen sind. Wir müssen eine größere Revolution beginnen. Die Geschichte der Freiheit ist wie ein Kreis: die Menschen kämpfen sich mit Opfern zur Freiheit empor; im Genuß dieser Freiheit werden sie selbstsüchtig und fallen dadurch wieder in die Sklaverei zurück.»

Im November 1964 kehrte Peter Howard zu seinem letzten Besuch nach Amerika zurück.

P. D. H. an Doë

Im Flugzeug

Das Flugzeug ist bequem, hat aber kein Briefpapier, so daß ich mich hiermit begnügen muß. Es ist immer schmerzlich, Dich verlassen zu müssen. Vielleicht können wir nächstes Mal länger zusammenbleiben. Es waren wirklich goldene Monate, für die ich dankbar bin. Du bist eine wunderbare Mutter für unsere Kinder, und auch dafür schulde ich Dir viel Dank.

Mein eigenes Leben muß anders werden. Mir ist klar, daß ich vor den Entscheidungen, die Buchman so oft zu treffen hatte und denen viele jetzt aus dem Wege gehen, nicht zurückschrecken darf. Ich weiß um die Größe dieser Arbeit und bin oft bestürzt darüber, wie leicht das menschliche Herz von der Kleinlichkeit alles Negativen belastet wird.

Wir haben Glück. Ich vermute, daß im Leben sich kaum zwei Menschen wirklich ganz kennen. Es gibt unweigerlich verborgene Reaktionen, Gefühle und Haltungen, die sogar einem selbst unbewußt bleiben, geschweige denn dem Partner, und die nur Gott zu erfassen vermag. Wenn man älter wird, wird man vielleicht von Furcht und Mißverständnissen befallen, oder man findet eine Technik, sich dem Leben und den Umständen anzupassen, um die Öde und Langeweile zuzudecken. Uns ist all das erspart geblieben.

Ich zweifle nicht an Deiner Liebe, die mich immer wieder erstaunt. Auch meine Liebe zu Dir hat sich vertieft. Sie ist im Laufe der Jahre so gewachsen, eigenartigerweise gerade durch die Schwierigkeiten und den Kampf der letzten zwanzig Jahre. Niemand konnte für das abenteuerliche Unternehmen der MRA weniger vorbereitet sein als ich. Alle meine Instinkte und Wünsche sind dem entgegengesetzt, aber Dein Gefühl, daß es das richtige sei, war meiner eigenen Überzeugung eine echte Stütze. Du hast meinem Glauben so sehr geholfen, und soweit ich in Gottes Gnade gewachsen bin, verdanke ich es Deiner Treue und Deinem Glauben an mich.

Jetzt blicke ich mit gespannter Erwartung in die Zukunft. Wir haben Glück mit unseren Kindern und werden noch erstaunliche Zeiten der Erfüllung erleben.

An Bord der American Airlines

13. November 1964

P. D. H. an Doë

Gestern abend sprach ich in Dartmouth. Es gab starke Opposition von seiten der Professoren. Sie hatten einige Lügen verbreitet, wie zum Beispiel, daß Buchman niemals für die MRA gewesen sei, sondern daß hier eine Entwicklung vorliege, die bösartige Männer um ihn herum hervorgerufen hätten. Unsere Gastgeber – die Studenten – waren nervös. Während des Abendessens erklärten sie mir, was ich alles nicht tun solle. Die große Halle war aber trotz allem übervoll mit ungefähr elfhundert Studenten. Alles ging mit großem Schwung, obwohl ich todmüde war. Nachher holten sie mich in das Haus einer Verbindung zu persönlichen Aussprachen. Vor der Eingangstür traten mir drei Männer entgegen: «Sie können nicht hereinkommen – es ist kein Platz mehr.» Nach einigem Hin und Her ließen sie mich doch hinein. Über hundertfünfzig Studenten saßen eingepfercht zusammen und stellten Fragen über Fragen und noch mehr Fragen, bis wir schließlich gegen Mitternacht nach Hause mußten.

Um sechs Uhr früh kamen sie wieder, klopfen an meine Tür – wieder Fragen, Fragen, Fragen während des ganzen Frühstücks. Dann ein Rundfunkinterview von fünfunddreißig Minuten, und schon mußte ich wegstürzen, um dieses Flugzeug noch zu erreichen.

Meiner Meinung nach ist es falsch, die Alternative: Tod des Westens oder Tod des Kommunismus zu stellen. Wir müssen für die Wiedergeburt der Menschheit planen. Wie sollen wir als Volk anderen Völkern helfen, die mit ihrem eigenen Zustand zufrieden sind, wenn wir selbst tatenlos und selbstgefällig bleiben?

Nashville, Tennessee

P. D. H. an Doë

19. November 1964

Gestern abend sprach ich an der Universität von Tennessee – einer Negeruniversität. Sie kamen mit Wagenladungen voller Fragen. Heute spreche ich an der Vanderbilt-Universität, die weiß ist. Die Zeitung dort hat uns in einem Leitartikel mit der Überschrift «Verrückte Moral» scharf angegriffen. Der Artikel riecht nach Gewalt. Ich war daher schon am frühen Morgen auf, um mich vorzubereiten. Gleich nach meiner Rede habe ich ein Interview am Fernsehen. Dann eine weitere Rede. Und morgen ist Washington an der Reihe. Der brasilianische Botschafter gibt einen Empfang für uns.

Unsere Arbeit findet starken Widerhall. Mir kommt immer wieder der Gedanke, daß wir die Fülle der Ernte erst in Zukunft sehen werden, aber sie wird sichtbar werden. Es gibt im Menschen die tiefverwurzelte Einstellung, daß er weiß, was für jedermann das beste ist. Das Verwirrende ist nur, daß er oft

recht hat, aber eben nicht immer – vor allem dann nicht, wenn es notwendig ist, daß Menschen ihren eigenen Weg zum Rechten finden, anstatt daß man ihnen sagt, was recht sei.

Toronto

P. D. H. an Doë

25. November 1964

Ich vermisse Dich immer, aber heute ganz besonders; denn ich muß an der Universität von Montreal sprechen und dann Fragen auf französisch beantworten.

Die Fernsehsendung ging gut; alle vier Männer, die mir beim Interview gegenübermaßen, waren uns feindlich gesinnt, aber wir fochten einen fröhlichen Kampf aus. Als sie dann sagten: «Kein englischer Politiker unterstützt die MRA», gab ich zurück: «Und mein Schwiegersohn?» Darauf sagten sie, daß man ihm ja viele Schwierigkeiten gemacht habe, worauf ich erwiderte: «Er hat einen der besten Wahlerfolge der Tory-Partei in Schottland gehabt.» Die Zuhörer klatschten stürmisch Beifall.

Jetzt muß ich eilen, um das nächste Flugzeug zu erreichen. In den letzten zehn Tagen habe ich 16000 km hinter mich gebracht – aber ich lebe noch.

Die Interviewer der CBC<sup>1</sup> waren Howard feindlich gesinnt; aber sie bekamen für ihr Geld auch mehr, als sie erwartet hatten. Nach dem Interview schrieb Howard einem von ihnen:

«Bei einer nächsten Sendung würde ich vorschlagen, daß Sie mich nüchterner und herausfordernder angreifen, nämlich, daß Sie sagen, daß wir unsere Arbeit viel besser tun sollten, viel schneller vorwärtskommen und weit mehr Menschen erreichen sollten als bisher; warum wir so faul, so langsam und zurückhaltend seien? Und warum wir nicht mehr moralische Aufrüstung schaffen?»

Ich würde mich dann wirklich angegriffen fühlen, und Sie hätten mehr Spaß daran. Bei solch einem positiven Angriff kann ich Ihnen den Sieg garantieren.»

Tucson

P. D. H. an Doë

29. November 1964

Gestern bin ich von Kanada hier angekommen – morgen geht es nach Oregon weiter.

Es war heute ein goldener Abend – Arizona, wie man es sich schöner nicht vorstellen kann: blaue, grüne, rote Pastellfarben, Wachteln zwischen den hohen Kakteen und Dein Brief vom 20. November.

<sup>1</sup> Canadian Broadcasting Corporation, kanadische Rundfunkgesellschaft.

An der Universität Michigan spreche ich am Jahrestag von Pearl Harbour. Das gibt mir eine gute Gelegenheit. Es könnte noch im Herzen Amerikas das Feuer eines gesunden Patriotismus brennen, wenn nur der Funke da wäre, es anzuzünden. Aber die Dekadenz scheint sich tief in dieses Land eingefressen zu haben. Es gibt hier so viel falsches Denken, eingepackt in die Watte sentimentaler Unreinheit.

Ich möchte schreiben, schreiben, schreiben. Die Drohung, die über der Menschheit hängt, trifft mich manchmal wie ein Fußtritt in den Magen. Die Ereignisse überstürzen sich, und die Führer der freien Welt scheinen sich trotz aller Macht und Möglichkeiten für den Selbstmord des Westens entschieden zu haben. Dabei haben wir in den Werten der westlichen Welt einige der kostbarsten Schätze des Himmels. Wir haben die Antwort auf die Zersplitterung und auf das Chaos, die uns von allen Seiten überfallen. Ich möchte noch so viele Menschen wie möglich, so rasch als möglich und so lange noch Zeit dazu da ist, erreichen. Es gibt so viel zu tun und so wenige, die über die Schärfe und Unverzagtheit verfügen, uns zu rastloser Arbeit anzuspornen.

An Bord der United Airlines

3. Dezember 1964

P. D. H. an Doë

Wir sind auf dem Flug nach Wyoming. Dort steht heute in der Universitätszeitung das folgende: «Diese Leute sind alles Scharlatane, die die Sehnsucht der Menschen nach einem Glauben ausbeuten. Wir haben sie hergerufen, um sie zur Auseinandersetzung zu zwingen.» So werden wir noch unseren Spaß erleben; ich bin in gutem Training dafür.

Gestern abend in Tacoma kamen die Fragen der Studenten rasch hintereinander und waren voller Humor. Mein bester Schuß landete so: Zitternd vor Wut forderte mich ein Professor auf, ihm zwei bekannte literarische Werke zu nennen, die meine Auffassungen unterstützten. Ich antwortete: «Das Alte und das Neue Testament», worauf er in die Luft ging und Funken sprühte.

Ich bin erschöpft, aber nicht bekümmert. Ich freue mich sehr, Dich wiederzusehen.

Howard kam für kurze Zeit nach Hause, flog aber für die Weihnachtstage wieder nach Amerika. Am 8. Januar 1965 verließ er die Vereinigten Staaten und kehrte nach London zurück. Er blieb damals nur knappe vier Tage in England. Während dieser Zeit sah er alle seine Kinder, seine zwei Enkelkinder und besuchte auch Hill Farm. Er war das letzte Mal, daß er sie alle sah. Doë befand sich auf der Reise nach Südamerika, wo Howard sie in der kommenden Woche treffen sollte.

P. D. H. an Doë

8. Januar 1965

Dies ist mein erster Brief im neuen Jahr an Dich, und wenn wir beieinander bleiben, wird dies vielleicht auch der letzte Brief an Dich sein. Das Leben mit Dir ist eine Freude, und ich freue mich auf die Zukunft. Ich liebe unsere Kinder. Sie sind ein Segen.

Vergib mir, daß ich nicht das war, was ich hätte sein sollen. Ich liebe Dich so sehr und mit grenzenloser Dankbarkeit.

P. D. H. an Doë

11. Januar 1965

Philip und Myrtle, Anthony und Elisabeth aßen gestern abend mit mir. Ich führte sie ins Trocadero, das am 13. Februar geschlossen wird. Sie erzählten viel und schienen glücklich zu sein. Am Abend vorher hatte ich den großen Hund und die Hennen nach Ladbroke Grove gebracht und sie Julie und Jocky<sup>1</sup> in Deinem und meinem Namen gegeben. Riesige Aufregung und Freude!

Den letzten ruhigen Abend in London verbrachte Peter Howard mit seiner Tochter und seinem Schwiegersohn. Er sprach vor allem über seine bevorstehende Reise nach Südamerika und sagte: «Dieses Unternehmen ist in mancher Hinsicht das größte von allen.» Die Last der kommenden Aufgaben lag schwer auf ihm, und doch war er optimistisch. Am nächsten Morgen früh sollte er nach Rio de Janeiro abfliegen; trotzdem brachte er noch spät abends seine Familie an den Kings Cross-Bahnhof, von wo sie nach Schottland fuhren. Innerhalb der nächsten zwölf Stunden nahm er von England und Amerika zum letztenmal Abschied.

<sup>1</sup> Peter Howards älteste Enkel.



**R**ajmohan Gandhi begleitete Howard, als er das letzte Mal den Atlantik überquerte. Sie kamen früh am 15. Januar 1965 in Rio de Janeiro an. Auf dem Flugplatz standen Vertreter von Präsident Castello Branco; Dr. Chateaubriand, Zeitungsmagnat und ehemaliger brasilianischer Botschafter in England, auf dessen Vorschlag dieser Besuch Howards in Brasilien stattfand. Mitglieder der Regierung und hohe Militärs hatten sich auch eingefunden, sowie der Generalsekretär des 4,2 Millionen Mitglieder umfassenden Industriearbeiterverbandes. Hinter ihnen stand eine große Menschenmenge, allen voran die Führer von zehn Favelas, den Elendsvierteln von Rio. Sie hielten große Spruchbänder hoch, auf denen stand: «Favelados und Howard für eine Revolution des Charakters». «Ich bin nun schon dreißig Jahre hier», sagte ein Beamter des Flughafens zur Presse, «aber noch nie ist ein Ausländer vom brasilianischen Volk so herzlich empfangen worden wie Howard.»

Zehn Monate vorher hatte eine Revolution die Regierung Goulart gestürzt und einen kommunistischen Coup in Brasilien vereitelt. Howard hielt eine seiner ersten Reden vor Offizieren im Marineklub:

«Nichts wäre mir heute leichter, als Ihnen schmeichelnde Worte der Anerkennung zu sagen. Statt dessen möchte ich Ihnen die Wahrheit sagen.

Die Märzrevolution war ein historisches Ereignis. Diese Revolution ist jedoch bis heute unvollständig geblieben. Wird sie aber noch zu Ende geführt werden – das heißt, werden Streitigkeiten beigelegt, soziale und wirtschaftliche Ungerechtigkeit beendet, Familien und Industrien eine innere Einheit finden, die eine ganze Nation zusammenhält –, dann wird Brasilien ein Bahnbrecher für dieses Jahrhundert werden. Setzen wir uns aber ein geringeres Ziel, könnte die Revolution umsonst gewesen sein. Das hieße einen Kontinent zu einer Gottlosigkeit und einer Tyrannei verdammen, die das Licht der Freiheit und des Glaubens selbst für hundert Jahre auslöschen würde.

Es gibt zwei Arten von Revolution. Entweder gebrauchen Menschen die Revolution, um ihr Hab und Gut, ihre Stellung, ihre Macht und letztlich ihre eigene Haut zu retten, oder Menschen setzen ihr Leben, ihre Macht, ihre

Stellung und ihr Hab und Gut aufs Spiel, um ein Volk zu retten und ihm zu dienen. Die Zukunft Ihrer Revolution hängt davon ab, ob genug brasilianische Patrioten ihre Selbstsucht dem Lande opfern oder ob sie das Land und die Revolution ihrer Selbstsucht opfern.

Der Prüfstein für Ihre Revolution ist der: Liegt der Regierung jetzt mehr daran, den Kommunismus niederzuschlagen – oder die Ursachen des Kommunismus zu heilen?»

Dr. Assis Chateaubriand, der Magnat des mächtigsten Presse-, Radio- und Fernsehimperiums der westlichen Hemisphäre, hatte in seiner Einladung Howard gebeten, «eine patriotische Offensive der Moralischen Aufrüstung vom Amazonas bis zum Rio Grande do Sul» zu unternehmen und «zur Beseitigung der wirtschaftlichen und sozialen Ungerechtigkeiten unseres Erdteils beizutragen.»

Howard hatte ihm darauf geantwortet: «Ich bin dessen gewiß, daß im Herzen Lateinamerikas noch die Überzeugung und der Geist herrschen, die Amerika und der Welt einen neuen Weg und die nötige Disziplin zeigen können.» Bei einem Bankett, das Dr. Chateaubriands illustrierte Zeitung *O Cruzeiro* gab, umriß Howard diese kompromißlose Disziplin näher:

«Das ist die Disziplin, von der unsere Zukunft abhängt: absolute Ehrlichkeit, absolute Reinheit, absolute Selbstlosigkeit, absolute Liebe. Es gibt nichts Mysteriöses um diese vier Worte. Ehrlichkeit heißt: nicht nur keine Lügen mehr, sondern Schluß mit der Korruption. Es heißt: Unternehmer, die bisher ihre Arbeiter der Unehrllichkeit beschuldigten, beginnen, ihre eigenen Steuern ehrlich zu zahlen. Selbstlosigkeit bedeutet: entweder unsere Eigenliebe unserem Volk opfern oder unser Volk für unsere Eigenliebe opfern. Sie bedeutet auch: Schluß mit den Deklamationen über die Freiheit im öffentlichen Leben, wenn man zugleich wie ein Diktator zu Hause lebt. Reinheit bedeutet einfach das Ende von zweierlei Maßstäben. Wir Männer verlangen immer Reinheit von unseren Frauen – verlangen wir sie auch von uns selbst? Es ist ganz einfach – schwierig, aber einfach.»

Am Abend darauf wurde Howard im Elendsviertel von Rio de Janeiro von den Favelados empfangen. Nach seinem Tod errichteten diese Männer am Berghang über ihren Hütten einen Gedenkstein für ihn. Howard hatte dort zu ihnen gesprochen:

«Armut bedeutet Hölle. Aber manchmal schafft die Armut einen Geist der Gemeinschaft und Solidarität, die ein Teil des Himmels auf Erden sind. Der echte Gemeinschaftssinn, der hier in einigen Favelas herrscht, ist etwas, das

die Welt braucht. Unsere Revolution wird nicht aufhören, bis jeder hungrige Magen satt ist und jeder Mensch – Mann, Frau und Kind – ein anständiges Heim hat. Das kann wahr werden. Allerdings ist niemand mystischer und idealistischer als jene, die von einer Erneuerung der Welt reden und die menschliche Natur dabei unangetastet lassen. Solche Menschen sitzen am Konferenztisch und an Regierungstischen; sie sitzen auch in der Presse und füttern die Menschheit löffelweise mit Idealismus. Ich kenne das; denn lange Zeit war ich ein solcher Mann. Ein Idealist – und ein vollkommen wirkungsloser dazu.»

Die Favelados luden Howard und die fünfzig Leute, die mitreisten, zu kalten Getränken und Kuchen ein – was sie sich eigentlich nicht leisten konnten. Genau zwei Jahre nach diesem Tag kam Euclides da Silva, der Präsident von vier Favelados-Vereinigungen, nach London. Er berichtete, daß er und seine Freunde, angespornt von Peter Howards Überzeugung und mit Hilfe der Moralischen Aufrüstung, bisher 500000 Einwohner jener Favelas hatten neu ansiedeln können.

Drei Tage nach jener Favelados-Einladung luden die Hafendarbeiter von Rio Howard und seine Freunde zu einem Tee ein. Der Hafen hatte schwere Zeiten hinter sich, und diese Docks hatten wenig Geld. Der Enthusiasmus war jedoch so groß, daß aus dem Tee ein Abendessen wurde, zu dem hundert Menschen kamen. Die Hafendarbeiter von Rio waren die Pioniere der MRA in Südamerika gewesen. 1957 hatte Howard von diesen Männern geschrieben:

«Brasilianische Hafendarbeiter reisten gegen Ende 1956 nach Argentinien und besuchten Staatspräsident Aramburu. Sie erzählten ihm von dem neuen Leben, das damals wie eine Welle durch die Häfen Brasiliens ging, Reinheit in das Familienleben brachte, Einigkeit in der Industrie und im Land schuf und viele in die Kirche zurückgeführt hatte.

Ihr Bericht machte großen Eindruck auf den argentinischen Präsidenten. Er ließ seinen Wirtschaftsausschuß eine halbe Stunde lang warten, um sich mit den Hafendarbeitern weiter zu unterhalten.

Am stärksten ergriffen war der Staatspräsident vom Bericht Damasio Cardoso. Dieser war ein Führer der Hafendarbeiter und hatte 1952 einen der längsten Streiks in der Geschichte des Hafens von Rio organisiert.

Cardoso kam 1953 zu einer Konferenz der Moralischen Aufrüstung. Damals war er Vizepräsident einer der zwei rivalisierenden Hafendarbeitergewerkschaften von Rio. Zur gleichen Konferenz kam auch Nelson Marcellino de Carvalho, sein Rivale aus der anderen Gewerkschaft.

Beide Männer hatten den Mut, selbst zuzugeben, daß Ehrgeiz und Rivalität sie voneinander trennten. Sie erkannten, daß Streit in den eigenen Reihen die

größte Schwäche der Arbeiterschaft ist. Sie kehrten in voller Einigkeit nach Brasilien zurück.

Cardoso wurde von den Kommunisten sofort unter Druck gesetzt und als Verräter gebrandmarkt. Als er sich einem geplanten Streik widersetzte, den er für unberechtigt hielt, schlug ihm jemand eine Flasche über den Kopf und verletzte ihn schwer.

Schließlich wurde er vom Vorsitzenden mit Gewalt aus dieser Gewerkschaft verdrängt; aber die besten Leute unter den Hafentarbeitern erkannten, daß der Vorsitzende die Gewerkschaft für falsche Zwecke mißbrauchte, und traten aus dieser Gewerkschaft aus.

Heute stehen Männer der Moralischen Aufrüstung an der Spitze der *União dos Portuarios do Brasil* (Brasilianische Hafentarbeitergewerkschaft), welche die Häfen Brasiliens praktisch in der Hand hat. In den letzten drei Jahren ist die Mitgliederzahl dieser Gewerkschaft auf das Dreizehnfache angestiegen.

All dies schilderte Damasio Cardoso dem argentinischen Präsidenten. Er erzählte ihm auch, wie es dazu kam, daß er sich mit seiner Frau Nair kirchlich trauen ließ, nachdem er schon zwanzig Jahre mit ihr zusammengelebt und sie ihm sieben Kinder geboren hatte.

Im April 1957 fanden im Hafen von Rio de Janeiro Gewerkschaftswahlen statt. Eine Woche vorher wurden Marcellino, Cardoso und ihre Freunde Henrique und Carlos Pinto, der Sekretär der Gewerkschaft, zum Chef der Sicherheitspolizei gerufen. Er verriet ihnen, die Kommunisten wollten die bevorstehenden Wahlen um jeden Preis gewinnen. Sie teilten freie Mittagessen im Hafen aus und versprachen in ihrem Wahlprogramm den Arbeitern nach fünfundzwanzig Jahren Arbeit eine Pension.

Marcellino und seine Freunde erwiderten: «Wir werden nicht versprechen, was wir nicht halten können. Wie wir den Wahlkampf führen, ist uns ebenso wichtig, wie ihn zu gewinnen.»

In früheren «Wahlen» hatten einige Männer den Vorsitzenden und den Vorstand bestimmt, ohne eine Wahlversammlung einzuberufen, und sich dann sechzig Unterschriften auf einer Liste der Wahlteilnehmer gesichert, um die Wahl «legal» zu machen. Dieses Mal gaben dreiundachtzig Prozent aller Gewerkschaftsmitglieder, die nicht krank oder auf Urlaub waren, ihre Stimme ab.

Im Gewerkschaftslokal, in dem ein Kruzifix an der Wand hing, wurden die Stimmen ausgezählt. Beinahe dreimal mehr Stimmen fielen auf den Mann der MRA als auf den Kandidaten, der sich auf die Kommunisten stützte – nämlich 1672 gegen 587.

Henrique war der Sieger. Joel, der dritte Kandidat – der 1954 in Caux gewesen war – kam an zweiter Stelle. Als das Ergebnis bekannt wurde, sagte Joel: «Der Sieg von Henrique ist auch ein Sieg für mich und meine Freunde. Wir stehen

geeint für das Programm der absoluten Ehrlichkeit, absoluten Reinheit, absoluten Selbstlosigkeit und der absoluten Liebe ein.)

Die wichtigste Tageszeitung Rios, der *Correio da Manhã*, berichtete: «Zum erstenmal hat in Brasilien ein Verband öffentlicher Angestellter und Arbeiter seine Wahlen korrekt und den Wahlgesetzen gemäß durchgeführt.» Andere Zeitungen schrieben: «Ein Schritt vorwärts für die brasilianische Gewerkschaftsbewegung» – «Eindeutiger, ehrlicher, sauberer Sieg» – «Zum Nutzen der Arbeiter, zum Nutzen der Gewerkschaftsbewegung.»»

Eine der wichtigsten Reden, die Howard in seinen ersten Tagen in Brasilien hielt, war jene im Itamarati-Palast vor Diplomaten und Beamten des Auswärtigen Amtes. Der Außenminister, Dr. Vasco Leitão da Cunha, hatte den Vorsitz. Howard führte aus:

«Drei Männer aus drei verschiedenen Ländern, Adenauer, Schuman und de Gasperi, entschlossen sich, gemeinsam Europa wieder aufzubauen. Diese drei hatten als Schüler Don Sturzos<sup>1</sup> dieselbe politische Philosophie. Ihre Bewegung der Moralischen Aufrüstung half ihnen zu ihrer wirksamen Politik. Schuman hätte sich 1949 ins Privatleben zurückgezogen, wenn er nicht mit Dr. Buchman ein Gespräch gehabt hätte. Dieses bewog ihn, sich an die Aufgabe zu machen, die er am meisten scheute und die ihm die bittere Kritik seiner Landsleute einbrachte: die der Versöhnung mit Deutschland.

Adenauer wußte um den Anteil der Moralischen Aufrüstung an der Schaffung der wirtschaftlichen Einigkeit Europas. Als der Schuman-Plan unterschrieben wurde, sagte er: «Ich glaube, daß auch hier der Geist der Moralischen Aufrüstung unsichtbar, aber wirksam beigetragen hat, bei den Verhandlungsteilnehmern das Gegensätzliche zu überbrücken.»

De Gasperi drückte die Überzeugung aus, daß die Moralische Aufrüstung «die von allen ersehnte Verständigung zwischen Menschen und Völkern herbeiführt, weil sie die Nöte der Welt an der Wurzel anpackt.» Robert Schuman schrieb: «Wenn es sich um einen neuen Plan zum allgemeinen Wohl oder um eine weitere Lehre neben so vielen handelte, würde ich skeptisch bleiben. Die MRA ist eine in die Praxis umgesetzte Geisteshaltung. Sie hat bereits Millionen von Menschen erreicht. Es handelt sich hier um eine weltweite Umwälzung der Gesellschaft, die bereits begonnen hat.»

Don Sturzo, der die Gedankengänge dieser drei großen Europäer inspiriert hatte, beschrieb vor seinem Tode die Moralische Aufrüstung als «Feuer vom Himmel». Und vor zwei Jahren sagte Adenauer vor der Presse: «Die Fort-

<sup>1</sup> Don Luigi Sturzo, italienischer Priester und Staatsmann.

setzung dieses Werkes ist für die Erhaltung des Friedens in der Welt unerlässlich.»»

Howard kannte und achtete sowohl Adenauer wie auch Schuman. Aber seine Achtung war nicht von der blinden Art. Er hatte Doë einmal geschrieben:

P. D. H. an Doë

15. Dezember 1960

Die Unterredung mit Adenauer war interessant. Er würde Dir gefallen. Er ist weltklug, höflich, scheinbar nachgiebig, und sein Blick, dem nichts entgeht, ist messerscharf.

Adenauer meint, daß Chruschtschow ihn als deutschen Kanzler Willy Brandt vorziehe. «Denn», so meinte er, «ich bin unnachgiebig, aber Chruschtschow vertraut mir.» Es ist erstaunlich, wie diese hohen Herren der Exekutive unter einer *folie de grandeur* leiden. Chamberlain machte genau den gleichen Fehler mit Hitler. Irgendwie schleicht sich eine seltsame Form des Personenkults in Männer ein, die höchste politische Macht besitzen. Sie leben in der Illusion, daß sie über die Welt verfügen können.

Buenos Aires

P. D. H. an H. K.

11. Februar 1965

Ich habe sehr große Achtung vor General de Gaulle. Ich glaube allerdings nicht, daß sein Konzept auf die Dauer groß genug ist, um Europa zu einigen und die Freiheit zu sichern. England muß wohl oder übel am Wiederaufbau Europas teilnehmen, und man muß England helfen, daß es in seiner Haltung europäisch wird. Allerdings nicht, indem man es jetzt so behandelt, wie es früher selbst andere Völker behandelt hat – nämlich mit harter Hand und kühler Überlegenheit.

Howard war erschöpft von allem, was von ihm verlangt wurde, und doch entschlossen, in seiner Arbeit nicht nachzulassen und neue Wege für die Zukunft zu suchen. Aus Brasilien schrieb er einem Freund:

«Offen gesagt ist die Last, die immer wieder auf meine Schultern fällt, zu schwer. Ich führe genug Korrespondenz für drei Männer und werde mit Anfragen um Reden, Theaterstücke, Reisen und Besuche bombardiert. Aber ich tue mein Bestes und will es auch weiter tun.

Eigentlich bin ich ein alter Versager. Ich bin mir bewußt, daß mein Verstand und mein Geist völlig unzulänglich sind. Mein Körper ist zwar älter, aber Gott sei Dank noch stark; in unserem Kampf ist aber der Körper das wenigste.

Als Buchman starb, war es gewiß in Gottes Plan, daß wir zahlreicher sein sollten, um die Bürde der Verantwortung zu tragen, und sie gemeinsam zu tragen. Statt dessen scheinen so viele Leute seinen Tod als eine Ausrede zu gebrauchen, noch mehr von dem zu tun, was sie schon lange tun wollten.

Vieles in der Vergangenheit war wunderbar – aber noch nichts im Vergleich zu dem, was vor uns liegt. Wir stehen mitten in den stärksten Erschütterungen, die die Menschheit je ergriffen haben. Und auch sie haben erst begonnen. Diejenigen, die Gott in sein Grab treiben möchten, marschieren rücksichtslos und viel rascher vorwärts als wir. Wir müssen anders werden. Ich weiß, daß ich es muß. Ich möchte mehr wie Christus werden, alles Unnötige lassen und meine Arbeit mit Menschen vertiefen.»

Bei einem Empfang, den Marschall Guedes Muniz<sup>1</sup> für Howard am 12. Januar gab, führte er diese Gedanken weiter:

«Ich will Ihnen sagen, was ich wirklich bin. Ich bin ein gewöhnlicher Mensch und habe viele Ängste, viele Hoffnungen, viele Wünsche. Aber ich gehöre nicht mir selbst. Als ich vor vielen Jahren diese Arbeit kennenlernte, wurde mir sofort klar, daß darin die größte Hoffnung für die Umgestaltung der Welt liegt. So übergab ich die restlichen Jahre meines Lebens Gott, um unter seiner Führung in dieser Revolution mitzuhelfen. Ehrlich gesagt, gelingt mir das nicht allzu gut. Ich mache viele Fehler. Aber ich gehöre nicht mir selbst. Und bis ich sterbe, werde ich so kämpfen, wie Gott es mir zeigt, um mein Land und Ihr Land und die Welt unter die Herrschaft des lebendigen Gottes zu bringen.»

Etwas später sprach er zu hohen Offizieren der brasilianischen Armee:

«Die Moralische Aufrüstung ist keine Armee. Sie ist ein Krieg. Sie ist kein Regiment, in das man eintritt. Niemand kann in die Moralische Aufrüstung eintreten. Ich bin nicht Mitglied der Moralischen Aufrüstung. Die Moralische Aufrüstung ist ein Kampf, den alle kämpfen sollten.»

Seine letzte Rede in Brasilien hielt Howard vor den Frauen von São Paulo – jenen Frauen, die in großem Maße die Märzrevolution organisiert hatten:

«Was Brasilien jetzt braucht, ist keine Beruhigungspille, um mißmutige Männer zu beschwichtigen, sondern etwas, was anständige Menschen elektrisiert und umwandelt, so daß sie wirksam werden.»

<sup>1</sup> Bekannte Persönlichkeit in der brasilianischen Armee und Industrie.

Bevor Peter Howard Brasilien verließ, verlieh ihm die brasilianische Regierung in Anerkennung seiner Dienste für das Land den Orden des Cruzeiro do Sul. Unter verschiedenen Vorwänden verweigerte ihm das Außenministerium in London die Erlaubnis, diese Auszeichnung anzunehmen. So wurde ihm dieser Orden nie ausgehändigt. Es lag Howard persönlich nicht viel daran; aber es bedrückte ihn, daß das offizielle England nicht fähig oder nicht willens war, die Dinge zu begreifen, für die er sich einsetzte.

Nach Howards Tod ersuchte Brasilien die britische Regierung um die Erlaubnis, diese Auszeichnung postum seiner Witwe zu verleihen. Auch diese Erlaubnis wurde verweigert.

Das Echo auf Howards Arbeit in Brasilien war groß. Aber er ließ sich davon nicht beeinflussen. Er hatte schon drei Jahre vorher, als damals große Massen durch die MRA angezogen worden waren, nach Südamerika geschrieben:

«Es ist besser, einen Mann mit einer hundertprozentigen Verpflichtung für Gott zu haben, als 99 000 Menschen, die nur zu 99 Prozent verpflichtet sind.»

Das blieb stets seine Überzeugung.

Howard ließ einen großen Teil der Gruppe, die mit ihm reiste, in Brasilien zurück, und gemeinsam mit Doë, Rajmohan Gandhi, Dame Flora MacLeod of MacLeod und einigen anderen flog er weiter nach Argentinien, Uruguay und Chile. Er traf die Präsidenten dieser Länder und andere verantwortliche Männer. Am 21. Februar landete er in Lima, der Hauptstadt von Peru. Gandhi erinnerte sich, daß er selbst schon vor drei Jahren in Lima gewesen war, als Frank Buchman starb. Damals waren bei einer Großveranstaltung 75 000 Menschen im großen Fußballstadion zu Dr. Buchmans Ehren einige Minuten schweigend gestanden.

Howard war erschöpft, aber in bester geistiger Verfassung. Bei seiner Ankunft gab es eine Pressekonferenz, dann folgte er einer Einladung in das Haus eines Freundes. Am selben Morgen hatte er einem seiner Kinder noch geschrieben:

«Ich vergesse weder die Gewalt noch den Groll unserer Feinde; aber Millionen hungern nach dem, woran wir glauben. Ich bin entschlossen, mir dieses Frühjahr den neuen Mantel Christi umzuhängen – und ihn nie wieder abzugeben. So viele unserer eigenen Leute arbeiten nur um der Anerkennung willen und nicht aus Gehorsam zu Gott; darum wollen sie auch aus jeder Beziehung etwas für sich herausholen. Jeder kalte Windzug wirft sie um, und jedes Kompliment bringt sie in falsche Begeisterung.

Ich selbst bin ein schäbiger, abgenutzter Mensch. Meine Handschrift ist kaum leserlich. Meine Bücher und Schauspiele sind zweitrangig. Meine



Arbeit in der MRA ist weit davon entfernt, mich zu befriedigen. Mein Versagen ist offensichtlich. Aber Gott liebt mich. Er gebraucht mich sogar, und ich bin glücklich, obwohl ich es nicht sein sollte. Meine Augen und mein Herz schmerzen von den vielen Stunden harter Arbeit...»

Als Howard spät in jener Nacht heimkehrte, ergriff ihn ein starkes Fieber. «Seit meinen Rugby-Tagen ist mein Körper nie mehr so geschüttelt worden», sagte er einem Freund. Man dachte zuerst, es sei eine Erkältung oder eine Tropenkrankheit, die vorübergehen werde. Aber die Temperatur stieg an, und am 23. Februar wurde er mit einer Viruslungenentzündung in ein Krankenhaus gebracht. Er war furchtbar schwach. In der Ambulanz, die ihn zum Krankenhaus brachte, diktierte er noch den Umriss für den letzten Akt eines Theaterstückes, das er in den frühen Morgenstunden dieser Reise geschrieben hatte. Es war die Geschichte der Konflikte zwischen drei Generationen. Lange schon hatte er daran gedacht und ihm schon früh den Titel *Happy Deathday* (Glücklicher Todestag) gegeben. In einem Telegramm nach London mit diesem Umriss fügte er ein kurzes Wort an seine Tochter bei: «Sie soll sich nicht sorgen. In einer Woche bin ich aus dem Krankenhaus heraus.» Für einen Mann, der in seinem Leben schon so viele Hürden genommen hatte, war es fast unvorstellbar, daß er nun eine Hürde vor sich hatte, die er nicht mehr nehmen konnte.

Doë konnte bei ihm im Krankenhaus bleiben. Man sorgte gut für ihn. Aber dem Virus konnte nicht Einhalt geboten werden, und um ein Uhr nachmittags am 25. Februar 1965 starb er. Doë telegraphierte seinen Freunden:

«Er gehörte der Welt – seit fünfundzwanzig Jahren schon. Er ist ein Glied in der langen Kette derer, die für das Gute und gegen das Böse gekämpft haben. In diesem Kampf hat er sich ganz ausgegeben. Er ist vom Tod in das Leben eingegangen.

Gott gab ihm den Gedanken, jedes Kind wie sein eigenes zu lieben. Seine Revolution wächst weiter. Wir Frauen müssen sie weitertragen, wenn unsere Kinder und deren Kinder in Freiheit leben sollen.»

Dame Flora MacLeod of MacLeod, die damals sechsundachtzigjährige Großmutter von Peter Howards Schwiegersohn, schrieb über jene Tage in Lima:

«Auf diesen großen Reisen sah ich nicht viel von Peter. Aber wir triumphierten mit ihm in dem, was er vollbrachte. Die Last, die er trug, war übergroß. Neben seiner täglichen Arbeit – die nie aufhörte und von größter Wichtigkeit

war – mußte er seine eigenen Mitarbeiter aus verschiedenen Ländern schulen. Dabei trug er alle Lasten und Sorgen und alle Enttäuschungen. Ich bin sicher, daß es solche gab, obwohl wir nie davon hörten.

Ich kannte Peter Howard nur wenige Jahre, aber sie waren die Krönung meines Lebens. Sie haben mich wieder jung gemacht und mir den Glauben gegeben, daß auch ich noch etwas tun kann.

Die Augenblicke, die wir mit Peter hatten, waren außerordentlich anregend und haben mir die Türen von Herz und Sinn weit geöffnet. Ich erfuhr die Gegenwart Gottes in unserem ganzen Leben. Aber das Opfer des Kreuzes war ebenso gegenwärtig.

Wie oft hörte ich ihn sagen: «Wird mir des Kreuzes Wunder klar, an dem der Fürst des Lebens starb...» – ein Kreuz, das er mit schwindenden Kräften trug, bis sein Leben langsam verebbte und erlosch. Ich glaube, er hörte nie auf, sich zu sagen: «Arbeite mehr, noch mehr!» Er konnte sehr streng sein; aber nie war er lieblos. Manchmal meinte ich, er sei ungerecht, dann wieder nagte das Gewissen an mir... *mea maxima culpa*.

Als er am 23. Februar, zwei Tage vor seinem Tod, in der Ambulanz ins Krankenhaus gebracht wurde, ließ er mir noch rote Rosen schicken. Wahrscheinlich hatte er die Blumen in seinem Zimmer unter seine Freunde aufgeteilt. Welch unglaubliche Fürsorge und Liebe er für uns alle hatte.»

Auf Geheiß des Präsidenten von Peru wurde Howards Sarg im Rathaus von Lima aufgebahrt.

Am 5. März 1965 wurde Peter Howard nach Suffolk heimgebracht. Es war ein kalter Wintertag. Noch einmal füllte sich die große Kirche in Lavenham mit tausend Menschen aus vielen Ländern – wie drei Jahre vorher bei der Hochzeit seiner Tochter Anne im Juni, als er sie durch das hohe Kirchenschiff an den Altar begleitet hatte. Nun trugen ihn die Männer der Farm auf seine letzte Reise.

Namhafte Persönlichkeiten aus aller Welt waren anwesend. Er hätte sich gefreut, sie zu sehen; aber das Heimkommen zu seinen eigenen Leuten und zu seiner eigenen Erde hätte ihm am meisten bedeutet. Sein Sarg wurde auf einen großen Leiterwagen gehoben, und zwei kräftige Suffolpkpferde zogen ihn an der Einfahrt von Hill Farm vorbei und durch Heckenwege bis zum Friedhof von Brent Eleigh. Schnee legte sich auf die dunklen Felder, als der Sarg niedergesetzt und er zur Ruhe gelegt wurde, dort, wo der Blick auf die hügeligen Felder von East Anglia frei liegt, die die Howards seit Generationen bebaut hatten.

Im März hatte er geschrieben: «Wenn Ihr mich je beerdigen müßt, so macht es fröhlich, kämpferisch und vielstimmig. Die Feinde sollen auch zu Wort kommen. Das ist die rechte Zeit für sie, sich freizureden.» Genauso geschah es. Die BBC brachte als einzigen Tribut denjenigen von Tom Driberg, der Howard seit den Tagen im *Daily Express* immer wieder angegriffen hatte. Als Freunde deswegen bei der BBC protestierten, ließ Sir Hugh Greene ihnen sagen, daß Driberg ja ein unparteiischer Fachmann in der Sache sei – worauf Dribergs Sendung wiederholt wurde.

Howards Freunde in Schottland sandten einen Grabstein aus schottischem Granit. Aber der Kirchenrat des Dorfes Brent Eleigh, unterstützt von Pastor C. Dobree, verweigerte die Erlaubnis zur Aufstellung des Steines. So ist heute Howards Grab noch ohne Grabstein. Nur Blumen und Heidekraut, die Freunde und Unbekannte jeden Monat erneuern, zieren sein Grab. Im Tod wie im Leben führte er einen Kampf. Gerade das hätte er gewollt:

«Die entscheidende Frage für die moderne Welt heißt: allmächtiger Mensch oder allmächtiger Gott. Heute meißeln und feilen alle negativen Kräfte am Felsen unseres Glaubens. Das ist eine Gefahr, aber auch eine Herausforderung. Furchtlos müssen wir inmitten von Mißverständnissen und Opposition – und sogar Opposition aus dem kompromittierten christlichen Lager – den Allmächtigen wieder als modernen und revolutionären Faktor im Leben von Millionen unserer Mitmenschen erstehen lassen.»

Vor Jahren hatte Howard in Hill Farm am Ende seines Buches *Ideas have Legs* (Ideen haben Beine) geschrieben:

«So kommen wir zusammen an das Ende unserer Reise und beginnen gemeinsam eine neue. Wir kannten uns vorher nicht, doch wir werden uns nie wieder trennen. Wir können zu den Mächtigen der Geschichte gehören. Von heute an können wir in die Reihen der wachsenden Armee einfacher Männer und Frauen treten, deren Bestimmung es ist, alle Völker größer zu machen.

Es gibt in unseren Ländern so vieles, was unser Herz berührt. Wir, Sie und ich, kennen Bilder, Gerüche, Klänge, die an die verborgensten Winkel unseres Wesens rühren.

Vielleicht sind es Erinnerungen an klare Flüsse, an die huschenden Schatten der Forellen, an langsame und bedächtige Ströme, die durch das weite Land fließen, und an das Meer – ruhelos, kalt, grau und grün.

Vielleicht ist es das Lachen an einem Kamin, oder bäuerliche Stimmen, die in der sommerlichen Dämmerung über das Feld schwingen, wenn die letzte Getreideladung in die Scheune gebracht wird und leichter Nebel schon aus den Wiesen aufsteigt.

Vielleicht erinnern wir uns an die Täler im Frühling, wenn weiße Blüten die rote Erde sprenkeln. Oder wir denken an granitharte Berghänge und die warmen Herzen der Menschen.

Vielleicht ist es der feine, erdige Geruch eines Waldfeuers an einem Herbstabend, der plötzlich Erinnerungen in uns weckt.

Alles das haben wir geerbt, dazu noch die Schätze der Literatur und der Kunst über die Jahrhunderte – und vor allem den Charakter und die gesammelten Erfahrungen eines großen Volkes.

Es ist alles unser und gehört uns, wo immer wir sind, ob zu Hause oder Übersee, ob im Getümmel der Städte, in Büros oder im Schweiß der Fabriken, der Kohlengruben und der Werften.

Es ist unser Erbe. Die Geschichte wird einmal verkünden, was wir damit gemacht haben.

Viele planen die Zukunft; aber Sie und ich, wir sind schon die lebendige Zukunft. Wir gewöhnlichen Menschen – von den gleichen Wünschen bewegt, von den gleichen Begierden getrieben, und wenn wir wollen, von der gleichen Macht vorwärtstragen – können einen besonderen Beitrag leisten.

Wir kennen das kostbarste Geheimnis dieser und jeder kommenden Generation – das Geheimnis, das die Welt neu schaffen kann. Wir haben die Idee, die alle anderen Ideen in den Schatten stellt und so die Herzen von Millionen von Menschen zur Einigkeit und zur Tat aufrufen kann.

Die Zeit ist nicht auf unserer Seite – wenn wir sie nicht nutzen.

Die Tradition ist nicht auf unserer Seite – wenn wir sie nicht leben und neu erstehen lassen.

Gott ist nicht auf unserer Seite – wenn wir nicht horchen und gehorchen.

Die Geschichte wird sich nach unserer Wahl richten, die wohl die folgeschwerste Wahl der Menschheit sein wird.

Denn eines ist gewiß: Wir stehen an der Schwelle eines neuen Zeitalters. Es bricht mit Schweiß und Blut und den Wehen einer neuen Schöpfung an. Aber wie wird es aussehen?

Es kann Gottes Vorstellung einer neuen Zeit sein – könnte aber auch das Gegenteil davon werden. Wir allein entscheiden darüber.

Es kommt der Augenblick, sich zu entscheiden  
Für jeden Mann und jedes Volk.  
Dann trifft der Tapfere die Wahl,  
Während die Feiglinge beiseitestehen,  
So lange, bis die Mehrheit eine Tugend macht  
Aus jenem Glauben, den sie niemals wollte.»

*Auszüge aus der Trauerrede des bekannten konservativen Politikers Quintin Hogg, Q. C., an der Gedächtnisfeier für Peter Howard in der Kirche St. Martin in the Fields in London am 12. April 1965*

«Wir sind heute versammelt, um in Dankbarkeit und Liebe eines Mannes zu gedenken, der mit jeglichem Maß gemessen ein außerordentlicher Mann war und der an Güte alles menschliche Maß überschritt.

Von den vielen heute Anwesenden haben wahrscheinlich manche, wenn nicht alle, eine viel engere Beziehung zu Peter Howards Wirken gehabt als ich und wären darum besser geeignet, es zu bewerten. Aber ich kannte ihn seit 1926 als einen Freund – großmütig, fröhlich, loyal und verständnisvoll. Ich war stolz auf seine Freundschaft und spreche darum meine Gedächtnisworte in echter Trauer, denn allem irdischen Ermessen nach starb Peter Howard zu früh.

Zuerst muß ich an seinen Mut denken. An der Wurzel seines Charakters stand der kühne Mut, jene Willenskraft, die dem Geist seine Überlegenheit über die Materie gibt. Von Kindheit an hatte er mit einer physischen Schwäche zu ringen, die ihn zu einem Krüppel hätte machen können und die die meisten von uns bezwungen hätte. Sein Mut sah darin mehr eine Aufgabe als ein notwendiges Leid. Schon bevor sein Charakter ganz geformt war oder in Erscheinung trat, führte er auf dem Sportfeld seine Rugbymannschaft zum Sieg für England.

Dieser Mut verließ ihn nie, obwohl die Kraft, die ihn anspornte und seinen Körper erbarmungslos beanspruchte, ihn zum Schluß vielleicht verraten hat.

Ich sprach vorhin von Peters Fröhlichkeit, von seinem Humor. Niemand konnte so das Leben genießen wie er. Er erfreute sich an den guten Dingen des Lebens: an Sonne und frischer Luft, Familie und Freunden, an seinem Hof und seinem Land, an der Gesellschaft von Kindern und ihrem Lachen. Er war fasziniert von den ewigen Besonderheiten der Menschen. Freude sei eine der besten Gaben des Geistes, heißt es. Peters einfache Freude war ohne Zweifel ein Zeichen der Heiligkeit.

Dann denke ich an seine unaffektierte Güte. Man kann Güte nicht leicht definieren, denn sie ist keine Eigenschaft. Sie ist die Ausrichtung des ganzen Wesens. Aber Peters Güte war nicht alltäglicher Art. Er besaß eine *anima naturaliter christiana*, eine Seele, die von Natur aus christlich war, so wie es im Grund vielleicht alle menschlichen Seelen sind. Diese natürliche Güte, verbunden mit einer nach seiner religiösen Erfahrung erworbenen Entschlossenheit, gab ihm die moralische Kraft und Autorität seiner letzten Lebensjahre. Er beharrte darauf, daß die Güte nicht von dieser Erde verschwinden darf, daß das Licht die Dunkelheit besiegen muß, daß Sünder sich bekehren sollen und daß die Fähigkeit, sich zu bessern, zur Vollkommenheit führen soll.

Die meisten von uns haben eine gewisse Scheu und Scham davor, offene Anwälte für die Sache des Guten zu werden. Entweder fürchten wir uns vor salbungsvollen Reden und Heuchelei, oder wir sind uns unserer eigenen Schwächen allzu bewußt.

Peter hatte keine solche Scheu, und auch darin hatte er recht. Er glich Jesaja, der im Todesjahr des Königs Usia das Wort Gottes im raucherfüllten Tempel hörte: «Wen sollen wir aussenden?» Wie der Prophet antwortete Peter, seiner Unwürdigkeit bewußt und ohne die geringste Selbstgerechtigkeit: «Hier bin ich, sende mich.» Es ist wirklich so: Wenn nicht jemand antwortet, so gibt es niemanden, der ausgesandt werden kann. Denn wir sind alle Menschen mit unreinen Lippen und leben mitten in einer Welt von unreinen Menschen mit unreinen Lippen.

An die entscheidende Erfahrung seines Lebens rühre ich mit Bewunderung, aber auch mit Zurückhaltung. Es steht mir nicht zu, die intimsten Geheimnisse der menschlichen Seele zu erkunden, noch ihre Beziehung zum Göttlichen zu beurteilen oder zu entwirren. Aber niemand, der Peter so kannte wie ich, kann an der Echtheit seiner Bekehrung zweifeln – oder der Änderung, wie er es selbst nannte –, die er in den ersten Kriegsjahren erlebte.

Diese Erfahrung hat sein ganzes Leben bestimmt. Von diesem Augenblick an hatte sein Leben eine vollkommen neue Richtung und Bestimmung. Obwohl er es nicht merkte, erfuhr er in seinen letzten Jahren nationale und sogar internationale Anerkennung. Wie die mächtige und ehrwürdige Gestalt, deren Namen er trägt, war Peter von da an ein Menschenfischer.

Es scheint mir, daß die konventionelle Erziehung uns Christen zu leicht über den Tod hinweggehen läßt. Denn so leicht ist es nicht. Wir können uns wohl trösten mit dem Gedanken an eine göttliche Vision, eine beseligende Schau, die uns ewig glücklich macht und uns von Angesicht zu Angesicht das zu sehen verspricht, was wir jetzt nur durch einen dunklen Spiegel erblicken. Wir reden gern von der Gemeinschaft der Heiligen, der Auferstehung des Fleisches

und vom ewigen Leben – aber dies alles stumpft nie den Schmerz ab, den wir bei der Trennung empfinden.

Wir brauchen uns dessen auch nicht zu schämen. Als man Jesus von Lazarus' Tod berichtete, blickte er nicht zum Himmel auf und sagte: «Gott sei gedankt, Lazarus ist im Himmel.» Jesus weinte, und weil er die Vollmacht dazu hatte, rief er seinen Freund aus dem Grab zurück. Vielleicht aus dem menschlichen Grund, daß er ihn liebte und ihn zurückhaben wollte.

Der Schmerz über den Verlust ist der Preis, den wir für die Liebe bezahlen. Es ist ein hoher Preis; aber wer ihn bezahlt hat, bereut es nie, wie oft er ihn auch entrichten muß. Dennoch gibt es, wenn ein Christ stirbt, trotz allem Kummer auch Trost. Wir können Gott für ein gut verbrachtes Leben danken und in Peters Fall für ein erfülltes und in vollen Zügen genossenes Leben.

Wir dürfen uns auch sagen: Irgendwo im All lebt Peter sicher in Frieden, aber vielleicht nicht ganz in Ruhe; denn Tatenlosigkeit würde unserem Freund so ganz und gar nicht ähnlich sehen. Wir dürfen glauben, daß er in dem geheimnisvollen Zwischenreich zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem, das wir die Gemeinschaft der Heiligen nennen, irgendwann, irgendwo noch mit uns ist und mit unserem Herrn Anteil an der niemals endenden Aufgabe hat, die Welt zu erlösen. Es ist das Werk Gottes und die wahre Aufgabe der Kirche. *Lux perpetua luceat ei.* Selig sind, die reinen Herzens sind; denn sie werden Gott schauen. Selig sind, die da Leid tragen – denn sie sollen getröstet werden.»

## VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

Peter Howard (Frontispiz) . . . . .	3
Peter Howard als fünfjähriger Schuljunge . . . . .	38
Peter Howard im Wadham College, Oxford 1928–1931 . . . . .	38
Rugbymatch England–Irland 1931 . . . . .	39
Die englische Bobschlitten-Mannschaft in Cortina 1939 . . . . .	39
Peter Howard in seinem Büro im <i>Daily Express</i> 1939 . . . . .	48
Peter und Doë Howard in ihrem Haus in Suffolk 1940 . . . . .	48
Auf Hill Farm 1964 . . . . .	49
Die Familie Howard 1945 . . . . .	64
Peter Howard mit seiner Familie 1951 . . . . .	64
Gouverneur Rajagopalachari empfängt Dr. Frank Buchman und Peter Howard 1953 . . . . .	65
Peter Howard und Dr. Paul Campbell mit Führern der Kongreß-Partei in Hyderabad 1953 . . . . .	65
Dr. Frank Buchman und Peter Howard in Amerika 1960 . . . . .	128
Der US-Abgeordnete John F. Powers, S. E. Kardinal Cushing und Peter Howard in Boston 1964 . . . . .	128
Peter und Doë Howard in Tokio 1963 . . . . .	129
Howard und Rajmohan Gandhi 1964 . . . . .	129
Howard und sein ältester Sohn Philip in Kenia 1955 . . . . .	144
Howard trifft amerikanischen Indianerhäuptling in Neu-Mexiko 1964 . . . . .	144
Howard spricht zu Hafendarbeitern in Rio de Janeiro 1965 . . . . .	145
Howard geleitet Dame Flora MacLeod an die Hochzeit seiner Tochter 1962 . . . . .	192
Howard mit Studenten nach einem Vortrag in der Royal Commonwealth Society 1964 . . . . .	192
Howard auf Tournee durch amerikanische Universitäten 1964 . . . . .	193
Howards Ankunft in Rio de Janeiro 1965 . . . . .	208
Patrick und Anne Wolrige Gordon und ihre Kinder 1970 . . . . .	208
Doë und Peter Howard, Dame Flora MacLeod, Patrick und Anne Wolrige Gordon in Kalifornien 1964 . . . . .	209



## BÜCHER UND THEATERSTÜCKE VON PETER HOWARD

### *Bücher*

- Guilty Men* (mit Michael Foot und Frank Owen), Gollancz, 1939  
*Innocent Men*, Heinemann, 1941  
*Fighters Ever*, Heinemann, 1942  
*Ideas Have Legs*, Frederick Muller, 1945  
*Men on Trial*, Blandford Press, 1945  
*That Man Frank Buchman*, Blandford Press, 1946  
*The World Rebuilt*, Blandford Press, 1951  
*Remaking Men* (mit Paul Campbell), Blandford Press, 1954, neu bearbeitete  
Auflage Bombay 1970  
*An Idea to Win the World*, Blandford Press, 1955  
*Effective Statesmanship* (mit Paul Campbell), Blandford Press, 1955  
*America Needs an Ideology* (mit Paul Campbell), Muller, 1957  
*Frank Buchman's Secret*, Heinemann, 1961  
*Three Views of Christianity* (mit L. J. Collins and T. S. Gregory), Gollancz, 1962  
*Britain and the Beast*, Heinemann, 1963  
*Design for Dedication*, Regnery, 1964  
*Beaverbrook, A Study of Max the Unknown*, Hutchinson, 1964

### *Auf deutsch erschienen:*

- Ideen haben Beine*, Herbert Lang, 1948  
*Welt im Aufbau*, Caux Verlag, 1951  
*Die Kunst, Menschen zu ändern*, Paul Haupt, 1954  
*Eine Idee, die Welt zu gewinnen*, Caux Verlag, 1955  
*Amerika braucht eine Ideologie*, Caux Verlag, 1957  
*Frank Buchmans Geheimnis*, Deutsche Verlags-Anstalt, 1961  
*Freiheit ist nicht umsonst*, Caux Verlag, 1965  
*Ein Staatsmann namens Paulus*, Caux Verlag, 1966

*Theaterstücke*

- The Real News*, Blandford Press, 1954  
*The Dictator's Slippers*, Blandford Press, 1954  
*The Boss*, Blandford Press, 1954  
*We are Tomorrow*, Blandford Press, 1954  
*The Vanishing Island*, 1955  
*Pickle Hill*, Blandford Press, 1960  
*The Hurricane* (mit Alan Thornhill), Blandford Press, 1961  
*The Ladder*, Blandford Press, 1961  
*Music at Midnight* (mit Alan Thornhill), Blandford Press, 1962  
*Through the Garden Wall*, Blandford Press, 1963  
*The Diplomats*, Blandford Press, 1964  
*Mr. Brown Comes Down the Hill*, Blandford Press, 1964  
*Give a Dog a Bone*, 1964  
*Happy Deathday*, Westminster Productions, 1965

*Auf deutsch erschienen :*

- Die Pantoffeln des Diktators*, 1955  
*Die verschwindende Insel*, 1956  
*Die Leiter*, Caux Verlag, 1963  
*Durch die Gartenmauer*, Caux Verlag, 1964  
*Mr. Brown steigt herab*, Caux Verlag, 1965  
*Glücklicher Todestag*, Caux Verlag, 1969

## INDEX

- Acheson, Dean 178-9  
 Adenauer, Dr. Konrad 148, 265, 304-5  
 Afrika 204, 217, 271-8  
 Amerika, Vereinigte Staaten von, s. USA  
 Ammon, Lord 136  
 Argentinien 302-3, 307  
 Asien 180-200, 201, 204-5, 245, 248-70, 280-2  
 Attlee, Clement R. 128  
 Australien 178-9
- Babbitt, W. T. «Slim» 169-72  
 Baker, G. T. 170-2  
 Baldwin, Lord 71, 75-76, 79-81  
 Barrett, R. M. S. 173  
 Beaverbrook, Lord 67-93, 103, 108, 111-2, 150-1, 168, 219-22, 263  
 Beeton, Tom 115-6  
 Belgien, 85-86, 91, 264  
 Belk, J. Blanton, jr. 287  
 Benedens, Willi 152-3  
 Bergarbeiter 51-52, 73, 151-3, 261  
 Berlin 154, 155-9  
 Bevan, Ancurin 90  
 Bevin, Ernest 93, 117, 119-20  
 Birkenhead, Lord 32-33  
 Bladecq, Max 8, 151-3  
 Bohm, Evangeline, s. Howard, E. C.  
 Boothby, Lord 71  
 Bourguiba, Habib 272  
 Bracken, Brendan 90  
 Branco, Präsident Castello 300  
 Brandt, Willy 305  
 Brasilien 222, 296, 300-7  
 Brecht, Bertold 203  
 BBC 61, 105, 231-3, 310  
 Brown, «Buster» 21  
 Brown, Ernest 117  
 Buchman, Dr. Frank 98, 103, 107, 129, 132, 134-5, 140-1, 144, 146, 157, 159-60, 162-4, 168-9, 174-9, 181, 190-1, 194-8, 206, 208-15, 216-25, 235, 248, 254, 275, 295, 304, 306-7  
 Buddhistische Äbte, Ältestenrat 249, 251-2  
 Bulganin, N. A. 251  
 Burma 190, 222, 249-52, 255
- Campbell, Dr. Paul 174, 177, 214, 216-7  
 Cardoso, Damasio 302-3  
 Carter, A. R. N. (Tony) 21-23, 36, 65, 290  
 Carvalho, Nelson Marcellino de 302-3  
 «Cassandra», s. Connor, Sir William  
 Caux-sur-Montreux, Schweiz 148-53, 157-9, 166-7, 216-8, 222, 249, 251, 271-2, 303  
 Cazalet, Thelma 70-71  
 Cecil, Lord David 39  
 Ceylon 181-4, 190  
 Chamberlain, Neville 77, 82, 84, 90-92, 305  
 Chateaubriand, Dr. Assis 300-1  
 Chiba, Saburo 254, 258-9  
 Chile 307  
 China 189, 199, 222, 251, 255, 269-70, 273, 281; s. auch Mao Tse-tung, Taiwan  
 Christiansen, Arthur 100, 150  
 Chruschtschow, N. S. 207, 222, 228, 251, 259, 262, 264, 305  
 Church of England 231-6  
 Churchill, Randolph 33, 35  
 Churchill, Sir Winston 71, 75-82, 91-93, 128, 145, 176, 198, 221, 263  
 Ciano, Gräfin 84, 87  
 Clay, Harold E. 136  
 Connor, Sir William («Cassandra») 112  
 Cortina, Weltmeisterschaften im Bobsleigh 84-87  
 Courthope, Lord 136  
 Coxon, Geoffrey 16-17  
 Cripps, Lady 189
- Cudlipp, Percy 77-78, 103  
 Cunha, Dr. Vasco Leitão da 304  
 Cushing, Kardinal Richard 280
- Dalai-Lama 266  
 Desai, Khandubhai 181  
 Desai, Morarji 184  
 Deutschland 205-6, 216-8, 263; *Vorkriegs-* 73-74, 77-78, 79-80, 84-87; *Krieg* 91, 96, 99, 105, 116-7, 125-8, 136; *Nachkriegs-* 148, 151-9, 190, 265, 304-5  
 Diem, Ngo Dinh 256-8, 281-2  
 Dobree, Pastor C. 310  
 Driberg, Tom («William Hickey») 98-100, 220, 310  
 Drummond, Henry 135, 201  
 Ducé, Edith 94-96  
*Durch die Gartenmauer*, Theaterstück von P. D. H. 203-4, 242, 284  
 Dycr, Sir John 39-40, 46
- Edinburger Festspiele 230-1  
 Eisenhower, Dwight D. 178, 198  
 England 106, 138-40, 143, 185-6, 190, 217, 220, 226-47, 250, 264, 279, 298-9, 305, 307  
 Europa 148-65, 204-5, 272, 304-5  
 Evans, Vincent 205, 244-6  
*Express-Zeitungen* 67-109, 150-1, 219-21, 229, 243-4, 310  
 Farquhar, William 40-42  
*Fighters Ever* von P. D. H. 120  
 Foot, Michael 90, 91-93, 111-2  
 Formosa, s. Taiwan  
 Frankreich 104-5, 178, 257, 264, 271-2, 304-5, - und *Deutschland* 148, 155, 158-9, 304  
*Freiheit ist nicht umsonst* von P. D. H. 280, 290  
 Freikirchen, Generalrat der Englichen 120  
 Gandhi, Devadas 248

- Gandhi, M. K. (Mahatma) 182, 184, 187-8, 190, 248-9, 267  
 Gandhi, Rajmohan 248-9, 258, 262, 264, 266-7, 300, 307  
 Gasperi, Alcide de 148, 304-5  
 Gaulle, General de 305  
 George, Irene (Nanny George) 13-14, 16, 18-19, 215  
 Gewerkschaften 157-8, 166, 169-72, 181, 183, 192, 242, 294, 302-4  
 Ghosh, Kanti 253  
*Glücklicher Todestag*, Schauspiel von P. D. H. 243, 308  
 Goenka, Ramnath 195-6  
 Gollancz, Victor 92, 255  
 Gordon, Patrick Wolrige 236-9  
 Greene, Sir Hugh 310  
 Gromyko, Andrej 179  
 Großbritannien, s. England  
*Guilty Men* von «Cato» 75, 92-93, 97, 112
- Hafenarbeiter 177, 183-4, 242, 249, 302-4  
 Henrique R. de Oliveira 303  
 Hessen, Prinz Richard von 217  
 «Hickey, William», s. Driberg, Tom  
 Hiss, Alger 179  
 Hitler, Adolf 73-74, 77, 79, 84, 87, 90-91, 155-6, 158, 198, 305  
 Ho Ying-chin, Madame 255  
 Hobson, Harold 202  
 Hogg, Quintin M., Q. C. 34-35, 312-4  
 Holland 91, 153-4, 158  
 Hongkong 256  
 Hood, William 14  
 Hore-Belisha, Leslie 70  
 Hoshijima, Niro 204  
 Howard, Arthur 10, 14-16, 17  
 Howard, Ebenezer C., und Evangeline (geb. Bohm), Eltern von P. D. H. 10-14, 16-23, 25, 28, 30-31, 35-36, 53-55, 57, 65-66, 112, 135-6, 159-60, 213-5  
 Howard, John 19, 35-36, 101, 126-8, 135-7, 160, 280  
 Howard, Peter Dunsmore (1908-1965), *Kindheit und Erziehung* 9-24; *Studium* 25-38; *New Party* 33, 39-56; *Heirat* 57-66; *journalistische Karriere* 67-108; *Begegnung mit der M.R.A.* 94-104; *Hill Farm* 108-28; *in der Moralischen Aufrüstung* 130ff; *Dramatiker* 201ff; *Tod der Eltern und Buchmans* 213-21; *Ideologische Mission* 204-6, 272-8; *in Deutschland* 153-9, 205-6; *Cruzeiro do Sul* 307; *Tod* 308-10
- Howard, Doë (geb. Metaxa) *Heirat* 40-66; *erste Jahre in England* 66-88; *Hill Farm* 88-89, 101-4, 110-11, 114-28, 130; *P. D. H. unterwegs* 130-1, 137-40, 146, 149, 167-8, 180, 190-1, 237, 295, 299; *Tod von P. D. H.* 308
- Howard, Kinder 82-83, 89, 104, 111, 115-7, 122-8, 133, 139, 146-7, 149, 157, 159-60, 167-8, 191, 298-9; *Anne* 81, 182, 236-9, 308-9; *Anthony* 83, 173, 248-9, 257-8, 261-2; *Philip* 66, 167, 253
- Ideen haben Beine* von P. D. H. 129, 135, 310  
 IG-Farben 154  
 Indien 34-35, 180-200, 203, 240, 248-9, 252-3, 258, 266-7, 272  
*Innocent Men* von P. D. H. 111-3, 120  
*Iris* (Oxford Studentenzzeitung) 28-29, 32-36  
 Italien 84-87, 148, 161-4, 203-4, 304
- Jacks, M. L. 21, 24-25, 38  
 Jaeger, William 158  
 Jaegher, Pater de 256-7  
 Japan 166-8, 172, 177-9, 190, 204-5, 221, 250, 253-5, 258-65, 272
- Joel 303  
 Johnson, Lyndon B. 281  
 Jordan, Philip 112  
 Jugend 39, 70, 135, 156, 163-4, 242-3, 246, 267, 269, 284-90, 292-3, s. auch Studenten
- Kabir, Humayun Z. A. 35  
 Kanada 9, 123, 132-4, 152, 297  
 Karter, Egon 8, 203  
 «Kathy» 287-8  
 Kenia 273-4, 278  
 Kennedy, John F. 207, 264  
 Kenyatta, Jomo 278  
 Kinmen (Quemoy) 256  
 Kommunismus 179, 199-200, 203, 205, 208-10, 248-9, 264-5, 269-70; *Deutschland* 151-3; *England* 177; *Asien* 185, 193, 195-8, 222, 251-2, 255, 258, 263; *Südamerika* 300-3
- Korea 263, 268  
 Kowa, Viktor de 8, 203  
 Kuriyama, Chojiro 167  
 Kurowski, Paul 152-3
- Laski, Mrs. 189  
 Laure, Irène 158-9  
 Law, A. Bonar 221  
 Lean, Garth 96-97, 102-3, 243-4  
 Lean, Mary 243-4  
 Lenin, W. I. 79, 153, 157, 179, 262  
 Lewis, John L. 169  
 Lichfield, Bischof von 136  
 Light, George 130  
 «Linda» 284-7  
 Lloyd George, David 71-72, 263
- MacArthur, General D. 168, 176  
 Macassey, Sir Lynden 136  
 Mackinac Island, USA 132, 134-5, 168, 285-92  
 MacLeod, Dame Flora MacLeod of 307-9  
 Mao Tse-tung 207, 251, 259, 262  
 Marcel, Gabriel 202-3  
 Marcellino, Nelson, s. de Carvalho, N. M.  
 Marks, Derek 220  
 Marokko 271  
 Martin, Joe 168  
 Masmoudi, Mohammed 271-2  
 Matsushita 262  
 Mau-Mau 273-4  
 McCormick, Oberst Robert und Frau 176  
*Men on Trial* von P. D. H. 129, 145  
 Mendès-France, Pierre 272  
 Metaxa, Doris, s. Howard, Doë  
 Metaxa, Eltern 40-43, 46, 48, 53, 57-63, 66  
 Miami Bus Co. 173-4  
 Moon, Professor Robert 172  
 Morales, Frank R. 35, 182, 186  
 Moralische Aufrüstung 95-109, 111 ff.  
 Morley, Dr. Edwin 21  
 Morrison, Herbert 93  
 Mosley, Sir Oswald 33-34, 39, 45-46, 50-51, 53-54, 56  
 Mukerjee, Bischof Arabindo Nath 197  
 Muniz, Marschall Guedes 306

- Mussolini, Benito 46, 84, 161-2  
Mysore, Maharadscha von 196-7
- Nakajima, Katsuji 166  
Nakatani, Professor 265  
Nanda, Gulzarilal 181, 191-3  
Narayan, Jaya Prakash 185  
National Airlines (USA) 169-72  
Nehru, Jawaharlal 185, 188-90, 193, 263, 265, 267  
Neo-Destour Partei 271  
New Party, s. Mosley, Sir Oswald  
*New York Times* 167-8  
Nicolson, Sir Harold 33, 39, 56, 61  
Nigerien 272  
Norwood, Sir Cyril 136
- Observer* 167  
Owen, Frank 72, 90, 92, 111-2  
Oxfordgruppe, s. Moralische Aufrüstung  
Pakistan 181, 190, 272  
Paul, Hugo 153  
Pawley, William D. 173  
Pearson, Lester 178  
Peru 222, 307-9  
Philippinen 204-5, 272  
Pinto, Carlos 303  
Pinto, Ignatius 35  
*Pioneer* 39, 48  
Plummer, Sir Leslie (Dick) 108  
Prasad, Dr. Rajendra 187  
Profumo-Affäre 240-1  
Pryke, Leutnant R. 117  
Punjab National Bank 192
- Quemoy, s. Kinmen
- Rajagopalachari, C. 194  
Rassenbeziehungen 98, 190, 224, 254, 273-8, 293-4  
*Real News, The*, Schauspiel von P. D. H. 202  
Redfern, John 220  
Rentzel, D. W. 170  
Reuter, Ernst, Regierender Bürgermeister 151  
Reutlinger, Harry 176  
Rhein-Ruhr-Klub 205-6  
Rickenbacker, Eddy 169, 172
- Robertson, David 121  
Robertson, E. J. 93-95, 108, 150  
Rodzinski, Artur 143-4  
Roosevelt, Franklin D. 107  
Ross, Sir David 136  
Rubinstein, Artur 141  
Rudi (deutscher Kriegsgefangener) 125-8  
Ruhr 151-3, 206  
Russell, Bertrand 87
- Sackville, Lord 61  
Sackville-West, Vita 61  
San Francisco, Friedenskonferenz 177-9  
Schuman, Robert 148, 177, 304-5  
Scindia-Schiffahrtsgesellschaft 182  
Senanayake, Dudley 181  
Shibusawa, Keizo 254  
Shibusawa, Masahide 254  
Si Bekkai 271  
Silva, Euclides da 302  
Skouras, Spyros 186  
Sogo, Gouverneur Shinji 262  
Sowjetunion, s. UdSSR  
Spender, Sir Percy 178-9  
Stalin, Josef 145, 151, 157, 262  
Stockwood, Mervyn, Bischof von Southwark 232-4  
Strachan, Pat 238-9  
Studenten 197-8, 261-2, 265, 287, 296-8  
Sturzo, Don Luigi 304  
Südafrika 190, 208, 276-8  
Sukarno, Achmed 265  
Suzuki, Eiji 166
- Taiwan (Formosa) 250, 255-6  
Tata, J. R. D. (Tata-Industrien) 181-2, 184-5  
Thailand 189, 190, 272  
*That Man Frank Butchman* von P. D. H. 140-4  
Theaterstücke 202-4, 224, 227, 241-3, 273, 284, 287, 308  
*Three Views of Christianity* von P. D. H. 255  
*Times, The* 136, 177, 213  
Truman, Harry S. 145-6
- Tschiang Kai-schek, Generalissimus 256  
Tunesien 271-2
- U Ba Than 250  
UdSSR 157, 167, 179, 199, 208-10, 248, 251, 265, 273  
U Narada 251-2  
*Unità* 203-4  
U Nu 222, 249-52  
Urquhart, Generalmajor 137  
Uruguay 307  
USA 85-87, 107, 122-3, 130, 132-5, 140-7, 167-79, 190, 204, 208, 218-9, 222, 225, 248, 257-60, 262, 264-5, 269-70, 272, 279-99
- Vauhini-Filmstudios, Madras 194-5  
*Verschwindende Insel, Die*, Musical von P. D. H. 204, 273  
Vietnam 256-8, 281-2
- Wardell, Captain Michael 82  
Warren, Earl 178  
Weatherstone, Duncan (Lord Mayor von Edinburg) 231  
*Welt im Aufbau* von P. D. H. 178  
Weltkrieg, Erster 14-16  
Weltkrieg, Zweiter 89-93, 104-8, 116-7, 121-3, 125-8, 131, 204-5  
Westminster-Theater 202, 241-2, 284  
Whitehead, J. E. 22  
Whitehorn, Mrs. 22  
Wiley, Senator 178  
Willi (deutscher Kriegsgefangener) 125-8  
Wilson, Sir Arnold 73-74  
Wilson, Roland 130  
Windsor, Herzog und Herzogin von 80-81  
Winter, Keith 25-27  
Wood, A. Lawson 144, 248-9
- Yoshida, Shigeru 166, 179, 253, 259, 263-4  
Younger, Kenneth 178